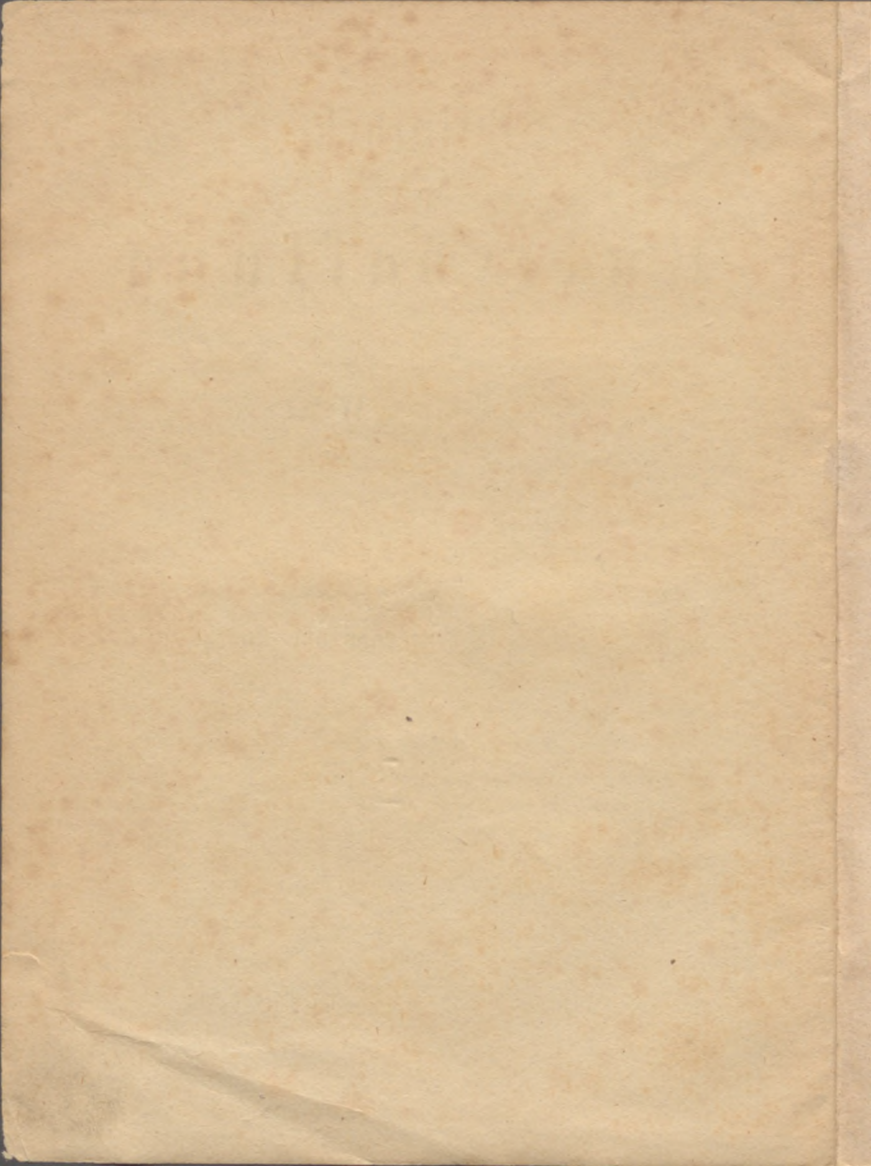
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Jahrgang 1882.

Band 11.







Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

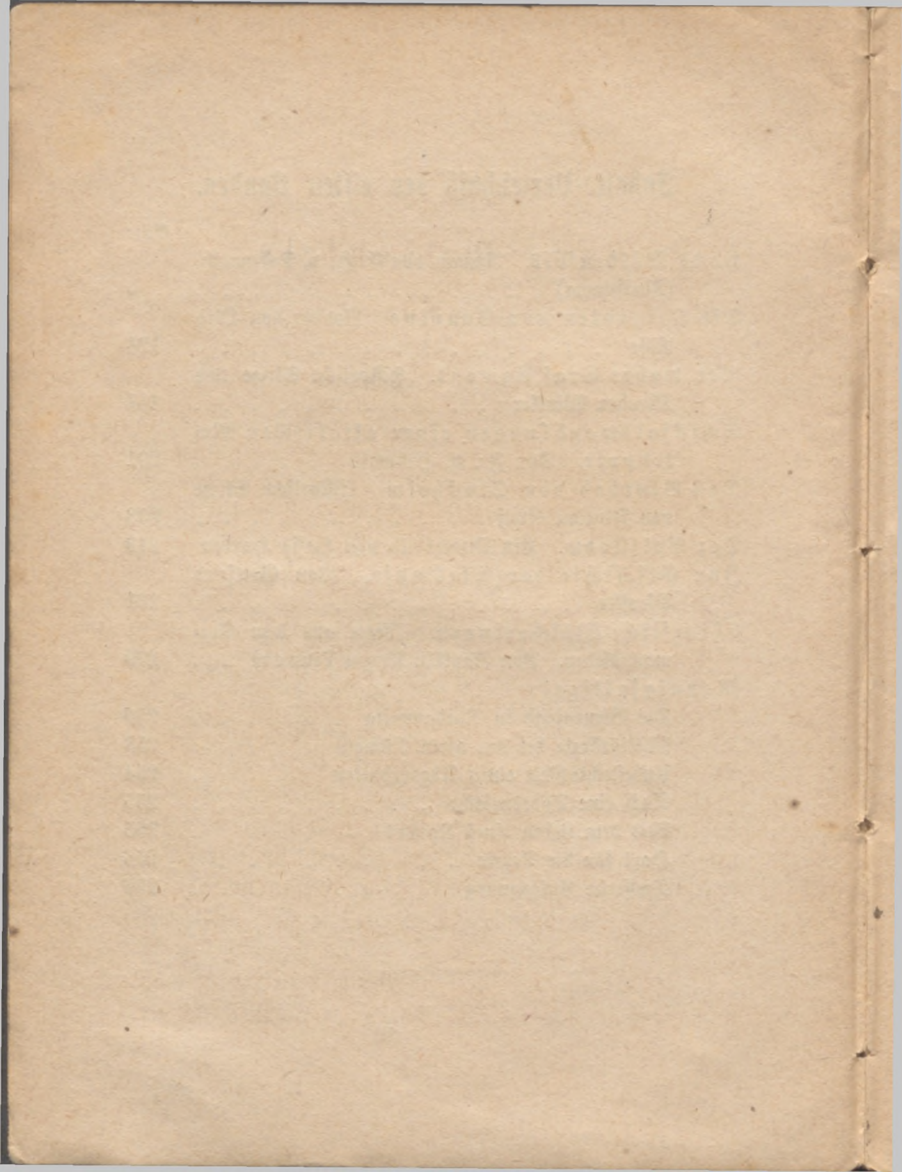
Jahrgang 1882.

Elfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des elften Bandes.

Seite



Haus Wildenfels.

Roman

von

E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Es war natürlich, daß Benno mit Franz von der Person zu sprechen dürstete, welche seine Gedanken so lebhaft beschäftigte. „Sie erzählten gestern," begann er, „die Tochter des Grafen Wildenfels habe sich verlobt. Ist denn das so unerwartet gekommen?"

„Ja, Herr Wildenfels. Die Jungfer der Comtesse ist meine Braut. Sie hat mir oft erzählt, die Comtesse habe eine alte Liebe im Herzen und weise daher alle Freier ab, die nach ihr begehren. Es soll ein Künstler sein, der ihr vor Jahren das Leben gerettet — ein Maler, glaube ich."

Es konnte Franz nicht entgehen, daß Benno bei diesen Worten heftig erröthete und kaum seine innere Bewegung beherrschen konnte. „Sie kennen die Comtesse?" fragte der Bursche dreist, während es in seinen Augen funkelte, als habe er eine Entdeckung gemacht, der er noch nicht völlig traue.

„Ja — nein —" stotterte Benno verwirrt, er wußte nicht, was er sagen sollte. Wenn die Comtesse ihn nach

der Schlucht beschieden, war es Thorheit, zu leugnen, daß er sie kenne. „Ich habe sie vor Jahren gesehen,“ fuhr er fort, „ich glaube es wenigstens.“

„Vielleicht in Italien?“

„Ja, ich denke.“

Benno war kein Meister in der Verstellung, die forschenden Blicke des Burschen wurden ihm immer peinlicher. „Hat man sie zu der Verlobung gezwungen?“ fragte er, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Gott weiß es. Der fremde Herr auf dem Schlosse hat wohl damit zu schaffen. Kathi erzählt, daß derselbe gestern früh die Comtesse aufgesucht, und nachdem er mit ihr gesprochen, hat sie den Grafen Boltenstern ganz anders behandelt als sonst, hat mit ihm musicirt und zur Tafel sich länger geputzt als sonst. Kathi hat es ihr angesehen, daß etwas Besonderes vorgefallen, und sie hat es nicht geleugnet.“

„Dann ist also die Verlobung noch nicht geschlossen, sie wird erst erwartet?“

„Ja, so sagte Kathi.“

„Und die Comtesse zeigte sich heiter, glücklich?“

Benno verkürzte seine Schritte, es war, als schwanke er, ob er seinen Weg fortsetzen solle oder nicht, der Ton seiner Stimme, die Wolke, welche sein Antlitz verdüsterte, Alles verrieth, wie ihn diese Vermuthung enttäusche.

„Kathi weiß selbst nicht, was sie sagen soll,“ versetzte Franz, dessen Blicke den Bildhauer zu durchbohren schienen, ich habe sie auch nur flüchtig gesprochen. Der Graf Boltenstern ist sehr reich und es scheint, als ob es mit dem

Herrn Grafen Wildenfels nicht ganz richtig steht. Doch Sie werden ja Alles erfahren. Wir sind bald an Ort und Stelle. Darf ich voraneilen und nachsehen, ob der Herr schon da ist?"

„Welcher Herr?"

„Nun der, welcher Sie sprechen will. Ich denke mir, daß es ein Herr ist," verbesserte sich Franz, als er Benno wieder unschlüssig werden sah, „ich weiß nicht, wer's ist."

Benno ließ Franz vorausgehen, es war ihm lieb, einige Momente zu haben, in denen er sich sammeln konnte, er fühlte, daß er sich lächerlich mache, wenn er jetzt noch umkehre.

Franz eilte voran und traf Harley, als derselbe in die Thalschlucht einbog. „Der Bildhauer ist da," flüsterte er, „ich glaube, er bildet sich ein, die Comtesse habe ihn herbeschieden. Ich möchte wetten, daß er es ist, der die Comtesse einst gerettet, deshalb gewiß darf er auch nicht auf's Schloß kommen!"

Der Nachsatz schien den überraschenden Eindruck zu stören, den die ersten Worte auf Harley gemacht. „Wo ist er?" fragte der Gelehrte, ohne eine Antwort zu geben, aber sichtlich durch die Kunde erregt.

„Er biegt dort eben um die Ecke."

„Gut, so bleiben Sie hier in der Nähe, aber horchen Sie nicht; bemerke ich das, so wäre es mit unserer Freundschaft zu Ende."

Harley eilte Benno entgegen. Der Bildhauer stutzte, er erkannte sofort den Fremden, welcher in der Erbschaftsangelegenheit mit seinem Vater unterhandeln gewollt. Eine

ärgere Enttäuschung konnte ihn nicht treffen, sein Antlitz schaute finster drein. „Mein Herr,“ sagte er, „hätte ich ahnen können, Sie hier zu treffen, so wäre ich nicht gekommen.“

„Und warum nicht?“ fragte Harley lächelnd. „Könnte ich nicht ebensogut der Vertraute der Comtesse Wildenfels sein, wie der ihres Bruders?“

Der Eindruck, den diese Worte auf Benno machten, verrieth Harley, daß Franz sich nicht getäuscht. Benno erschrak, sein Antlitz röthete sich und nahm sofort einen erwartungsvollen Ausdruck an, obwohl der Bildhauer sich zu bemühen schien, seine Erregung zu verbergen.

„Ich verstehe Sie nicht,“ entgegnete Benno, Befremden heuchelnd. „Was könnte die Comtesse von mir wollen?“

„Direkt noch nichts, Herr Wildenfels, sie ahnt sogar noch nicht, daß Sie in ihrer Nähe sind. Aber ich kenne ihre Wünsche, es liegt in meiner Hand, ob diese und Ihre Hoffnungen erfüllt werden können oder nicht. Ich kann Hindernisse beseitigen, deren Ueberwindung unmöglich erscheint. Ich lege Ihnen heute die Frage vor, die ich einst an Ihren Vater gerichtet: Ihre Antwort ist entscheidend für Ihre Zukunft, für Ihr Glück. Wollen Sie mir vertrauen, sich mit mir zu einem Streben verbinden, das Ihnen Reichthum und die Hand der Comtesse bringen soll?“

Dem loyalen, offenen Charakter Benno's hätte ein Mann, gegen den er schon Argwohn und Widerwillen hegte, nicht widerwärtiger werden können, als dadurch, daß er in Räthsel gehüllte Forderungen auf Verheißungen zu

gründen suchte, die einerseits große Anmaßung verriethen, andererseits Benno's Gefühl verletzten. Was er nicht zu denken, nicht zu träumen gewagt, das verhieß dieser Mann wie eine Bagatelle; das Gefühl, das ihm zu heilig gewesen, um es irgendwem zu offenbaren, zerrte dieser Mensch in einen Handel, dabei forderte er ein Vertrauen, das man kaum erprobten Freunden schenkt.

„Mein Herr," antwortete Benno, „ich habe Sie niemals zum Vertrauten meiner Gefühle gemacht, ich muß dagegen protestiren, daß Sie mir eitle Hoffnungen andichten. Mein Vater hat Ihnen schon erklärt, und ich denke ebenso, daß wir uns auf keine Intriguen und Spekulationen einlassen, ich halte mich aber für verpflichtet, den Herrn Grafen Wildenfels davon in Kenntniß zu setzen, daß Sie nicht nur Feindseligkeiten gegen ihn vorbereiten, sondern auch von seiner Tochter in einer Weise sprechen, die —"

„Schon gut," unterbrach ihn Harley, „Ihr Nein macht alles Weitere überflüssig. Aber da Sie mich möglicherweise für einen Prahler halten, will ich Ihnen, ehe das letzte Wort gesprochen wird, sagen, wer ich bin. Unsere Väter waren Brüder, heute kann ich den Schleier des Geheimnisses lüften, wir Beide haben von dem Grafen Wildenfels unser Erbe zu fordern, denn unser Großvater war der verschollene Graf Benno v. Wildenfels."

„Unmöglich!" stotterte Benno, Harley ungläubig anstarrend. „Wir wären Vettern? Wir wären wirklich Blutsverwandte des Grafen?"

„Ja, Vetter Benno, ich habe die Beweise dafür in

Händen. Mein Vater war der Erstgeborene, Deiner entsproß einer späteren Ehe des Großvaters. Ich habe darum ein Recht zu fragen, ob Ihr mir die Vertheidigung Eurer Rechte anvertrauen wollt, oder ob ich allein den Kampf durchfechten soll, ich würde dann freilich auch allein an mich denken."

Benno stand noch da, wie betäubt, er hielt die Hand, die ihm Harley gereicht, in der seinen, aber sein innerstes Gefühl sträubte sich dagegen, diesem Manne vertrauen zu können. „Sind wir Vettern," sagte er endlich, „so drücke ich Dir als meinem Verwandten die Hand, über alles Andere aber muß mein Vater entscheiden. Ich trachte nicht nach Gold, ich bin Künstler, mein Streben —"

Benno brach plötzlich ab, zwei junge Männer, welche sich leise herangeschlichen, traten unerwartet hervor. „Ah," rief Georg, während Graf Boltenstern einige Schritte zurückblieb, „also doch der Bildhauer. Bravo, Herr Harley, Sie sind wirklich ein Ehrenmann!"

Die höhnische Ironie in diesen Worten verrieth, wie schwer es Georg wurde, seine Leidenschaft zu unterdrücken. Er hatte während der Nacht nicht schlafen können und auf das leiseste Geräusch geachtet. Er hatte gehört, wie Harley, der auf demselben Korridor wohnte, sein Zimmer verließ, er hatte Boltenstern geweckt, der neben ihm schlief, Beide hatten sich hastig angekleidet und Kathi noch getroffen, als sie eben das Zimmer Harley's von außen verschloß. Die bestürzte Zofe hatte nicht zu leugnen gewagt, daß Herr Harley das Schloß nach der Terrassenseite verlassen, beide jungen Männer waren dem Flüchtigen gefolgt; in der

Felsschlucht angekommen, waren sie freilich von Franz bemerkt worden, dieser hielt es aber nicht für gerathen, sich zu zeigen, und da er sich jenseit des Weges befand, den Harley eingeschlagen, konnte er denselben nicht warnen, ohne selber gesehen zu werden.

Vielleicht aber lag dem Burschen auch weniger daran, Harley einen Dienst zu erweisen, der doch von keinem rechten Nutzen sein konnte, als die Scene, welche nun folgen mußte, zu belauschen. So gelang es denn den jungen Männern, Harley zu überraschen. Schon der Umstand, daß sie verschiedene Stimmen hörten, bewies, daß Harley nicht eine Flucht beabsichtige, sondern ein Rendez-vous mit Jemand habe, der ihn bei seinen heimlichen Intriguen unterstützte und dieser Argwohn erhielt bestimmte Form, als Benno sagte: „Ich bin ein Künstler."

Georg's Vater hatte geäußert, er wünsche vor Allem Gewißheit darüber, ob auch der Bildhauer ihn täusche, ob derselbe mit Harley in Verbindung stehe. Das war jetzt erwiesen, ein anderer Künstler als der Bildhauer konnte wohl schwerlich der Genosse Harley's sein, und Empörung erfüllte die Brust Georg's, als er sah, daß sein Vater auch von diesem Menschen betrogen werde, von dem er so wohlwollend gesprochen.

Moritz Harley zeigte wider Erwarten keine Bestürzung, wenn er auch im ersten Augenblick erschrak. Er erwiederte den Blick Georg's mit einem Blicke, der sein bitteres, sarkastisches Lächeln ergänzte. „Ich weiß, daß ich das bin," erwiederte er, „aber höchst seltsam finde ich es von Ihnen, Herr Graf, daß Sie den Wegen, die ich mache,

nachspioniren, oder sind die Gäste von Schloß Wildenfels Ihre Gefangenen?"

Die kalte, trotzige Ruhe Harley's hatte etwas unendlich Herausforderndes für Georg, besonders, da der Vorwurf, den Harley ihm machte, ein treffender war.

„Wenn Gäste verdächtig werden, beobachtet man sie," rief Georg, in Leidenschaft erglühend.

„Herr Graf, ich ersuche Sie, Ihre Worte zu wägen, wenn Sie dazu im Stande sind."

„Es erweckt Argwohn," antwortete Georg, „wenn Sie mit Jemand heimlich zusammenkommen, von dem Sie zu meinem Vater sagten, daß Sie ihm nicht begegnen wollten."

„Herr Graf, Sie sind zu erregt, um logisch denken zu können. Was mir gestern nicht beliebte, kann mir heute gefallen. Wir sind hier auch nicht auf dem Schlosse, und wenn ich Ihnen meine Absichten nicht vorher kundgebe, ist der Schluß, daß ich Heimlichkeiten treibe, sehr gewagt. Sie stören meine Unterhaltung mit diesem Herrn — müssen wir einen anderen Ort aufsuchen, um Ihnen nicht im Wege zu sein?"

Georg's Hand ballte sich krampfhaft bei dieser höhnischen Frage, die gewissermaßen seine Entfernung forderte. „Sie werden unverschämt," rief er, „und Sie," damit wandte er sich zu Benno, auf den die ganze Scene immer peinlicher wirkte, „Sie thäten wohl, das Besitzthum meines Vaters zu verlassen, ehe er Ihnen die Thüre weist."

„Herr Graf," versetzte Benno, „diese Aufforderung ist überflüssig, ich würde von selbst gegangen sein, da ich mich davon überzeugt habe, daß die Arbeitsbestellung nur ein

Vorwand war, mich herzubescheiden. Ich muß mich aber gegen Ihre Vorwürfe verwahren. Ich wußte nicht, wer mich hieher beschieden, ich stehe heimlichen Intriguen fern und wiederhole nochmals in Ihrer Gegenwart Herrn Harley die Erklärung, daß ich mit anderen Dingen, als mit meinen Arbeiten, nichts zu schaffen haben will. Sie können Ihrem Herrn Vater mittheilen, daß ich auf seine Aufträge Verzicht leiste und mit dem nächsten Zuge abreise."

Damit entfernte er sich, ohne eine Antwort Georg's abzuwarten, den diese Erklärung ziemlich zu verblüffen schien und der vielleicht seine eigenmächtige Entscheidung schon bereute, aber Harley ließ ihn nicht dazu kommen, Benno zurückzurufen.

„Herr Graf," nahm derselbe das Wort, „Sie haben mir eine Beschimpfung zugerufen, die in Ihren Kreisen und unter Studenten zu einer Antwort mit der Waffe herausfordert. Ich bin jedoch der Ansicht, daß Jemand, den blinde Leidenschaft beherrscht, die Ehre eines Dritten nicht beflecken kann. Ich beachte daher das verletzende Wort nicht, wohl aber nehme ich die Herausforderung an, die in Ihrem ganzen Auftreten gegen mich liegt, und werde dafür Rache nehmen auf meine Weise."

„Herr," knirschte Georg, „Sie vergessen sich einem Manne gegenüber, ich verzeihe eine Frechheit nicht so leicht wie meine Schwester. Trotzen Sie nicht darauf, daß Sie hier noch Gast sind, meine Geduld ist erschöpft."

„Die meine auch, Herr Graf. Ich habe meine Abreise angekündigt, ich werde lieber zu Fuße zur Bahn gehen, als das Schloß wieder betreten."

„Herr Harley, wer Vertrauen annimmt, muß Rechenschaft ablegen, wie er dasselbe gebraucht, mein Vater hat das Recht, Erklärungen darüber zu erwarten, daß Sie Papiere aus der Bibliothek entnommen. Es wird Ihnen mit aller Höflichkeit begegnet werden, wenn Sie nicht zum Gegentheil herausfordern."

„Die Papiere liegen eingesiegelt auf dem Zimmer, welches ich inne gehabt. Weitere Erklärungen gebe ich nicht. Ich will Ihren Herrn Vater nicht sprechen."

„Ah, Sie wollen nicht? Und wer bürgt uns dafür, daß Sie alle Papiere zurücklassen?"

Das Antlitz Harley's färbte sich dunkelroth, aber er sah es, daß Boltenstern Georg einen Wink gab, er solle sich mäßigen.

„Herr Graf," antwortete Harley, „ich gebe Ihnen auf Ihre Beleidigung keine Antwort, aber Eines sage ich Ihnen: ich werde Sie daran erinnern, wenn wir uns unter anderen Verhältnissen gegenüberstehen werden. Herr Graf Boltenstern, ich bitte Sie, meine Taschen zu visitiren, hier ist auch der Schlüssel zu meinem Koffer, ich gestatte es, denselben zu öffnen."

„Herr Harley," entgegnete Boltenstern, „mein Freund hat sich in der Erregung falsch ausgedrückt, er argwöhnt wohl nur einen Mißbrauch der Papiere."

„Ich wollte nur sagen," nahm Georg das Wort, „daß der schlimmste Verdacht Dem nahe treten kann, der die Benutzung fremden Eigenthums nach Willkür übt und gewünschte Erörterungen verweigert."

„Ich habe einen Wunsch Ihres Vaters nicht nach

Willkür, sondern nach meinem Ermessen vollzogen, wer zu Argwohn geneigt ist, der sollte sein Vertrauen nicht fremden Personen aufdrängen. Die Art, wie man mich behandelt, ist erbärmlich. Es fehlt nur noch, daß Sie mir den Gendarmen schicken. Ich bin auch darauf gefaßt."

„Herr Harley, Sie sind frei, zu gehen, wohin Sie wollen," versetzte Georg, darauf nahm er Boltenstern's Arm und schlug mit demselben den Rückweg nach dem Schlosse ein.

14.

Georg sah nicht den Blick verächtlichen Hasses, den ihm Harley nachschickte, er bemerkte nur, als er sich später umsah, daß Harley den Weg zur Station einschlug.

Graf Wildenfels billigte es, daß sein Sohn den Künstler nicht zurückgehalten. Beide, wie auch Graf Boltenstern, waren ja der festen Ansicht, daß man es hier mit einem Komplott zu thun habe, daß Moritz Harley und Benno Wildenfels nach Verabredung gehandelt. „Ich werde einen Rechtsanwalt annehmen," sagte der alte Herr, „und fortan mit diesen Menschen nur indirekt verhandeln, es scheint mir, als hätten wir es mit raffinirten Abenteurern zu thun, die auf eine Erpressung ausgehen."

Man fand auf dem Zimmer, welches Harley innegehabt, das an den Grafen adressirte Packet. Die darin befindlichen Dokumente bestanden aus dem Schriftwechsel, den der Vater des alten Grafen theils mit dem Gericht, theils mit den Konsuln auf Batavia und in der Kolonie Viktoria in der Angelegenheit des Verschollenen geführt;

das von Harley den Papieren beigelegte, an den Grafen gerichtete Billet lautete folgendermaßen:

„Die Aufforderung Euer Hochgeboren, nach den Dokumenten zu sehen, welche die Angelegenheiten des verschollenen erstgeborenen Sohnes des Grafen Kuno v. Wildenfels betreffen, berechtigte mich zur Kenntnißnahme des Inhaltes der betreffenden Papiere, sobald ich sie gefunden. Ich hätte Ihnen, Herr Graf, die Eröffnung machen können, daß ich auch aus anderen Gründen ein Recht besaß, die Einsicht dieser Dokumente zu erbitten; da Sie aber angaben, es sei bereits vergeblich nach den Dokumenten geforscht worden, so wollte ich abwarten, ob mich das Glück nicht besser unterstützen werde. Es hat auf mich einen eigenthümlichen Eindruck gemacht, eine Mappe mit wichtigen Papieren, welche sonst Jedermann sorgfältig bei den Familienurkunden aufbewahrt hätte, an einem Orte in der Bibliothek zu finden, wo Niemand dergleichen suchen konnte, wo sie vor den Blicken dessen, der nach ihr suchte, besser verborgen war, als hätte sie unter den alten Akten und Chroniken begraben gelegen.

„Das Glück war mir hold, ich fand die Mappe, in welcher anscheinend alle die betreffende Angelegenheit berührenden Papiere gesammelt und aufbewahrt sein sollten. Merkwürdigerweise jedoch fehlen in der Mappe Dokumente, welche jedenfalls vorhanden gewesen sind und die für einen Erben des Verschollenen von großer Wichtigkeit wären, Dokumente, aus denen zu ersehen ist, wodurch das Gericht sich zu der Annahme bewogen fühlte, Graf Benno Wildenfels habe keine berechtigten Erben hinterlassen, und

die infolge dessen zur Ueberantwortung seines mütterlichen Vermögens an dessen Bruder, den Grafen Kurt, führten.

„Wenn ich auch die Ueberzeugung hege, daß Sie, Herr Graf, hiebei keine Schuld trifft, daß vielleicht auch Ihrem Herrn Vater nur eine Nachlässigkeit zur Last gelegt werden kann, so ist die Sache doch derart, daß eine gerichtliche Untersuchung nothwendig wird. Es war mir peinlich, Ihnen dies mündlich zu erklären, da die auffällige Art, mit der Ihr Herr Sohn mich bei meiner Arbeit in der Bibliothek störte und mir zu verstehen gab, daß er mir weiteres Nachforschen erschweren werde, mich daran zweifeln machte, ob ich noch im Besitze Ihres vollen Vertrauens sei.

„Der Umstand, daß Sie den Bildhauer Wildenfels kommen ließen, um mit demselben zu verhandeln, mußte in mir den Argwohn erwecken, daß Sie, um die Ansprüche des Sohnes des Verschollenen aus erster Ehe besser bekämpfen zu können, sich gegen dessen Vertreter mit den Nachkommen des Grafen Benno Wildenfels aus zweiter Ehe vereinigen wollen. Mein Ausdruck „Argwohn“ ist dadurch berechtigt, daß Sie in dem Gespräche über die Angelegenheit mit mir Ihre Bereitwilligkeit zu einem billigen Vergleich andeuteten, als ob berechtigte Forderungen nicht möglich seien. Sie wissen es also entweder nicht, daß ein Erbe aus erster Ehe des Verschollenen vorhanden, oder wollen das ignoriren.

„Ich vertrete die Ansprüche des erstgeborenen Sohnes des verstorbenen Grafen Benno. Ich kam nach Schloß Wilden=



fels mit der Absicht, die Familie kennen zu lernen, gegen welche ich einen Prozeß anzustrengen habe, denn ich vertraute dem Charakter Ihres Herrn Sohnes, der mir seine Freundschaft angetragen, und ich lebte in der Hoffnung, daß ein Vergleich den Prozeß überflüssig machen könne. Ich sah jedoch die Freundschaft Georg's der Probe erliegen, Ihre Comtesse Tochter wies die Anmaßung eines Bürgerlichen, ihr Interesse entgegenzutragen, stolz zurück, ich sah in der Herberufung des Bildhauers Wildenfels die Vorbereitung zu einem Kampfe, und gewann beim Auffinden der Urkundenmappe die Ueberzeugung, daß der Kampf mit Waffen geführt werden dürfte, die jede Hoffnung auf einen Vergleich ausschließen, die Art, wie man mich aus der Bibliothek zu entfernen suchte, gab diesen Eindrücken den charakteristischen Stempel.

„Binnen acht Tagen werde ich Ihnen, Herr Graf, meine Forderungen detaillirt kundgeben.“ —

Die Empörung, welche den alten Grafen bei Durchsicht dieses Schreibens erfüllte, war um so größer, als ihn gleichzeitig das Gefühl der Ohnmacht gegen so raffinirte Bosheit überkam. Harley hatte Alles so zu drehen gewußt, daß bei einem Prozeß von vornherein der Verdacht auf die Familie des Grafen fallen mußte: sie habe Harley zum Werkzeuge eines Betruges machen wollen, und diese Absicht erst aufgegeben, als sie entdeckt, daß sie sich in ihm geirrt. Es war nicht zu leugnen, daß man ihn plötzlich in der Arbeit auf der Bibliothek gestört, die man ihm anvertraut, er schmiedete aus diesem Umstande die Waffe, der Familie eine verbrecherische Absicht unterzuschieben, er

konnte jetzt sagen, daß er sich zu den Diensten nicht hergegeben, die ihm Georg's Freundschaft zugemuthet.

Der Prozeß, mit dem Harley drohte, mochte ausfallen, wie er wollte — es war ein Flecken auf die Ehre des Grafen und seine Familie geworfen, den abzuwaschen kaum möglich erschien. Selbst der Graf Boltenstern, der gewiß die höchste Achtung vor der Ehrenhaftigkeit des alten Grafen gehabt, schaute bedenklich drein. Der Verdacht lag allzu nahe, daß ein Vater das Vermögen seiner Kinder zu vertheidigen sucht, das große Vertrauen, das man Harley geschenkt, der doch gewiß nicht den einnehmendsten Eindruck machte, mußte den Argwohn bekräftigen, den Harley so dreist ausgesprochen.

Der alte Graf fühlte, daß er sich rechtfertigen müsse. „Die Infamie dieses Menschen ist so frech," sagte er, „daß ich fast glauben möchte, er sei davon überzeugt, daß er einen Ehrlosen angreife. Die Sache verhält sich so: Mein Großvater war, wie mein Vater ihn mir geschildert, ein stolzer, strenger Mann, unbeugsam in seinen Grundsätzen, in dem Gefühl für Ehre und Pflicht. Er hatte eine sehr reiche Dame geheirathet, aber er tastete das Vermögen derselben nicht an, um seine durch den Krieg und Mißwachs herabgekommenen Güter aufzubessern, er ließ Kapitalien, die sie ihm lieh, hypothekarisch auf eine kleine, nicht zum Fideikommiß gehörige Besitzung einschreiben, er verrechnete die Zinsen des Vermögens seiner Frau, als wäre sie eine Fremde. Mein Vater schloß hieraus, daß das Gerücht, der Großvater habe in erster Ehe nicht glücklich gelebt, begründet gewesen; Graf Kuno, so hieß mein Großvater,

hat sich nie darüber geäußert, er hielt das Andenken seiner Frau heilig, wenn er sich auch ein Jahr nach ihrem Tode wieder vermählte.

Aus der ersten Ehe meines Großvaters stammte ein Sohn, der beim Ableben seiner Mutter sechs Jahre zählte. Er war der verwöhnte Liebling seiner Mutter gewesen und jetzt ihr einziger Erbe, da sie keinen anderen nahen Verwandten besaß; der Großvater verwaltete für ihn das mütterliche Vermögen, ohne Nutzen aus dem ihm rechtmäßig zustehenden Nießbrauch der Zinsen zu ziehen, obwohl er dies recht nöthig gehabt hätte, denn seine zweite Frau brachte wenig mit, und die Noth der damaligen Kriegszeit lastete schwer auf allen Gütern.

Der Charakter Benno's — so hieß jener Sohn — zeigte schon früh gefährliche Seiten. Der Knabe war jähzornig, eigensinnig, zu allen schlechten Streichen bereit. Er wußte es, daß er der Fideikommißerbe sei, daß ihm außerdem ein großes Vermögen zufallen mußte, er benutzte die Unruhen, welche Einquartierungen u. s. w. mit sich brachten, um sich der Aufsicht des strengen Vaters möglichst zu entziehen, und je mehr er heranwuchs, um so trotziger zeigte sich sein Charakter, um so verwilderter wurden seine Sitten. Das Unglück konnte nicht ausbleiben. Er faßte eine heftige Leidenschaft zu der Tochter eines Müllers und setzte es sich in den Kopf, sie zu heirathen. Die Vorstellung seines Vaters, daß er dadurch das Anrecht auf das Fideikommiß verliere, beachtete er ebensowenig, wie die Drohung desselben, ihn in eine Erziehungsanstalt zu geben; er flüchtete aus derselben, als er dort-

hin wirklich gebracht worden war und schloß Brüderschaft mit schlechten Subjekten, die ihm dann auch halfen, aus einer Besserungsanstalt zu entspringen, in die man ihn gebracht, nachdem er sich Wochen hindurch als Vagabund umhergetrieben. Der Müller hatte inzwischen auf Veranlassung meines Großvaters seine Tochter gezwungen, sich mit einem seiner Gesellen, der sie gerne sah, zu verloben — in einer Nacht wurde bei meinem Großvater ein Einbruch verübt, es ist kein Zweifel, daß Benno der Rädelsführer gewesen, es wurde eine sehr bedeutende Baarschaft geraubt und anderen Tages fand man den Verlobten der Müllerstochter erschlagen im Walde; er hatte Benno verfolgt, der ihm die Braut entführt.

Die Gerichte verfolgten den Sohn meines Großvaters als Mörder und Einbrecher, wir erlebten aber nicht die Schande, daß er ergriffen und als gemeiner Verbrecher bestraft wurde, sondern es gelang ihm mit seiner Geliebten, Europa zu verlassen.

Sowohl mein Großvater als mein Vater haben sich bemüht, den Aufenthaltsort des Flüchtigen zu erforschen, denn es galt ja, die Vermögensangelegenheiten zu regeln; mein Großvater hätte Benno, obwohl er sich von ihm losgesagt, das mütterliche Erbe nicht vorenthalten, nach den Landesgesetzen war er als gemeiner Verbrecher jedoch des Anrechts auf das Fideikommiß verlustig. Man brachte in Erfahrung, daß er mit einem holländischen Schiff nach Batavia gegangen, daß er sich später von dort nach Australien begeben und daß in Viktoria seine Geliebte, Elisabeth Failler, gestorben und unter diesem Namen, also

nicht als seine Frau beerdigt worden sei. Von ihm selber war nur zu erfahren, daß er mit einem Knaben sich zu den Goldsuchern begeben, trotz aller Nachforschungen hat man später nichts mehr von ihm gehört oder in Erfahrung bringen können.

Das Gericht erklärte Benno dann nach Verlauf von dreißig Jahren nach seinem Verschwinden für verschollen, und mein Vater wurde als Erbe von Benno's Vater, der nach dem Gesetz den Sohn beerbt, auch dessen Erbe. Da die Mutter des Knaben, den Benno einst mit sich geführt, offenbar nicht seine legitime Frau gewesen, hatte der Letztere gesetzlich keine Erbansprüche, dennoch betrachtete mein Vater das Vermögen Benno's nur als geliehenes Gut, da doch immer noch die Möglichkeit vorhanden war, daß sich ein Erbberechtigter melden könne, bis dann wiederum dreißig Jahre verflossen waren, ohne daß man von dem Verschollenen oder seinen Nachkommen etwas gehört hätte. Jetzt sind bald hundert Jahre vergangen, seit Benno Wildenfels geflüchtet ist, und heute, wo ich langjährigen Besitz als festes Eigenthum betrachtet habe, melden sich nun plötzlich die lange vergebens gesuchten Erben! Ich wußte von keiner zweiten Ehe des Verschollenen, Harley behauptet in seinem Briefe jedoch sogar, daß die erste Verbindung Benno's eine legitime gewesen sei; möglich aber ist es auch, daß Benno nach dem Tode der Müllerstochter zwei Frauen nach einander gehabt. In keinem Falle war mein Vater im Besitz eines Dokuments, welches eine rechtmäßige Ehe Benno's konstatirte, er hätte sonst niemals in der Art, wie er es gethan, über das Vermögen verfügt. Dieser

Vorwurf, der meines Vaters und meine Ehre angreift, ist um so infamer, als ich Harley gebeten, nach den Dokumenten zu suchen, aber freilich, er scheint ja mich oder meinen seligen Vater dessen fähig zu halten, daß wir die Urkunden unterschlagen haben.

Ich habe," schloß der Graf, während Georg und Boltenstern in athemloser Spannung lauschten, „als ich den ersten anonymen Drohbrief erhielt, nach dem Verfasser geforscht, ich habe, als ich die Familie Wildenfels in der Residenz entdeckt, mich sofort bereit erklärt, gerechte und billige Ansprüche zu befriedigen, aber die Wildenfels haben geleugnet, etwas von mir zu begehren; anstatt mir offen mit seinen Forderungen entgegenzutreten, hat Harley sich hier einzuschleichen und sich jetzt in seiner tückischen Weise die Mittel zu verschaffen gewußt, meine Ehrenhaftigkeit zu verdächtigen. Ich sehe jetzt, wo er und die Wildenfels hinaus wollen: ihnen genügt die Herausgabe des ursprünglichen Kapitals nicht, sie wollen Zinsen und Zinseszins fordern, um möglichst viel zu erpressen, und um sich einen Prozeß dabei zu ersparen, zeigen sie mir, wie sie meine Ehre brandmarken wollen, wenn ich mich nicht gutwillig füge."

Die Worte des alten Herrn trugen so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß die Empörung der Zuhörer fast noch größer war, als ihre Theilnahme, daß weder Georg noch Boltenstern sich sogleich in die Gedanken hinein versetzen konnten, die einen schweren Druck auf den Grafen übten. Sie fühlten erst die ganze Tragweite der Drohung Harley's, als Graf Wildenfels auf ihre Erklärung, das gute

Recht werde über Schurkerei triumphiren, Jeder, dem er die Sachlage schildere, werde die Infamie Harley's durchschauen, mit zitternder Stimme erwiederte: „Will ich meine Ehre vor jedem Flecken wahren, so darf ich nicht mehr unterhandeln, muß dem Gericht die Entscheidung überlassen, und geht der Prozeß verloren, so sind wir Bettler. Rechnet nach, was Zins auf Zins in bald hundert Jahren bedeuten. Harley weiß es, was er fordert, darum konnte er es auch wagen, zu Adda solche Worte zu sprechen, wie er es gethan."

Georg schaute plötzlich nach der Uhr. „Es ist noch Zeit," rief er aufspringend. „Den Diebstahl, den er Dir vorzuwerfen wagt, hat er begangen. Ich stelle ihn, er soll sich visitiren lassen!"

„Halt!" rief der Graf, „Du bleibst. Wer Gewalt braucht, der macht sich verdächtig. Hältst Du ihn für so unvorsichtig, daß er Gestohlenes bei sich führt? Und was soll er gestohlen haben? Ich sage Dir, es kann nichts in der Mappe gewesen sein, was zu Gunsten von Erben spricht, sonst hätte mein Vater das Erbe nicht angetastet. Harley hat die Mappe nur durchstöbert, um sagen zu können, es fehle etwas darin; Gott weiß, wie er das nachweisen will, aber er wird vertreten, was er schreibt, dessen bin ich sicher!"

„Das glaube ich auch," sagte Boltenstern, „er kann sich ja Papiere angeeignet, oder solche vernichtet haben, die gegen seine Ansprüche zeugen."

„Ha, das ist wahr!" rief Georg. „O, ich Unseliger, daß ich den Buben hergeführt."

„Vielleicht hat er bei aller Klugheit sich damit doch selber eine Falle gelegt,“ tröstete Boltenstern. „Zum Glück bin ich Zeuge seines verdächtigen Benehmens gewesen. Jeder wird seinen ehrlosen Verrath an Ihnen schändlich finden und seine Angaben in Zweifel ziehen. Verzagen Sie nicht,“ wandte er sich zum alten Grafen, „Gott läßt das Recht triumphiren. Die Krisis, in der Sie sich befinden, gibt mir den Muth, Ihnen eine Hoffnung zu verrathen, die ich lange in der Brust getragen: die Hoffnung, Ihnen näher treten, ein Glied Ihrer Familie werden zu können. Ich liebe Ihre Tochter, Herr Graf! Ich habe zwar noch keine Berechtigung, auch auf die Zusage Adda's rechnen zu können, aber vielleicht wendet sie mir ihr Herz zu, wenn Sie mir gestatten, in dieser Stunde Ihnen die Achtung und Liebe eines Sohnes anzubieten und Ihres Vertrauens werth zu werden.“

Tief bewegt reichte der Graf Guido seine Hand. Es konnte ihm in seiner gedrückten Stimmung kein besserer Trost werden, als daß ein Ehrenmann ihn bat, ein Glied seiner Familie werden zu dürfen. Georg umarmte den Mann, der sich ihm als wirklicher Freund bewährt.

15.

Benno Wildenfels hatte den Heimweg zum Jagdhause in kurzer Zeit zurückgelegt, er brannte vor Ungeduld, den Staub des Hauses abzuschütteln, in dem er der Gast eines reichen Mannes war, der ihn frivol eigener, niedriger Interessen halber durch trügerische Verheißungen aus seiner Werkstätte weggelockt. Was kümmerte es den Grafen, ob

der arme Bildhauer Zeit und Geld vergeudet, um seinem Rufe zu folgen, der vornehme Herr hatte es am bequemsten gefunden, ihn nach Wildenfels kommen zu lassen, damit er ihn persönlich sehen und sprechen könne. Und als inzwischen der Graf Ursache bekommen, das Erscheinen Benno's auf Schloß Wildenfels nicht zu wünschen, da hatte er ihn nach dem Jagdhause zu Haidebruch geschickt; Umstände mit dem Künstler zu machen war nicht nöthig, er mußte mit der Arbeit zufrieden sein, die man ihm auftrug. Heute aber wies ihm der Sohn des Grafen den Weg nach Hause, weil er es gewagt, in die Nähe des Schlosses zu kommen, nach welchem man ihn zuerst beschieden, weil es dem Junker nicht paßte, daß er mit dritten Personen Zusammenkünfte hatte, und daß diese Personen ebensogut wie der Graf Wildenfels ein Thema mit ihm besprechen wollten, das seine Familienbeziehungen betraf. Er konnte die Heimreise antreten, von der bestellten Arbeit, von einer Entschädigung für seine vergebliche Reise war nicht die Rede.

Dieses willkürliche, eigenmächtige und rücksichtslose Verfahren mußte Benno aber um so mehr erbittern, als er nur die Erklärung für die eigenthümliche Behandlung seiner Person fand, daß der Graf in ihm den Retter seiner Tochter wiedererkannt oder plötzlich auf irgend eine räthselhafte Art erfahren habe, daß Benno derselbe Künstler sei, den er damals in Italien mit seinen Nachforschungen belästigt. Es lag dieser Argwohn nahe genug. Damals hatte der reiche Graf die That des armen Künstlers — für einen solchen hatte er den Retter seiner Tochter wohl

gehalten — mit Geld belohnen wollen, da hatte er den Wunsch Benno's, sich jedem Ausdrucke der Dankbarkeit zu entziehen, nicht respektirt und seine Nachforschungen fortgesetzt, bis der Künstler ihm leise angedeutet, er hege für die schöne Gerettete ein wärmeres Gefühl. Diese Erklärung hatte geholfen, man hatte die Nachforschungen eingestellt, Benno brauchte nicht mehr zu flüchten und sich zu verbergen. War es aber wahr, was Franz angedeutet, und Benno konnte kaum daran zweifeln, da sonst von der Sache gewiß nicht gesprochen worden wäre: hatte Adda Wildenfels ihrem Retter nicht nur eine dankbare, sondern auch eine liebende Erinnerung bewahrt, dann war es sehr erklärlich, daß der Graf in einem Momente, wo er die Tochter dahin gebracht, einem Freier ihr Jawort zu geben, das Erscheinen Benno's auf dem Schlosse nicht zulassen wollte, daß er in dem Augenblick, wo er erfahren, Benno könne mit dem Lebensretter seiner Tochter identisch sein, Alles daran setzte, diesen vom Schlosse fern zu halten.

Von dieser Ueberzeugung ausgehend, sagte sich Benno, daß, wenn er heute nicht zu dem Rendez-vous gekommen wäre, man einen andern Vorwand gefunden haben würde, ihn von Haidebruch aus wieder nach Hause zu schicken, das Wohlwollen, das ihm der Graf gezeigt, erschien als Heuchelei, dasselbe hatte nur den Argwohn zerstreuen sollen, als bereue man es, ihn überhaupt berufen zu haben.

Benno hatte in der Hoffnung geschwelgt, Adda wiedersehen zu können, nach Größerem hatte sein Herz nicht verlangt. Er hatte die vermeintliche Gelegenheit dazu nicht auf verbotene oder anmaßende Weise gesucht, sie war ihm

geboten worden und jetzt behandelte man ihn grob und rücksichtslos, wie einen Schuldigen! Aber seltsam, in demselben Augenblick erhielten auch die dunklen Gebilde, mit denen man eitle Hoffnungen auf Reichthum in seine Brust hatte legen wollen, feste Gestalt. Ein Mann, der auf dem Schlosse des Grafen Einsicht von den alten Familienpapieren genommen, sagte ihm, er sei der Nachkomme eines Sprossen aus dem alten Grafengeschlecht, forderte ihn auf, mit ihm Ansprüche auf ein großes Erbe zu erheben!

Benno hatte im Gefühl seiner Unschuld, in der Empörung über den verletzenden Vorwurf, den ihm Georg gemacht, aus innerstem Herzen die Erklärung gegeben, daß er keine Intriguen schmiede, daß er nicht nach Erbschaften suche, jetzt, in der Bitterkeit über die Behandlung, die er erfahren, drängte sich ihm der Gedanke in's Herz, daß er ein Thor sei, vielleicht gerechte Ansprüche ohne Prüfung als nichtig fallen zu lassen, anstatt Denjenigen, die ihn in so brutaler Weise zu unterdrücken gedachten, die Stirn zu bieten. Wie stolz mußte das Gefühl sein, den Grafen und seinen Sohn beschämen zu können, ihnen gegenüber sein Recht zu erkämpfen und dann verächtlich darauf Verzicht zu leisten, ihnen einen Theil des Goldes abzunehmen, an dem sie so sehr hingen, ihnen zu beweisen, daß sie ihn verkannt!

Dieser Gedanke ließ Benno wieder freier athmen, er gab ihm die Hoffnung, in seiner Weise mit Denen abrechnen zu können, die ihn beleidigt und die ihn wahrscheinlich jetzt bei Adda verleumdeten. Der alte Förster, der seinen Gast vermißt und überall gesucht hatte, kam

ihm mit finsterer Stirn entgegen, auch ihn mochte der Argwohn beschäftigen, daß der junge Mann Heimlichkeiten treibe.

„Wo waren Sie?“ fragte er. „Ist es Ihre Gewohnheit, vor dem Frühstück im Morgennebel Promenaden zu machen? Der Franz ist auch nicht da. Sie haben wohl zusammen einen Ausflug gemacht?“

Martha Kroneck, die ihrem Vater gefolgt war, schaute Benno so neugierig ängstlich an, als fürchte sie einen Streit. Vielleicht war es auch Besorgniß für den Bruder, was aus ihren Augen sprach, denn der Förster hatte in heftiger Erregung zu seiner Familie den Argwohn ausgesprochen, daß Franz wahrscheinlich durch irgend eine Lüge oder Vorspiegelung den Gast verleitet habe, den Wünschen des Grafen zuwider zu handeln, ihr Blick schien Benno zu bitten, dem Vater nichts zu verrathen.

Benno war nicht in der Stimmung, dem Förster Rede zu stehen und ihm Erklärungen zu geben, aber der Anblick des lieblichen Mädchens, das ihm in ihrer Angst Vertrauen entgegentrug, veranlaßte ihn zu einer freundlicheren Antwort, als er solche unter anderen Umständen gegeben hätte.

„Herr Förster,“ erwiederte er, „Ihre Frage bekräftigt eine Erfahrung, die ich zu meiner Ueberraschung gemacht habe. Ich bin es als Künstler gewöhnt, mich überall frei zu bewegen, nach Lust und Laune umherzustreifen. In Ihrer Frage liegt ein Argwohn. Ich wäre schon gestern wieder abgereist, wenn man mir gesagt hätte, daß ich in Gottes Natur nicht lustwandeln darf, wo ich will. Was

hat Ihr Sohn dabei zu thun? Wäre es nicht erlaubt, ihn nach den Wegen zu befragen?"

„Sie waren wohl auf dem Schlosse?"

„Nein, Herr Förster, damit hätte ich eine Indelikatesse begangen, denn der Graf hat mich dorthin noch nicht eingeladen, aber ich war in dem schönen Felsenthal. Dasselbe ist nicht abgesperrt, aber es scheint, das Betreten desselben ist nicht erlaubt, und der Sohn des Herrn Grafen hat mir das in einer Weise kundgegeben, die mich veranlaßt, meine Sachen zu packen und abzureisen."

„Der Junker Georg? Dann geschah das gewiß, weil der Bube, der Franz, bei Ihnen war, dem ist das Betreten der Umgebung des Schlosses strenge verboten."

„Herr Förster, lassen Sie Ihren Sohn doch aus dem Spiele. Er war nicht zugegen, als der junge Graf mir sehr unhöflich und grob die Wege wies."

„Er war nicht dabei? Wirklich nicht?" fragte der Förster ungläubig.

„Nein."

„Dann verstehe ich nicht, weshalb der Junker Georg Sie beleidigt. Er wußte keinenfalls, wer Sie sind. Sie dürfen nicht abreisen, der Herr Graf wird das Benehmen des Junkers nicht billigen."

„Vielleicht doch, Herr Förster. In jedem Falle reise ich, denn ich habe jetzt die gewisse Ueberzeugung, daß man mich nicht zu Arbeiten, sondern wegen anderer Dinge herberufen hat."

„Ich lasse Sie nicht fort," entgegnete Kroneck. „Thun Sie mir den Gefallen und warten Sie wenigstens, bis der

Graf seine Entscheidung getroffen. Er ist ein braver, gerechter Herr, er meint es gut mit Ihnen."

„Vielleicht nach seinem Denken, vielleicht auch nicht."

„Herr Wildenfels, vertrauen Sie meinem Wort. Ich darf nicht über die Geheimnisse meiner Herrschaft sprechen, aber seit ich Sie gesehen, weiß ich, weshalb der Graf Sie herberufen, ich kann's errathen. Hören Sie auf meinen Rath, Sie werden es nicht bereuen."

Georg lächelte. „Auch ich," sagte er, „errathe jetzt das Geheimniß, der Graf hat es mir selbst angedeutet."

„Sie wissen —?"

„Ich weiß, daß ich irgendwie mit dem Herrn Grafen verwandt bin oder sein soll. Wer aber von mir Vertrauen verlangt, muß mir auch solches schenken. Ich habe den Herrn getroffen, der auf dem Schlosse in der Bibliothek gearbeitet hat. Obgleich das zufällig, wenigstens ohne mein Verschulden geschehen, hat der junge Graf mir Beleidigungen gesagt. Berichten Sie dem Herrn Grafen, daß ich keine Puppe bin, die mit sich spielen läßt."

„Da ist's heraus!" rief der Förster, dessen Antlitz sich röthete, „das hat der Franz zu Wege gebracht. Der Bube soll mir nicht wieder in's Haus."

„Herr Förster," antwortete Benno, der Martha erbleichen sah, „wenn der Herr mich sprechen wollte, so brauchte er keinen Menschen um Hilfe oder Erlaubniß dazu zu bitten, Ihr Sohn hätte das weder veranlassen, noch verhindern können. Wenn Sie fortwährend von einer Schuld Ihres Sohnes sprechen, so muß ich glauben, daß er es besser mit mir meint, als Diejenigen, welche mir

meine Freiheit beschränken wollen. Es macht die ‚guten Absichten‘ des Herrn Grafen mit mir höchst verdächtig, wenn er mich hier wie eine Art Gefangenen behandeln wollte, ich erkenne aus Ihrer Heftigkeit, daß Sie auch gewußt, weshalb man mich hieher führte und nicht auf's Schloß, wohin ich zuerst beschieden war. Da kann ich Ihr Gast nicht eine Stunde mehr bleiben. Ich bitte, mir meine Sachen zu geben."

„Sie werden doch erst frühstücken? Sie zürnen mir ohne Grund, Herr Wildenfels —"

„Ich werde auf der Station frühstücken."

Der Alte schien mit sich zu kämpfen, ob er etwas sagen dürfe, was Benno beschwichtigte oder nicht. Da trat Martha heran und in ihren schönen klaren Augen glänzte die rührendste Dankbarkeit. „Ich habe das Frühstück bereitet," sagte sie mit weicher, bittender Stimme, „kränken Sie meinen Vater nicht damit, daß Sie im Zorne gehen wollen. Er hat Sie gewißlich gern, ich habe es ja gehört, wie er von Ihnen gesprochen, daß er Ihnen nichts Böses zutraut."

Benno fühlte sich durch die Bitte des lieblichen Kindes wunderbar gefesselt. „Was sollte man mir auch Böses zutrauen?" versetzte er lächelnd.

„Ich will's Ihnen sagen," platzte der Förster heraus, „mag der Graf deshalb schelten. Es ist besser, daß ich plaudere, als daß Sie im Groll scheiden. Ich bin ein alter Diener des Hauses, ich habe den seligen Herrn Vater des Grafen gekannt, ich weiß, wie Graf Botho denkt, und die jungen Herren sind auch nicht aus der Art geschlagen,

es muß ein Mißverständniß sein, daß der Junker Georg Ihnen die Thüre gewiesen hat.

„Kommen Sie mit mir," fuhr der Alte fort, Benno's Arm ergreifend, „seien Sie mein Gast, wenn Sie es anders nicht wollen."

Benno mußte nachgeben und erhielt den Lohn dafür, Martha's Augen strahlten im reinsten Glück der Unschuld, als sie ihn an den sauber gedeckten Tisch führen konnte, wo sie Honig, Butter und Brod, Eier und kaltes Fleisch bereit gehalten, die Förstersfrau brachte den Kaffee.

„Ich kann schon vor den Frauenzimmern reden," begann der Förster, „sie sind unserer Herrschaft zugethan mit Leib und Seele und Beide haben Sie auch lieb gewonnen, weil Sie die Züge des Geschlechts der Wildenfels tragen und offen dreinschauen, wie ein ehrlicher Mann.

Ja, Sie tragen die Züge des Geschlechts," wiederholte der Förster, „der Graf hat's auch bemerkt. Sie müssen wissen: ein Wildenfels, ein erstgeborener Sohn der Familie, der dem Geschlecht Schande gemacht, ist vor bald hundert Jahren in die weite Welt geflüchtet und verschollen. Sein Erbe ist der Familie zugefallen, nachdem alle Nachforschungen ergaben, daß er keine legitimen Erben hinterlassen. Er soll einen illegitimen Sohn gehabt haben, aber auch der war nicht aufzufinden, sonst hätte es die gräfliche Familie für ihre Ehrenpflicht gehalten, ihn zu unterstützen. So dachte der Vater, so denkt der Sohn. Der Graf erzählte mir nun vor einiger Zeit, man habe ihm einen anonymen Drohbrief geschickt, es

seien Erben jenes Verschollenen da, die ihr Vermögen zurückfordern würden; nun habe er allerdings eine bürgerliche Familie entdeckt, die sich Wildenfels nenne, aber diese habe es seinem ältesten Sohne gegenüber geleugnet, daß sie daran denke, Ansprüche zu erheben. Darauf hat nun der Graf Sie, Herr Wildenfels, hieher beschieden, sein einziger Zweifel war der, ob Sie nicht doch jenen Brief geschrieben oder veranlaßt hätten — billige Ansprüche will er erfüllen, Drohungen zurückweisen. Mehr weiß ich von der Sache nicht, als daß der Graf mir gestern noch sagte, ich solle aufpassen, ob Sie in Beziehungen zu dem Fremden auf dem Schlosse ständen. Das ist Alles. Ich weiß, daß er es sehr gut mit Ihnen meint, darum sage ich, warten Sie ab, was er zu dem Auftreten seines Sohnes sagt."

Der Förster hatte kaum ausgesprochen, als diese Entscheidung auch schon eintraf. Ein Diener vom Schlosse brachte ein Billet an Kroneck, dem ein zweites an Benno beigefügt war. Dem Förster ward kundgegeben, daß der Graf Wildenfels den Bildhauer seines Auftrages enthebe, Benno erhielt ein kurzes, kalt höfliches Schreiben, in welchem der Graf erklärte, auf seine Arbeiten, Umstände halber, verzichten zu müssen, dem Briefe war eine Banknote über fünfzig Thaler als „Entschädigung für gehabte Bemühung und Ersatz der Reisekosten" beigelegt.

Das Antlitz des Försters zeigte große Enttäuschung, aber auch Schrecken, er schien es zu bereuen, daß er dem jungen Bildhauer vertrauliche Mittheilungen gemacht, aber noch deutlicher als bei ihm verriethen auch die Züge

der Förstersfrau einen Zweifel, ob nicht die Härte des Grafen eine ungerechte sei.

Martha's Augen füllten sich mit Thränen, sie erbleichte, als Benno in Empörung aufsprang und die Banknote auf den Tisch warf, als fürchte er, sich damit zu beflecken.

„Das ist schlecht vom Grafen," rief das junge Mädchen und jetzt erglühte ihr Antlitz wieder, „ich werde ihm das in's Gesicht sagen!"

Der Förster wagte nicht, laut beizustimmen, aber daß er wie seine Frau auf Benno's Seite standen, das verriethen die Blicke, die sie erwartungsvoll auf ihn hefteten, als müsse er den Beweis liefern, daß Martha Recht habe.

Benno befand sich unter dem Eindrucke eines mächtigen, unbeschreiblichen Gefühls. Hatte ihn die Eröffnung des Försters versöhnlicher gestimmt, war er schon nahe daran gewesen, einen Irrthum für möglich zu halten, so bewies ihm diese schnöde Abfertigung, daß der Förster selbst sich über den Charakter und die Absichten des Grafen getäuscht, daß man ihn, Benno, auf dem Schlosse ohne Weiteres für einen Abenteurer und Betrüger hielt und in rücksichtslosester, brutalster Weise auch so behandelte. Durch die Entscheidung, die der Graf getroffen, stand Benno auch vor den Leuten, die ihm Vertrauen und Wohlwollen geschenkt, als ein Verurtheilter da, den man entlarvt — da zeigte ein unschuldiges Wesen, daß es ihm mehr vertraute als dem Urtheil des Grafen, daß es an seine Unschuld glaube, und er fühlte es, daß diese Worte aus einem warmen Herzen kamen!

Womit hatte er dieses Vertrauen des holden Mädchens verdient? Er wußte es nicht und gerade darum überraschte es ihn um so wohlthuender. „Ich danke Ihnen," sagte er tief erschüttert zu Martha, die jetzt beschämt und verwirrt das Auge zu Boden schlug, „Sie glauben an mich, ohne mich länger zu kennen als einen Tag, aber ich schwöre Ihnen, daß Sie sich in mir nicht täuschen. Herr Förster, ich bitte Sie, dieses Geld dem Herrn Grafen zurückzugeben, ich habe es nicht verdient, und Almosen nehme ich nicht, von ihm am wenigsten. Ich fordere drei Thaler als Ersatz für die Unkosten, die ich gehabt, ich würde Ihrem Herrn, so arm ich bin, auch diese schenken, aber das würde ihn beleidigen und das beabsichtige ich nicht. Aber Eines sagen Sie ihm: ich werde von heute ab mich damit beschäftigen, die Verhältnisse zu prüfen, welche ihm Veranlassung gaben, von mir vorauszusetzen, daß ich Ansprüche an sein Vermögen erheben könne. Er selbst fordert mich ja förmlich dazu heraus. Habe ich Anrechte, so werde ich sie geltend machen, habe ich keine, so werde ich ihm beweisen, daß ich nie Gelüst nach fremdem Gut getragen.

„Das soll er hören," rief der Förster. „Aber ich sage Ihnen noch jetzt, es steckt ein Mißverständniß dahinter, der Graf ist ein Ehrenmann."

„Herr Förster, selbst bei einem Mißverständniß mußte der Herr Graf sich vorsehen, ehe er leichtfertig über die Ehre Anderer den Stab brach. Bestellen Sie lieber nichts, ich will nicht, daß er Ihnen vielleicht noch darüber Vorwürfe macht, daß Sie mir Ihr Vertrauen geschenkt. Ich

werde von Ihren Mittheilungen ihm nichts verrathen. Mir schwebt übrigens ein Argwohn vor, der mir das Auftreten des Grafen erklärt, er hat andere Ursachen, meine Entfernung vom Gute zu wünschen. Ich mag Vermuthungen nicht aussprechen, für die ich keine Beweise habe, ich kann Ihnen aber sagen, daß der Graf sich auch in dieser Beziehung in einem Irrthum befindet. Es ist am besten, Sie melden dem Grafen nur, daß ich schon ehe seine Entscheidung eintraf, den Entschluß zur Abreise gefaßt hatte. Mit der Zeit wird sich Alles aufklären, da wird auch der Graf eine andere Meinung von mir erhalten."

Der Förster drückte die Hand Benno's und versprach, was er forderte. Der Abschied von Martha wurde Benno fast schwer, doch er bezwang sich und schritt nach einigen herzlichen Worten von dannen.

16.

Benno traf Harley auf dem Bahnhofe. Wenn der Graf Wildenfels nach dem, was er von Harley hatte hinnehmen müssen, gewiß keine Ursache dazu gehabt hatte, seinen Sohn zu kompromittiren und dessen Auftreten gegen Benno Wildenfels zu mißbilligen, so war es doch wohl ein Fehler, daß er sich so beeilt hatte, Benno seines Auftrages zu entheben. Die Handlungsweise des Grafen war genügend dadurch erklärt, daß er die Stimmung zu gütlichen Verhandlungen völlig verloren hatte, aber er gab durch sein Auftreten Harley auch die Waffe in die Hand, daß derselbe sagen konnte, der Graf habe eine unwürdige

Komödie gespielt, um Benno aus seiner Werkstätte nach Haidebruch zu locken und den Versuch einer Ueberredung desselben zu machen, daß er seinen Ansprüchen entsage. Die schroffe, rücksichtslose Art, mit welcher man Jemand nach Hause schickte, den man unter einem, dem Grunde der Entlassung völlig fernstehenden Vorwande nach Haidebruch berufen, warf ein bedenkliches Licht auf den Charakter des Grafen, und da Benno mit Harley in demselben Zuge nach der Residenz fuhr, hatte der Letztere die beste Gelegenheit, den Eindruck auszubeuten, den das Verfahren des Grafen auf Benno gemacht.

„Sie werden es jetzt erklärlich finden — oder vielmehr Du wirst es erklärlich finden — wir sind ja durch die Bande des Blutes verbrüdert," begann Harley, „daß ich meine Person in den Schleier des Geheimnisses hüllte, als ich vor einem Jahre Deinen Vater aufsuchte. Ich habe im Kampfe mit den Stürmen des Lebens die Menschen kennen gelernt, und bittere Erfahrungen haben mich gelehrt, vorsichtig zu sein. Ich wußte damals schon, daß Graf Wildenfels sich im Rufe eines rechtlichen Mannes sehr wohl fühle, daß er damit kokettire, gegen Jedermann gerecht zu sein, aber ich wußte auch, daß solche Herren meist ganz genau die Grenze kennen, wo die Sorge für das eigene Interesse ihre Gerechtigkeitsliebe gegen Andere auf eine gefährliche Probe stellt. Dann soll der gute Ruf, den sie sich bei unbedeutenden Anläßen mit geringen Opfern erkauft, ihnen ein Schild werden, das große Sünden verdeckt. Ich konnte nicht wissen, ob es dem Grafen nicht vielleicht gelingen werde, Deinen Vater und Dich durch

eine den Verhältnissen nach unbedeutende Rente zu bestimmen, Partei gegen mich zu ergreifen, auch mußte ich erst die Waffen zum Kampfe suchen und erproben, ehe ich mich demaskirte. Ich denke, Du wirst jetzt zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß der Graf keine Rücksicht von unserer Seite verdient, daß ihm nur Recht geschieht, wenn wir unsere Ansprüche schonungslos geltend machen."

„Es scheint mir," antwortete Benno, „als ob Graf Wildenfels uns dazu herausfordert, wenigstens als sei es für mich Ehrensache, auf die Verdächtigung, heimliche Intriguen zu schmieden, dadurch zu antworten, daß ich die Ansprüche unserer Familie prüfe und, wenn sie berechtigt sind, damit offen hervortrete. Aber einerseits muß ich die Entscheidung hierüber meinem Vater überlassen, der ja allein die Ansprüche vertreten kann, andererseits gestehe ich, daß es meinem Gefühle widerstrebt, eine Forderung, selbst wenn sie völlig berechtigt ist, ohne Weiteres dem Gericht zu übergeben, als sei es unzweifelhaft, daß der Graf uns mit Absicht benachtheiligen will; es ist doch möglich, daß er wirklich in dem Glauben ist, wir gingen nur auf Erpressungen aus. Wenn das Gericht erst die Sache in die Hand genommen, ist auch die Ehre des Grafen angegriffen, dann fällt auf ihn der Verdacht, daß er fremdes Gut dem rechtmäßigen Eigenthümer vorenthält."

„Der Graf hat sich nicht besonnen, unsere Ehre anzutasten, und Du wärest für die seinige besorgt?"

„Ja," versetzte Benno mit Festigkeit, da ihn der höhnisch-spöttische Ton Harley's peinlich berührte. „Ich dürfte

sein Auftreten nicht verdammen, wenn ich fähig wäre, ebenso zu handeln."

„Ah!" rief Harley lächelnd, „ich errathe, Du willst es mit ihm nicht ganz verderben. Dich lockt ein anderer Preis: Comtesse Adda ist schön!"

Die glühende Röthe, welche Benno's Antlitz bedeckte, strafte ihn Lügen, als er sich bemühte, Befremden zu heucheln und Harley anzusehen, als verstehe er dessen Worte nicht.

„Willst Du es mir ableugnen, daß Du die Comtesse einst aus dem Feuer gerettet," forschte Harley, den Blick forschend auf Benno heftend, „daß der heimliche Wunsch, sie wiederzusehen, Dich nach Wildenfels lockte?"

Es ist schwer, ein Geheimniß zu verbergen, wenn Jemand mit dreister Sicherheit uns auf den Kopf zusagt, er wisse Alles. In Benno's Brust hatte aber der Argwohn gewühlt, man wisse auf dem Schlosse, daß er der Retter Adda's sei, und ihn empörte jetzt der Gedanke, daß man daraus gegen Harley kein Geheimniß gemacht.

„Woher weißt Du das?" rief er. „Sprach man so offen auf dem Schlosse von der Sache? O, das ist infam. Ich dächte, ich hätte gezeigt, daß ich keinen Dank gewollt. Und nicht genug, mir eitlen Ehrgeiz anzudichten, ehe man geprüft, ob ich solchen Vorwurf verdiene, behandelt man mich wie einen Lakaien!"

Harley wußte jetzt, was er mit Gewißheit zu erfahren gewünscht. „Du kennst die Vornehmen nicht," antwortete er, „sie glauben viel zu thun, wenn sie ihre Dankbarkeit mit baarer Münze abtragen; wo sie das nicht vermögen,

da wird sie ihnen lästig, da sehen sie in Dem, der ihnen Dienste erwiesen, einen Menschen, von dem sie früher oder später unverschämte Forderungen zu erwarten haben, und das scheint auch hier der Fall gewesen zu sein. Ich habe nichts Gewisses gehört, aber doch den Eindruck erhalten, als fürchte man von einer Begegnung zwischen Dir und der Comtesse störende Zwischenfälle. Sie hat gerade jetzt einen sehr reichen Freier, den Grafen Boltenstern, vor der Angel."

„Sie ist mit ihm verlobt?"

„Noch nicht, ihr Bruder bemühte sich sogar, mir einzureden, ihr Herz sei noch frei, aber das geschah wohl nur, um sie als die Korbgeberin hinzustellen, wenn der Fisch nicht anbeißen sollte. Ich habe sie zu erforschen versucht und ihr angedeutet, daß vielleicht durch das Arrangement einer ehelichen Verbindung ein Vergleich angebahnt werden könnte, der den Prozeß erspart, aber ich bekam eine hochfahrende Antwort, selbst als ich nur die Idee anzudeuten wagte, ihr älterer Bruder könne Deiner Schwester den Hof machen."

Benno starrte Harley an, als rede dieser irre. „Meine Schwester," sagte er, „ich verstehe Sie nicht, Herr Harley, aber wie durften Sie wagen —"

„Halt, halt," unterbrach ihn Harley, „Du vergissest, daß wir Freunde und Brüder geworden, also sorge nicht, daß ich Deiner Schwester zu nahe trete. Ich habe für's Erste keinen Namen genannt, sondern nur die Möglichkeit dunkel angedeutet, der berechtigte Erbe könne ja vielleicht eine heirathsfähige Tochter haben. Die Wildenfels sind nicht in der Lage,

das Vermögen des Verschollenen mit den Zinsen zur Herausgabe beschaffen zu können, wenn aber der Fideikommißerbe Deine Schwester, oder wenn Einer von uns Beiden Adda heirathete, so wären nur die Unbetheiligten zu entschädigen und die neugeschlossenen verwandtschaftlichen Bande würden dieselben zur Nachsicht bei ihren Forderungen bewegen."

Diese Worte Harley's wühlten, einem Orkane gleich, ein Meer von Gefühlen in der Brust Benno's auf. Erst jetzt begriff Benno, wie ungeheuerlich die Pläne Harley's waren: er wollte sich selber und ebenso Benno's Familie auf gleiche Stufe mit der gräflichen Familie erheben, ja, das Schicksal der letzteren abhängig von ihnen machen! Er hatte es gewagt, das der Comtesse in's Antlitz zu sagen, da war es kein Wunder, daß man ihm und Benno, den man für seinen Genossen hielt, die Thüre gewiesen hatte.

Und wie mußte es Benno's Gefühl empören, daß dieser Mensch von Adda wie von einer Waare sprach, mit der man ihn oder Benno abfinden könne. Ihn oder Benno! Harley hatte also auch einen begehrenden Blick zu Adda zu erheben gewagt! Ob in Liebe oder in Ehrgeiz, oder nur in Selbstsucht? Wohl nur das Letztere, sonst hätte er nicht gesagt, Du oder ich!

Benno war ein Künstler und ein Mensch von edlem, zartem Gefühl. Als Künstler hatte er ein Auge für das Schöne, da wäre es ihm schon unnatürlich erschienen, daß eine so wenig wohlgestaltete, so ordinäre Persönlichkeit, wie Harley es war, seinem Ideal nahen

sollte. Dieses Gefühl ward aber auch dadurch vermehrt, daß dieser Mensch das Wohl und Wehe eines zarten Weibes in seine schnöden Berechnungen zog, es verhandeln wollte.

Zu diesen Gefühlen kam der unendlich peinliche Eindruck, daß Harley von Wally ebenso sprach, wie von Adda, als spiele er bei seinen Intriguen mit Puppen. Benno erinnerte sich, mit welchem Argwohn sein Vater die Besuche Wolfgang's v. Wildenfels in seinem Hause betrachtet, jetzt erschien ihm der Verdacht des Vaters gerechtfertigt, der Gedanke flammte in ihm auf, Harley habe von keiner bloßen Idee gesprochen, Wolfgang Wildenfels habe sich vielleicht schon an die Ausführung derselben gemacht.

Ihm schwirrte es im Kopfe. Es ward ihm unheimlich zu Muthe vor dem Menschen, der ihm das Getriebe der Räder seiner Intrigue zeigte, ohne ihm volle Klarheit zu geben; das Wort des Vaters: „Es ist gefährlich, sich mit solchen Menschen, die im Dunklen ihre Pläne spinnen, einzulassen!“ trat ihm lebendig vor die Seele.

„Ich kann Dir nicht dankbar sein für diese Eröffnungen,“ sagte er, „ich bin nicht geschaffen, über so weitgehende Pläne nachzudenken. Mein Vater wohl auch nicht. Rede mit ihm; das aber kann ich Dir schon jetzt sagen, laß meine Schwester aus dem Spiele und laß nie wieder den Gedanken laut werden, als könne ich nach der Comtesse begehren. Ich habe solchen Ehrgeiz nie gehegt und werde ihn niemals hegen, wäre ich auch an Geburt und Vermögen ihr gleichgestellt.“

„Um so besser,“ antwortete Harley, den diese Erklärung

zu überraschen schien, „um so freier werde i ch handeln können.“

Hiemit stockte das Gespräch, der Zug hatte die Residenz erreicht.

17.

Wir gehen zwei Tage in unserer Erzählung zurück und führen den Leser in die Wohnung des Grafen Wolfgang v. Wildenfels. Die ganze Ausstattung verräth den Reichthum und durch Kunstsinn veredelten Geschmack des Inhabers, aber auch die Schwäche desselben für einen an Verweichlichung grenzenden behaglichen Comfort. Die schwellenden Divans sind mit weichen Kissen bedeckt, auf dem Toilettentische stehen kostbare Parfüms, es ist, als ob man Schlafzimmer, Salon und Boudoir einer eleganten Dame vor sich habe, es fehlen zwar die für den Gebrauch und die Liebhabereien eines Weibes nothwendigen Dinge, aber allerlei Nippessachen und Spielereien verrathen, für welche tändelnden Launen der junge Mann sein Geld ausgibt.

Und Graf Wolfgang gibt viel Geld aus, mehr, als sein Vater ihm ausgesetzt, davon zeugen zwei eingelaufene Mahnbriefe von Gläubigern, die der Graf, nachdem er flüchtig Kenntniß davon genommen, auf den Schreibtisch geworfen.

Der Graf ist passionirter Jäger und Reiter, er hält sich die edelsten Pferde und liebt es, nach den Strapazen des Dienstes, der Jagd oder des Rennsports den Genüssen der Tafel zu fröhnen und die Glieder auf weiche Daunen zu strecken.

Der alte Walter Wildenfels hatte sich nicht getäuscht, wenn er geargwöhnt, die Reize Wally's hätten mindestens ebenso das Interesse des Grafen erweckt, als die Bildwerke Benno's; Wolfgang hätte sich dem Auftrage seines Vaters vielleicht mit weniger Eifer gewidmet und hätte Benno weniger splendide Offerten gemacht, wenn das schöne Mädchen ihn nicht gefesselt. Wolfgang gehörte nicht zu den jungen Offizieren, welche in galanten Eroberungen Genuß, Zerstreuung und Triumphe suchen, er wußte, daß das Familiengesetz seine Verbindung mit einer altadeligen Dame zur Bedingung für den Antritt des Fideikommisses mache, und der Gedanke, daß man auf seine Hand spekuliren könne, veranlaßte ihn sogar zu einer reservirten Haltung gegen Damen der vornehmen Gesellschaft; er hielt ihn aber auch ab, jene flüchtigen Liaisons zu suchen, die für einen Mann von Ehre und Gewissen leicht drückend werden können. Er galt bei seinen Kameraden für einen Menschen, der entweder unempfindlich für die Reize der Frauen war, oder der dies heuchelte, die Einen hielten ihn für einen Tugendhelden in dieser Beziehung, die Anderen wähnten, er verheimliche nur seine Eroberungen.

Er war weder das Eine noch das Andere, die Gewohnheit, in behaglichen Räumen zu ruhen, nachdem er seinen strapaziösen Liebhabereien gehuldigt, hatte ihn träge gemacht, Wally war das erste Mädchen, das auf ihn einen solchen Reiz geübt, daß er nach den dienstlichen Uebungen sich zu ihrem Vater begeben, ohne darüber ungehalten zu sein, daß Kommissionen seines Vaters ihm die Muße störten. Der Reiz wurde vielleicht auch dadurch erhöht,

daß man ihm in auffälliger Weise Argwohn zeigte — genug, er fühlte sich angeregt, dem alten Wildenfels zum Trotz sich der hübschen Nähterin zu nähern.

Auf dem Sopha liegend, sann er darüber nach, wie er das Interesse Wally's durch eine kleine Aufmerksamkeit rege machen könne, er fühlte Theilnahme für das arme Mädchen, das ihre schönen Augen durch Näharbeit ruinirte, er ärgerte sich darüber, daß ihr Vater und ihr Bruder sein Geld zurückgewiesen, er dachte, denselben zu beweisen, daß aufrichtiges Interesse, nicht böse Absicht ihn in das Haus geführt.

Da wurde ihm die Visitenkarte eines Herrn gebracht, der ihn zu sprechen begehrte. Auf der Karte standen unter dem Namen „Moses Wolffohn" die Titel: Privatgelehrter, Volksanwalt, Rechtskundiger.

„Was will der Mensch?" fragte Wolfgang den Diener.

„Er sagt, er käme in wichtigen und dringenden Angelegenheiten."

Ein Schatten flog über die Züge des jungen Mannes. Der Gedanke, ein Gläubiger wolle mit einer Klage drohen, mochte ihn ärgern und beschämen.

„Lasse ihn ein," befahl er, „sollte Besuch während der Zeit kommen, wo der Mensch hier ist, so bin ich nicht zu Hause."

Moses Wolffohn trat ein; trotz der unterwürfigen Miene, mit der er sich mehrmals verneigte, obwohl der Offizier sich nicht vom Sopha erhob, zeigte sein Antlitz eine unendliche, mit Schlauheit verbundene Dreistigkeit; man fühlte, daß man ihn nicht so leicht los werde, wo er

sich einmal eingeschlichen, daß seine unterwürfige, ja fast demüthig bescheidene Haltung nur die Maske zähen Trotzes war.

„Was wollen Sie? Wer schickt Sie?" fragte Wolfgang, den Widerwillen kaum verbergend, der ihm diese Figur einflößte.

„Herr Graf, mich schickt Niemand," antwortete Wolfsohn, „ich bitte um die große Ehre, Ihnen in Ihrem Interesse meine unterthänigsten Dienste anbieten zu dürfen."

„Wozu? Bin ich etwa verklagt?"

„Schlimmer als das, Herr Graf. Es droht Ihrer geehrten Familie eine große Gefahr. Ich würde glücklich sein, Ihnen mit meinen schwachen Kräften dienen zu können."

„Ich wüßte nicht, welche Gefahr uns bedrohen und in welcher Sie uns helfen könnten."

„Gnädigster Herr Graf, erlauben Sie mir, Ihnen die Sache vorzutragen? Ich bitte nur um ein wenig Geduld und Sie werden bald erkennen, daß ich nicht übertreibe."

„Meinetwegen, aber machen Sie es kurz. Ich habe keine Zeit. Um was handelt es sich?"

„Herr Graf, Sie forschen auf Wunsch Ihres gnädigen Herrn Vaters nach Personen, welche von einem verschollenen Grafen Wildenfels herstammen?"

„Ja," rief Wolfgang aufhorchend. „Woher wissen Sie das?"

Wolfsohn lächelte vor sich hin. „Ich weiß mehr," sagte er, „ich habe beim Herrn Justizrath Kneifel gearbeitet, ehe ich mich selbstständig etablirte. Was ich dort

im Vertrauen erfahren, ist mein Geheimniß; werde ich aber der Rechtsbeistand des Herrn Grafen, so werde ich es für Ihre Interessen verwerthen."

„Reden Sie deutlicher, ich verstehe das nicht, ich kenne keinen Justizrath Kneifel."

Der „Privatgelehrte" zog ein Blatt Papier aus seiner großen, vom langen Gebrauch stark mitgenommenen Brieftasche, entfaltete dasselbe und präsentirte es dem Offizier mit süßlichem Lächeln.

„Verzeihen Sie, Herr Graf," sagte er, „aber ich habe mir gestattet, einen kleinen Vertrag aufzusetzen, nach welchem Sie mir die Ehre erweisen, der bevollmächtigte Vertreter Ihrer Interessen in dieser Angelegenheit zu sein. Sobald Sie die Güte gehabt haben werden, mir durch Ihre geehrte Namensunterschrift diesen Auftrag zu ertheilen, werde ich die weitgehendsten Erklärungen geben."

Wolfgang würdigte das Formular keines Blickes. Er war zwar noch nicht in die Lage gekommen, Geschäfte mit Wucherern von Profession zu machen, aber er hatte, wie wir erwähnt, schon Darlehen bei Geldmännern gesucht und die Bedeutung einer Unterschrift bei scheinbar harmlosen Verträgen kennen gelernt, die Röthe des Unmuths färbte daher seine Stirne, als dieser Mann es wagte, ihm das Eingehen einer Verpflichtung zuzumuthen, wo es sich nicht einmal darum handelte, ihn aus momentaner Geldverlegenheit zu befreien.

„Was erdreisten Sie sich, Herr," rief er. „Machen Sie, daß Sie mit Ihrem Wisch hinauskommen!"

Jener legte das Blatt auf den Tisch. „Es steht in

dem Blatt," sagte er, „daß ich nichts für meine Dienste beanspruche, wenn ich mir nicht die Zufriedenheit des Herrn Grafen erwerbe, daß ich mich verpflichte, alle Auslagen und Unkosten aus eigener Tasche zu bestreiten, ja, ich will mich sogar verbindlich machen, dem Herrn Grafen, falls Sie zufällig Kasse gebrauchen, Darlehen zu niedrigsten Zinssätzen zu verschaffen. Der Herr Graf riskiren also gar nichts."

„Sie verleihen auch Geld?"

„Ich kann Herren von Distinktion solches verschaffen. Es ist ein Unglück, daß die vornehmen Herren in kleinen Verlegenheiten sich an die Wucherer wenden. An der Börse ist jeden Tag Geld zu haben."

„So sagen Sie mir, was Sie eigentlich mit dieser Schrift wollen," versetzte der Graf in verändertem Tone und nahm das Blatt, um es durchzulesen. „Ich kann doch keine Vollmacht ertheilen, ehe ich weiß, um was es sich handelt, dann aber betrifft die Angelegenheit, auf welche Sie anspielten, mich erst in zweiter Reihe, mein Vater hat darüber zu entscheiden, was geschehen soll."

„Herr Graf, es handelt sich um bedeutende Summen, die Ihr Herr Vater entweder für sich und seine Familie rettet, oder, wenn er den Prozeß verliert, nur mit Hilfe der Revenuen des Fideikommisses herauszahlen kann, in diesem Falle wären Sie sehr stark betheiligt. Ihr Herr Vater wird mir aber gewiß sein Vertrauen schenken, wenn ich mir das Ihrige erworben, ich hätte mich vielleicht direkt an Ihren Herrn Vater gewandt, wenn ich nicht erfahren hätte, daß etwas geschehen ist, was Ihnen sehr

verderblich werden kann, was den Verlust des Prozesses für Ihre Familie unausbleiblich macht, wenn nicht sofort die geeigneten Gegenmaßregeln getroffen werden. Sie werden Ihr Vertrauen nicht bereuen. Ich bin der Einzige, der Ihre Familie vor ungeheuren Verlusten retten kann, ich beanspruche nur fünf Prozent von der streitigen Summe, wenn dies geschehen ist, sonst nichts."

„Ich kann unmöglich eine derartige Verpflichtung eingehen," erwiederte der Graf, der schon anfing, schwankend zu werden, „ich höre von Ihnen zum ersten Male, daß uns ein Prozeß bedroht, ich kenne die Summe nicht, um die es sich handelt. Fahren Sie nach Schloß Wildenfels, tragen Sie die Sache meinem Vater vor."

„Herr Graf, Ihr Herr Bruder ist mit einem Herrn nach Schloß Wildenfels gereist, den er für seinen Freund hält und dem Ihr Herr Vater wahrscheinlich auch sein Vertrauen schenken wird. Ich glaube, Ihre Familie hat von diesem Herrn das Schlimmste zu befürchten; soll ich aber im Stande sein, die Pläne desselben zu durchkreuzen, so muß ich eine Berechtigung von Ihnen dazu haben, da muß Ihre Empfehlung mich bei Ihrem Herrn Vater einführen. Mehr kann ich nicht sagen, bis Sie die Vollmacht unterzeichnet haben, dann erst stehe ich in Ihrem Dienst. Gereut es Sie später, mir Ihr Vertrauen geschenkt zu haben, so können Sie die Vollmacht aufheben. Für diesen Fall ist mir, wie Sie sehen, in dem Vertrage eine geringe Vergütung für gehabte Mühen und Auslagen garantirt."

Der Graf las die Schrift noch einmal mit Aufmerk-

samkeit durch. Es schien nichts Verfängliches darin zu sein, der Paragraph, welcher die Rücknahme der Vollmacht gestattete, hob das letzte Bedenken Wolfgangs, er konnte danach jede Stunde, sobald er „nachweisbare“ Ursache zur Unzufriedenheit mit Herrn Wolfsohn hatte, denselben seiner Dienste entheben. Die Neugierde siegte, er unterzeichnete den Vertrag.

Wolfsohn versicherte jetzt nochmals, daß der Herr Graf sein Vertrauen niemals bereuen werde und verwahrte das Dokument in seiner Brieftasche. „Herr Graf,“ begann er, „als Ihr Bevollmächtigter darf ich keine Geheimnisse vor Ihnen haben und ich bin verpflichtet, Ihnen mitzutheilen, daß ich in meiner Eigenschaft als Sekretär des Justizraths Kneifel eine secrete Angelegenheit bearbeitete, welche Ihre Familie sehr nahe berührt. Ein Klient des Justizrathes, Herr Harley, derselbe, welcher gestern mit Ihrem Herrn Bruder nach Schloß Wildenfels gereist ist, hat durch den Justizrath nicht nur in Amerika Nachforschungen nach hinterlassenen Erben eines Grafen Benno Wildenfels angestellt, sondern auch die alten Gerichtsakten revidiren lassen, welche die Todeserklärung des Grafen Benno und die Ueberantwortung des mütterlichen Vermögens dieses Herrn an Ihren Großvater behandeln. Ich habe,“ fuhr Wolfsohn fort, während die gespannte Aufmerksamkeit des Grafen ihm das lebhafteste Interesse desselben verrieth, „aus dem Charakter dieser Recherchen ersehen, daß Herr Harley Ansprüche auf diese Erbschaft zu erheben gedenkt, ich interessirte mich für die Angelegenheit, machte mir einige Notizen, und das führte zu einem Bruch zwischen

dem Justizrath und mir; die Art, wie er mich entließ, berechtigt mich zu dem Argwohn, daß er Ursache habe, sich davor zu fürchten, daß ihm Jemand in die Karten sehe. Ich habe seitdem Herrn Harley beobachtet, und es war mir sehr auffällig, daß dieser Herr, der, nebenbei gesagt, ein großer Gelehrter sein soll, den Prozeß, den er schon damals vorbereitet hatte, nicht anstrengte, sondern plötzlich eine Bekanntschaft mit Ihrem Herrn Bruder anknüpfte."

„Ich weiß es," rief Wolfgang, dem Besucher eine Cigarre anbietend. „Georg ist ganz vernarrt in seinen gelehrten Freund, er schwärmt für denselben. Herr Wolfsohn, ich fange an zu glauben, daß Sie ein Juwel sind. Mein Vater erhielt vor etwa einem Jahre einen anonymen Drohbrief, in dem er mit einem Prozeß bedroht wurde. Er hat vergeblich nach dem Verfasser geforscht; wir warfen unseren Argwohn auf andere Personen, Sie haben am Ende die rechte Spur gefunden."

„Gewiß, Herr Graf, eben darum bot ich Ihnen meine Dienste an. Dieser Harley ist ein sehr gefährlicher Mensch, aber ich habe scharfe Augen. Es scheint in den Dokumenten, die er sich verschafft hat, etwas nicht richtig zu sein, da er den Prozeß nicht begonnen, ich denke mir, er hat sich bei Ihrem Herrn Bruder nur eingeschmeichelt, um auf Schloß Wildenfels nachzusuchen, ob er nicht dort in den Archiven etwas findet, was er brauchen kann."

„Bei Gott, Sie können Recht haben. Ich werde sofort an meinen Vater schreiben."

Wolfsohn schüttelte den Kopf. „Herr Graf," entgegnete er, „ich bitte, das nicht zu thun und mir die Angelegen-

heit ganz zu überlassen. Entweder vertraut Ihr Herr Vater Harley und derselbe versteht es, den Ehrenmann zu spielen, dann nützt Ihre Warnung nichts, oder er verräth dadurch, daß er plötzlich Argwohn zeigt, Herrn Harley, daß man ihn gewarnt und macht ihn dadurch vorsichtig. Es ist besser, wenn Herr Harley sich völlig sicher träumt, dann ist es leichter, ihm eine Falle zu legen."

„Und wenn er Dokumente findet, die er gegen uns verwerthen kann?"

Das Auge des Privatgelehrten heftete sich mit eigenem, forschendem Ausdruck auf den Offizier. „Wenn Ihr Herr Vater das fürchten muß," sagte er, „dann ist es etwas Anderes. Aber in diesem Falle sind die Urkunden doch wohl so verwahrt, daß sie kein Fremder finden kann?"

Wolfgang erröthete, er konnte errathen, zu welchem Argwohn er Wolfsohn Veranlassung gegeben. „Mein Vater," erwiederte er, „ist von seinem guten Recht überzeugt, fände er selbst, daß er Jemand etwas schuldet, so würde er freiwillig zahlen, aber zum Unglück sind alle Papiere, welche die Angelegenheit betreffen, nicht aufzufinden. Mein Vater weiß nur, was ihm seine Eltern von der Sache erzählt haben, ich fürchtete, es könnten die Papiere gefunden und entwendet werden, welche sein gutes Recht beglaubigen."

„Es wird angenommen, daß er im Recht ist," antwortete Wolfsohn, „da das Gericht ihm das Erbe zugesprochen, die Gegenpartei muß ihre Ansprüche beweisen. Aber wenn Ihr Herr Vater so ganz sicher ist, warum forschte er nach den Nachkommen des Verschollenen?"

„Er hält es für seine Pflicht, sie zu unterstützen. Ich habe das Personen, welche wir für Nachkommen des Verschollenen halten, offen erklärt.“

„Ich weiß es. Sie halten also den Herrn Walter Wildenfels für einen Nachkommen des Grafen Benno?“

„Sie wissen das auch? Sind Sie ein Hexenmeister?“

„Ich bin Volksanwalt. Ich sagte Ihnen, daß diese Rechtssache mich interessirt, und da Herr Harley auch nach den früheren Verhältnissen dieses Walter Wildenfels geforscht, habe ich auch diese Familie beobachtet. Die Tochter des Herrn Wildenfels hat bei einem Verwandten von mir Arbeit gefunden, sie ist sehr glücklich darüber, daß Sie ihrem Bruder Arbeit auf Schloß Wildenfels verschafft haben.“

18.

Das Gespräch zwischen den beiden Männern stockte einige Augenblicke. Während Wolfsohn das Mienenspiel des Grafen beobachtete und der Ausdruck seiner eigenen Züge die Befriedigung darüber zeigte, daß er dem Grafen Ueberraschungen zu bereiten vermocht, während er den Rauch seiner Cigarre von sich blies, als fühle er sich hier schon zu Hause, kämpfte Wolfgang mit dem Zweifel: ob er recht gethan, Jemand sein Vertrauen zu schenken, der sich so gewandt in alle Geheimnisse eingeschlichen, die Anderen gehörten, der mit unglaublicher Dreistigkeit die delikatesten Angelegenheiten seiner Familie erörterte, als habe er ein Recht gehabt, dieselben auszuspioniren. Das Peinliche dieses Gefühls wurde dadurch besonders lebendig,

daß Wolfgang errathen konnte, der Mensch ahne, wie ihn Wally gefesselt.

„Wenn ich auch wenig von der Kunst verstehe," nahm er plötzlich das Wort, „so habe ich doch so viel Geschmack, um die Arbeiten des Bildhauers würdigen zu können. Es sollte mich freuen, wenn meine Empfehlung ihm dazu behilflich ist, die Seinigen derart unterstützen zu können, daß seine Schwester nicht mehr für Geld zu arbeiten braucht. Ich wollte auf eine unvollendete Statue einen Vorschuß geben, aber man wies das zurück."

Wolfsohn lächelte eigen. „Der alte Herr," sagte er, „hat in besseren Verhältnissen gelebt. Er ist stolz. Er ist aber auch sehr vorsichtig; er hat sich auf die Offerten des Herrn Harley nicht eingelassen."

„Das ist also wahr? Sie meinen, daß er wirklich sich keine Illusionen macht?"

„So wenig, daß ich irre an einer Vermuthung wurde, die mir fast als Gewißheit vorschwebte. Ich war aus gewissen Nachforschungen, die Herr Harley angestellt, der festen Ueberzeugung, Herr Wildenfels könne dieselben Ansprüche erheben, wie er, ja, vielleicht mit größerer Aussicht auf Erfolg, aber da er bei seiner Armuth gewiß die Ansprüche auf eine große Erbschaft nicht so völlig zurückweisen würde, wie er das gethan, muß ich annehmen, daß Herr Harley sich geirrt, daß Walter Wildenfels kein Nachkomme des Grafen Benno ist; seine Tochter lachte darüber, als ich sie einmal wegen der Sache befragte, ich erhielt den zweifellosen Eindruck, daß die Familie gar nicht an eine Erbschaft denke."

„Dann verstehe ich es nicht, wie Herr Harley Wildenfels Offerten machen konnte. Bei einer zu erhoffenden Erbschaft theilt doch Niemand gern."

„Harley forschte nach den Papieren, welche der Vater des Walter Wildenfels hinterlassen, er schien denselben mit aller Gewißheit für einen Sohn des verschollenen Grafen Benno zu halten."

„Für einen Sohn des Grafen Benno," murmelte Wolfgang vor sich hin, wie in Gedanken versunken. „Ich dachte das auch. Aber nicht aus legitimer Ehe."

„Doch, Herr Graf. Das New-Yorker Handelshaus, welches Herrn Harley die Herausgabe der Papiere des Herrn Wildenfels ohne dessen schriftliche Vollmacht verweigerte, erklärte ausdrücklich, den Taufschein des Herrn Walter Wildenfels, Sohn des Herrn Benno Wildenfels und dessen rechtmäßiger Ehefrau, Eveline, geborene Murrey, zu besitzen. Es ist also nur möglich, daß dieser Herr Benno Wildenfels nicht identisch mit dem verschollenen Grafen gleichen Namens ist, und das muß ja sein Sohn Walter am besten wissen, sonst wären die Ansprüche des Letzteren auf Grund gedachter Papiere zweifellos."

Wolfgang sprang auf. „Heiliger Gott," rief er in ungeheurer Erregung, „solche Papiere wären da, und dieser Wildenfels wollte leugnen, daß er meines Blutes ist? Ich habe darüber nachgedacht, was mich beim Anblick des Bildhauers so eigen berührte. Sehen Sie dort jenes Bild, es ist ein Porträt meines Vaters aus seinen Jugendjahren: das ist derselbe Ausdruck, den der Kopf des Bildhauers zeigt. Aber ich verstehe das nicht — der alte Wildenfels

hat mir gegenüber geleugnet, Näheres über die Familienverhältnisse und die Vergangenheit seines Vaters zu wissen."

„Herr Graf, ich sagte Ihnen, daß die secreten Akten, welche der Justizrath Kneifel über diese Angelegenheit führt, mein Interesse, meinen Argwohn erweckt. Ich glaube, Herr Harley hat sich ohne Vorwissen des Herrn Wildenfels diese Papiere verschaffen wollen, nachdem Herr Wildenfels es abgeschlagen, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Der Charakter des Herrn Wildenfels erklärt seine Abneigung gegen Intriguen, welche leicht für Erpressungen angesehen werden können; er hat Verluste gehabt und mag sich nicht auf trügerische Wagnisse einlassen wollen, er ist früh aus dem elterlichen Hause gekommen und weiß vielleicht in Wirklichkeit nichts von den Schicksalen seines Vaters. Aber es handelt sich wohl für Sie nicht darum, den Advokaten zu Gunsten dieses Herrn zu spielen, sondern die Intriguen Harley's zu durchkreuzen. Harley will entweder die Ansprüche des Herrn Wildenfels in irgend einer Art für sich ausnützen oder eigene Ansprüche daraus herleiten. Es war mir unmöglich, über seine Endzwecke etwas zu erfahren. Wenn Sie nichts dagegen haben, reise ich nach Schloß Wildenfels, führe mich dort unter dem Vorwande, Holz oder etwas Anderes zu kaufen, ein, damit Herr Harley keinen Verdacht schöpft, eine Empfehlung von Ihnen würde mich dann bei Ihrem Herrn Vater legitimiren."

„Sehr gut," versetzte Wolfgang zerstreut, als ob ihn andere Gedanken lebhafter beschäftigten. „Sagen Sie das Alles meinem Vater. Der Bildhauer ist dort. Ich wette,

mein Vater erkennt auch in ihm den Sprossen unseres Geschlechts.

Wolfsohn schien seinen Ohren nicht zu trauen. „Herr Graf," versetzte er, „Sie sind zerstreut. Es kann wohl unmöglich in Ihrer Absicht liegen, die Wildenfels, welche an keine Ansprüche denken, auf dieselben aufmerksam zu machen."

Wolfgang verstand nicht sogleich, was der Volksanwalt andeutete, aber der schlaue, fragende Blick desselben ließ ihn die Mahnung desselben bald begreifen, und Verachtung malte sich in seinen Zügen. „Herr Wolfsohn," antwortete er, „die Grafen Wildenfels sind Leute von Ehre. Wenn Sie uns dienen wollen, so bitte ich, sich danach zu richten."

„Wie der Herr Graf befehlen, mir kann es recht sein. Aber es handelt sich vielleicht um sehr bedeutende Summen."

„Und wenn es sich um unser ganzes Vermögen handelte, Herr Wolfsohn, wir betrügen Niemand. Sie denken wohl an Ihre Prozente? Fürchten Sie deshalb nichts. Können Sie mir tausend Thaler verschaffen, ehe Sie abreisen? Mein Vater wird das arrangiren."

„Das Geld soll Ihnen in einer Stunde zur Disposition stehen, Herr Graf. Sie haben nur Quittung darüber auszustellen, wenn Ihr Herr Vater dieselbe sogleich einlöst. Aber warum wollen Sie Ihren Herrn Vater belästigen? Das Geld steht bei Ihnen sicher. Die Provision für die Beschaffung ist dieselbe, ob Sie das Darlehen auf drei Tage oder drei Monate entnehmen — die Zinsen sind unbedeutend — acht Prozent."

Wolfgang hatte zu so billigen Spesen noch kein Geld

erhalten. Er wollte kleine Schulden decken. „Gut,“ sagte er, „unter diesen Bedingungen nehme ich dreitausend Thaler auf drei Monate.“

Wolffsohn verneigte sich. „Das Geld wird in einer Stunde da sein,“ antwortete er, „aber der Herr Graf nehmen wohl für zweitausend Thaler Werthpapiere zum Tageskurs, sonst müßte der Verlust beim Umsatz berechnet werden.“

Wolfgang acceptirte den Vorschlag. Es war äußerst bequem, daß ihm das Geld in's Haus gebracht wurde, und es war fraglich, ob seinen Vater eine augenblickliche Zahlung nicht genirte.

Es waren unklare, aber das Gefühl tief erregende Gedanken, die sein Herz bestürmten, als der Volksanwalt ihn verlassen. Die arme Nähterin Wally Wildenfels vielleicht eine Blutsverwandte von ihm, der Sproß eines Grafengeschlechts! War es Zufall oder Fügung, daß er sich schon bei der ersten Begegnung so seltsam zu ihr hingezogen gefühlt, war es ihm beschieden, all' ihrer Noth ein Ende zu machen, wieder frische Rosen auf ihre blassen Wangen zu locken?

War es nicht der beste Beweis adeliger Gesinnung, daß der alte Wildenfels ein Angebot, das einer Unterstützung ähnlich sah, stolz zurückgewiesen, so daß der Argwohn des alten Herrn gegen Wolfgang ihm eher imponirt als ihn verletzt?

Wolfgang hatte die Andeutung des Volksanwaltes, daß es sich um ein sehr bedeutendes Kapital handle, welches sein Vater herausgeben müsse, nicht beachtet. Er war daran gewöhnt, den Reichthum seines Vaters für unermeßlich zu

halten, aber wenn das auch nicht der Fall gewesen wäre, lag ihm ein rechtliches Denken zu sehr im Blut, als daß ihm derartige Sorgen den frohen Gedanken verkümmert hätten, diesen armen Verwandten das Glück in's Haus zu tragen, in Wally's frohen Augen das Lächeln der Dankbarkeit zu schauen.

Wolfgang lebte und dachte als „grand seigneur“, als solcher hatte er auch vorhin verhandelt und Wolffsohn seine Unterschrift gegeben. Die vornehme Sorglosigkeit, welche nach Eingebungen der Laune handelt und sich um die Folgen nicht kümmert, welche, wenn sie an den Geboten der sogenannten Cavaliersehre festhält, nichts fürchtet, ist noch nicht jener Leichtsinn, an dem Tausende zu Grunde gehen, ist noch die rein duftende, üppige Blume jugendlichen Uebermuthes, welche, wenn das Schicksal es will, die edelsten Früchte bringen kann, aber — ein Wespenstich des Unglücks, ein Hauch des Dämons, und die Fäulniß ist da, der Leichtsinn, diese moralische Schwindsucht, dieses moralische Siechthum, hat sein Opfer gepackt und es ist unrettbar verloren.

Wolffsohn brachte dem Grafen, wie er versprochen, das gewünschte Geld. Der junge Mann, welcher selbstständig in die Welt tritt, wird meist vor den Wucherern gewarnt, er muß in den meisten Fällen stufenweise, nachdem er dem Leichtsinn sich ergeben, hinabsinken, ehe er den Wucherern von Profession in die Hände fällt; aber diese Vampyre haben die raffinirtesten Mittel, diesen Prozeß einzuleiten und zu beschleunigen. Sie warnen selbst vor Wucherern, geben sich als solide Geschäftsleute aus, sie offeriren Geld,

wo sie wissen, daß Vermögen vorhanden, verleiten den jungen Mann dazu, die ersten Schulden zu machen, die Geldangebote in den Zeitungen wirken wie andere oft wiederholte Annoncen, sie erwecken in schwacher Stunde die Begierde nach dem Angebotenen.

Wolfgang war kein leichtsinniger Genußmensch und Verschwender, kein Spieler, aber er hatte kostspielige Liebhabereien, und da fand sich oft Gelegenheit für ihn, den Kredit in Anspruch zu nehmen, den ein Fideikommißerbe, ein reicher Cavalier überall findet. Er war noch nicht in der Lage, sich vor Vorwürfen fürchten zu müssen, wenn er seinem Vater gebeichtet hätte, daß er Schulden gemacht, er hätte das Letztere jedenfalls gethan, ehe er sich mit einem Wucherer eingelassen, aber hier bot man ihm das Geld an, forderte nur Quittung, keinen Wechsel oder Ehrenschein, die Provision und die Zinsen, die er zahlen sollte, waren für ihn Bagatellen.

Dennoch aber überkam ihn ein peinliches, beklemmendes Gefühl, als Wolfsohn das Geld und die Werthpapiere auf dem Tische aufzählte. Dieser Mensch mit dem struppig aufstrebenden, kurzgeschorenen Haar, der breiten, festen Stirn, der durch unterwürfige Redensarten nur schlecht maskirten Arroganz flößte ihm unerklärlichen Widerwillen ein, obwohl Wolfgang ihm doch sein Vertrauen geschenkt. Gerade die Art, wie Jener das Geld aufzählte, als wäre es eine für ihn gleichgiltige Waare, ließ den jungen Grafen instinktmäßig fühlen, daß er sich auch mit diesem Geschäft in eine Schlinge begebe, die Wolfsohn für ihn geflochten; am liebsten hätte er noch jetzt das Darlehen zurückgewie-

sen, um wenigstens in dieser Beziehung Wolffsohn gegenüber frei zu bleiben, aber eine falsche Scham hielt ihn davon ab, es sollte nicht so aussehen, als wolle er Jenem den kleinen Verdienst nicht gönnen, auf den er wohl schon gerechnet.

Er las das Quittungsformular, welches Wolffsohn aufgesetzt, mit Aufmerksamkeit durch. Es schien nichts Verfängliches darin, Provision und Zinsen waren notirt, wie verabredet, die Papiere sollte er in natura oder nach dem Börsenkurse des Tages zurückzahlen, an welchem das Darlehen fällig war.

Der Volksanwalt überreichte ihm den Kurszettel der heutigen Börse, die Werthpapiere waren nach den daselbst notirten Sätzen berechnet.

„Ich erlaube mir, Herr Graf," bemerkte Wolffsohn, als Wolfgang die Quittung unterschrieben, „Ihnen das Haus Hirsch & Salomo bei dieser Gelegenheit für Ihre Geldgeschäfte bestens zu empfehlen. Es ist das bestfundirteste und solideste Bankgeschäft für Private, weil es sich von allen Spekulationen fernhält. Herr Hirsch, der Chef des Hauses, ist auch Hauptheilhaber der Firma Hirsch & Wolffsohn, die Sie gewiß kennen; sie liefert das Exquisiteste in Leibwäsche und ähnlichen Artikeln. Es ist dies auch das Geschäft, für welches Fräulein Wildenfels arbeitet. Wenn es Sie interessirt, die saubere Arbeit der jungen Dame zu prüfen, so kann ich Ihnen mittheilen, daß sie alle Donnerstage, Abends sieben Uhr, fertige Arbeit abliefert und neue Bestellungen in Empfang nimmt."

Wolfgang war einerseits durch diese Mittheilung angenehm überrascht, aber er fühlte auch, daß Wolfsohn dieselbe nur gemacht, um ihm in schamloser Dreistigkeit auch hier entgegenzukommen, daß er ihm seine Hilfe aufdrängte, damit Wolfgang sich Wally nähern könne.

Er erröthete vor Unmuth und Verdruß, ihm war der Gedanke schon peinlich, daß dieser Mensch in einer Weise von Wally sprechen durfte, als habe er ein Recht, ihr nach seinem Gefallen Jemand zuzuführen oder nicht.

„Herr Wolfsohn," fragte er, „hat Fräulein Wildenfels es Ihnen erlaubt, Jedermann zu erzählen, daß sie für das Geschäft arbeitet?"

Wolfsohn fühlte, daß er ungeschickt gewesen. „Herr Graf," versetzte er, „Sie sind nicht ‚Jedermann'. Sie interessiren sich für die junge Dame, Ihnen würde mein Verwandter das Bureau öffnen, in welchem er mit den Arbeiterinnen verhandelt, Anderen nicht."

„So? Weiß er denn, ob er damit nicht eine Indiskretion gegen die jungen Damen begeht, welche dieselben mit Recht sehr taktlos nennen dürften?"

Wolfsohn lächelte. „Herr Graf," versetzte er, „den Damen liegt sehr viel daran, für ein Geschäft, wie das von Hirsch & Wolfsohn, zu arbeiten, denn die Firma bezahlt hohe Preise. Die Damen suchen Arbeit, das Geschäft hat die Wahl unter vielen Bewerberinnen."

„Und Sie meinen, da darf Ihr Verwandter schon Rücksichtslosigkeiten wagen. Herr Wolfsohn wird es mir dann auch wohl nicht übel nehmen, wenn ich die junge Dame veranlasse, nicht mehr für ihn zu arbeiten?"

„Er wird den Verlust einer vorzüglichen Arbeiterin bedauern, aber er ist darauf vorbereitet."

„Was heißt das? Hätten Sie vielleicht die Dreistigkeit gehabt, zu ihm von meinem Interesse für die junge Dame zu sprechen?"

„Herr Graf, ich würde mir nie erlauben, Vermuthungen, die ich aus vertraulichen Mittheilungen ziehe, dritten Personen mitzutheilen. Da aber der Bruder des Fräuleins Arbeiten auf Schloß Wildenfels erhalten hat, ist anzunehmen, daß seine Schwester es bald nicht mehr nöthig haben wird, für Geld zu nähen und dadurch ihre Gesundheit zu ruiniren."

Wolfgang mußte sich mit dieser Antwort befriedigt erklären. Er entließ den Volksanwalt, aber der Gedanke, den er angedeutet, ward in ihm zum festen Entschluß. Er mußte Alles daran setzen, ein Mädchen, das mit ihm verwandt war, aus Verhältnissen zu befreien, die sie nach seinen Ansichten demüthigten, mochte der alte Wildenfels sich dagegen sträuben oder nicht. Heute war Donnerstag. Er mußte Wally aufsuchen, sie sprechen: er wollte ihr ein Helfer, ein Freund werden!

19.

Das Wäschegeschäft von Hirsch & Wolffsohn befand sich in der Breitenstraße, in der besten Geschäftsgegend der Residenz; die Breitestraße ist eine der Hauptadern der großen Stadt, in der das Leben derselben mächtig pulsirt. Dort verbreiten zahlreiche Gasflammen an den Schaufenstern der Läden, vereint mit der Straßenbeleuchtung,

Tageshelle auf der Straße, sobald die Abenddämmerung eintritt.

Wolfgang hatte es in der Erregung, in die ihn sein Vorhaben und die Erwartung, Wally wiederzusehen, versetzt, ganz vergessen, daß er sich mit einem Kameraden verabredet, mit demselben in die Oper zu gehen; als dieser ihn abholen wollte, fiel ihm sein Versprechen ein und er fand nicht sogleich einen Vorwand, sich zu entschuldigen, da er sich bereits zum Ausgehen angekleidet hatte.

Der Kamerad, ein sehr junger, reicher und lebenslustiger Offizier, ein Baron v. Trost, ersah aus der Verwirrung des Grafen und aus dem Umstande, daß derselbe Civilkleider angelegt, wie störend er kam, der Verdacht stieg in ihm auf, daß er Wildenfels auf dem Wege zu einem Abenteuer ertappe, und die Neugier, mehr zu erfahren, ließ ihn den Unmuth darüber, daß der Kamerad der Verabredung untreu werden wolle, überwinden.

„Gut," sagte er, „so gehen wir nicht in's Theater, aber wir bleiben zusammen, ich hefte mich an Deine Fersen."

„Es geht nicht — verzeihe mir, aber es ist eine dringende Privatangelegenheit, die mich verhindert, Deine Gesellschaft zu genießen," antwortete Wildenfels.

„Gestehe es, Du hast ein Rendez-vous. Bist Du endlich entlarvt, Don Juan?"

„Du irrst Dich."

„Ein Rendez-vous mit einer Dame ist das Einzige, was ich respektire, sonst halte ich Dich beim Wort."

„Ich versichere Dich, es geht nicht," entgegnete der

Graf schon verstimmt. „Jeden anderen Tag stehe ich Dir zu Gebot."

„Du wirst mich nicht los, Wildenfels. Wenn es kein Rendez-vous ist, begleite ich Dich, warte, bis Du Deine Geschäfte besorgt hast, und wir soupiren dann zusammen."

„So erwarte mich bei Ressel, ich komme in einer Stunde dahin."

Trost that, als ob er sich bescheide, er fühlte aus Ton und Haltung des Kameraden, daß derselbe schon gereizt sei, um so größer aber ward in ihm das Verlangen, das Geheimniß desselben zu erforschen. Er zweifelte nicht daran, daß Wildenfels ihn täusche, daß derselbe Civilkleider angelegt, um ein galantes Abenteuer zu verfolgen. Hätte der Kamerad ihm Vertrauen geschenkt, dann wäre Diskretion Ehrensache gewesen, so aber fühlte er sich berechtigt, ja herausgefordert, nachzuforschen, ob der Tugendheld ihm die Wahrheit gesagt oder nicht.

Er wartete auf der Straße in einiger Entfernung, bis Wildenfels das Haus verließ, und folgte ihm alsdann von Weitem.

Als Wolfgang die Breitestraße erreichte, sah er schon das erleuchtete Firmenschild des Wäschegeschäfts ihm entgegenglänzen. Er hatte nicht lange darüber geschwankt, ob er besser thue, Wally auf der Straße anzureden oder sie im Comptoir Wolfsohn's um ein Gespräch zu bitten. Er sagte sich, daß Wally möglicherweise, sogar wahrscheinlich, eine Anrede auf der Straße zurückweisen werde, und daß alsdann jede weitere Zudringlichkeit sie eher verletzen als günstiger stimmen werde. Wie peinlich ihm daher der

Gedanke auch war, von einem Anerbieten Gebrauch zu machen, in welchem er eine rücksichtslose Anmaßung des Geschäftsinhabers und eine Demüthigung Wally's sah, zog er dies doch jedem anderen Mittel, sich Wally zu nähern, vor.

Er betrat den Laden und fragte nach dem Chef. Man wies ihn in ein Kabinet, wo ein älterer Herr, der bei seinen Büchern beschäftigt schien, sofort aufsprang und ihn begrüßte, als habe er den Besuch erwartet.

„Habe wohl die Ehre, dem Herrn Grafen Wildenfels mein Kompliment zu machen?" fragte Herr Isaak Wolfsohn mit süßem, verbindlichem Lächeln.

„Der bin ich. Es scheint, daß ich angemeldet bin —"

„Zu dienen, Herr Graf. Der Moses Wolfsohn hat mir Alles gesagt. Der Herr Graf wünschen Fräulein Wildenfels zu sprechen. Bitte unterthänigst, sich hier durch den Gang zu bemühen, habe es eingerichtet, daß Sie ganz ungestört sind. Ich denke, das Fräulein wird nicht lange auf sich warten lassen."

Isaak Wolfsohn führte Wolfgang in ein kleines, durch eine Lampe erleuchtetes Zimmer, welches zu seiner Privatwohnung gehörte und einen Ausgang nach dem Hofe hatte. Wolfgang überkam das Gefühl, als mache er sich zum Mitschuldigen einer Infamie, wenn er es duldete, daß man ein argloses Wesen hieher führte und sie zwang, Jemand zu sprechen, den sie vielleicht nicht sehen wollte. Er sagte sich, daß Wally ihn verachten müsse und es ihm nie verzeihen könne, wenn sie den Argwohn fasse, daß er eine Zusammenkunft auf diese Weise veranstaltet.

„Was soll das, Herr Wolfsohn?“ rief er und die Röthe der Empörung und der Scham färbte sein Antlitz, „ich dachte, hier wäre ein Comptoir oder etwas Aehnliches. Ich wünsche Fräulein Wildenfels in Ihrer Gegenwart zu sprechen, wenn sie damit einverstanden ist. Das geht ebensogut in Ihrem Kabinet.“

Sein Begleiter schaute überrascht auf, er hatte vielleicht erwartet, das Gegentheil zu hören. „Wie der Herr Graf befehlen,“ sagte er. „Aber ich habe angeordnet, das Fräulein, wenn sie kommt, über den Hof hieher zu weisen.“

„Dann bitte ich, daß Sie das anders anordnen, daß Sie Fräulein Wildenfels ganz so empfangen, wie sonst. Ich mache Sie dafür verantwortlich, wenn der Ruf der jungen Dame unter Arrangements, die Sie eigenmächtig getroffen, leiden sollte; ich will hoffen, daß diese Arrangements noch Keinem auffällig geworden sind.“

Damit schritt er zur Thüre nach dem Gange, um auf dem Wege zurückzukehren, den er gekommen. Der Gang hatte ein Fenster nach dem Hofe, welches unverhüllt war, und da der Gang erleuchtet war, konnte man vom Hofe Jeden erkennen, der den Gang passirte.

Als Wolfgang eben das Kabinet erreichte, pochte es an der Thüre vom Hofe nach dem Zimmer, welches er eben verlassen. Wolfsohn kehrte um, es war die Erwartete. Wally trat zögernd ein, es hatte sie befremden müssen, daß man ihr heute einen anderen Weg gewiesen, aber sie dachte sich nichts Arges. „Treten Sie näher, Fräulein,“ sagte Wolfsohn, „ich wollte Sie nicht durch

den Laden gehen lassen, kommen Sie in mein Kabinet durch diesen Gang."

Er schritt voran, Wally folgte, aber ein leiser Schrei entglitt ihren Lippen und sie zögerte, in das Kabinet zu treten, als sie durch die geöffnete Thüre den Grafen sah.

„Ich beschwöre Sie, einzutreten," rief Wolfgang, „es handelt sich um Ihre Ehre. Herr Wolfsohn, ich fordere, daß Sie eine Dame aus Ihrem Geschäft rufen, damit dieselbe bezeugen kann, was hier ohne mein Verschulden vorgeht. Ich werde mich entfernen," wandte er sich wieder zu Wally, die nicht begriff, was das Alles bedeute, „sobald ich Ihnen erklärt, weshalb Sie dieses Haus nie wieder betreten dürfen."

Er öffnete die Thüre nach dem Laden, ein Fräulein, welches an der Thüre gelauscht, prallte erschrocken zurück, es war gerade nur eine Käuferin in der vorderen Abtheilung des Geschäfts, das Personal des Ladens hatte die Köpfe zusammengesteckt, es war zu errathen, daß man im Laden sich neugierig mit den Vorgängen im Kabinet und dem hinteren Zimmer beschäftigte.

„Nur hier herein," sagte Wolfgang mit erhobener Stimme, während Wolfsohn nicht wußte, wo er hinschauen solle. „Fräulein," wandte er sich darauf zu Wally, „ich wünschte Ihnen eine Mittheilung zu machen, Herr Wolfsohn hat das mißverstanden und war so gefällig, ein Zimmer besonders erleuchten zu lassen. Ich muß, damit kein Zweifel über die Sache möglich wird, die Erklärung abgeben, daß ich Sie hier zu treffen hoffte ohne Ihre Erlaubniß, daß ich es verschulde, wenn Herr Wolfsohn

Anordnungen traf, die ein falsches Licht auf Sie werfen können, aber ich versichere bei meiner Ehre, daß ich Ihnen nur mit der Hochachtung genaht wäre, die Sie verdienen."

Es mochte Wally noch nicht völlig klar sein, was sie eigentlich bedroht hatte, aber die Beschämung des Geschäftsinhabers, die Mienen des Ladenpersonals, der Ton, in welchem Wildenfels seine seltsame Erklärung abgab, der Umstand, daß er Zeugen herbeigerufen, ließen sie ahnen, daß ihr guter Ruf in Gefahr gewesen und daß der Graf für denselben auftrete.

Das Blut strömte ihr heiß durch die Adern, die verschiedensten Gefühle durchtobten ihre Brust. „Ich weiß nicht, was das Alles bedeutet," stotterte sie, „ich wollte nur meine Arbeit abliefern, wie sonst — man wies mich über den Hof."

„Verlangen Sie keine weitere Erklärung," nahm Wolfgang wieder das Wort, „betreten Sie dieses Haus nicht wieder und schenken Sie meiner Versicherung Glauben, daß ich nie hieher gekommen wäre, hätte ich ahnen können, welche Auffassung man meiner Absicht unterschob."

„Ich glaube Ihnen gewißlich," versetzte Wally und legte ihr Packet auf den Tisch.

„Entfernen Sie sich durch den Laden," flüsterte Wolfgang. „Herr Wolfsohn wird Ihnen die Abrechnung zuschicken," sagte er laut, als Wally, seinem Winke folgend, den Laden durchschritt. „Herr Wolfsohn," fuhr er dann fort, als Wally ihn nicht mehr hören konnte, „es mag verzeihlich sein, daß Sie meinen Charakter und meine Absichten falsch beurtheilten, aber es wäre dann Ihre Pflicht

gewesen, ein hochachtbares Mädchen, das vertrauensvoll und arglos Ihr Geschäft betritt, vor beleidigenden Zudringlichkeiten zu schützen. Ich ersuche Sie, alle Sorge dafür zu tragen, daß Niemand darüber im Zweifel bleibt, wie vollständig falsch Ihre Voraussetzungen waren, sonst würde ich mich nicht scheuen, die Sache zur Anzeige und zur Untersuchung zu bringen."

„Gott der Gerechte ist mein Zeuge," antwortete Wolfsohn, der jetzt endlich den Muth zu einer Entgegnung fand, „Sie machen mir Vorwürfe, die ich nicht verdiene. Was ist denn geschehen! Mir hat der Moses gesagt, Sie wünschten das Fräulein zu sprechen. Es kommt oft vor, daß Herren selbst den Arbeiterinnen ihre Aufträge geben wollen, der Eine wünscht dies, der Andere das, was geht's mich an? Ist's etwas Böses, daß ich die Dame in das Zimmer bestellt, anstatt in's Kabinet? Ich konnte dort so gut dabei sein, wie hier, und neben dem Zimmer, in das ich Sie geführt, ist die Stube meiner Frau. Was denken Sie von mir, Herr Graf! Ich will hoffen, nichts Beleidigendes. Ich bin ein Ehrenmann."

„Um so besser für Sie!" versetzte Wolfgang. „Sie werden also so gut sein, Fräulein Wildenfels die Abrechnung zuzuschicken."

Der Umstand, daß der Graf sich zu beruhigen schien, verlockte den Kaufmann, schon um sein vor dem Ladenpersonal kompromittirtes Ansehen wiederherzustellen, weiter die Rolle eines Gekränkten zu spielen. „Ich werde das ganz gewiß thun," antwortete er, „denn es ist auch mein Wunsch, daß das junge Mädchen meine Geschäftsräume

nicht mehr betritt, ich liebe dergleichen Scenen durchaus nicht."

Wolfgang erröthete heftig. Er sah, daß der Kaufmann, wenn er diese Haltung annahm, gerade das that, was zu verhüten ihm Ehrensache war. Verbot Wolffsohn Wally das Betreten seines Hauses, so war damit der Verdacht auf Wally geworfen, daß sie an den Vorgängen nicht unschuldig sei. „Herr Wolffsohn," sagte er, „in Ihren Worten liegt etwas Verletzendes gegen die junge Dame, was ich nicht dulden darf. Ich habe Ihnen ausdrücklich gesagt, daß dieselbe von meinem Hiersein keine Ahnung gehabt. Wir Beide haben die Scene verschuldet."

„Ich nicht, ich wollte Ihnen nur mein Entgegenkommen zeigen. Ich habe schlechten Dank gehabt für meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen. Wenn Sie meinten, Herr Graf, daß die Ehre eines Mädchens darunter leidet, daß Sie dasselbe hier aufsuchten, so mußten Sie das unterlassen. Aber ich denke, einem anständigen Mädchen konnte dadurch nichts Kompromittirendes geschehen. Verzeihen Sie," schloß der Kaufmann, als er sah, daß seine Worte den Grafen heftig erregten, „aber Sie haben Drohungen ausgestoßen, ich muß die Sache klar stellen."

Wolfgang kämpfte mit einem Entschluß, der ihm eine gewisse Ueberwindung kostete. Aber das Gefühl, er müsse unter allen Umständen Wally's Ehre vor jeder Anfechtung schützen, bewog ihn, eine aristokratische Eitelkeit zu überwinden. „Herr Wolffsohn," antwortete er, „den Zweifel über den Charakter meiner Absichten kann ich am besten heben, indem ich Ihnen mittheile, daß ich heute die

überraschende Nachricht erhalten, Fräulein Wildenfels sei eine Verwandte von mir und ich könne sie hier treffen. Sie werden jetzt einsehen, daß mir Alles sehr peinlich sein mußte, was meiner Begegnung mit ihr, die wie eine zufällige aussehen sollte, einen zweideutigen Charakter in den Augen Ihres Personals geben konnte und daß Sie keine Ursache haben, der Dame den Wunsch auszudrücken, Ihr Haus ferner zu meiden, sie wird es von selbst nicht mehr betreten."

Isaak Wolfsohn verneigte sich tief. Die Mittheilung an und für sich hatte ihn nicht überrascht, Moses hatte ihm ja das Verhältniß angedeutet, wohl aber veränderte der Umstand, daß der Graf seine Verwandtschaft mit der Nähterin offen kundgab, Alles. Mochte der Graf Absichten verfolgen, welche er wollte, in jedem Falle veränderten sich die Verhältnisse der Nähterin in der Folge, sie konnte aus einer Arbeiterin eine Käuferin werden.

„Herr Graf," erwiederte er, „das habe ich nicht ahnen können. Ich werde das Fräulein bitten, mir zu verzeihen."

Graf Wildenfels hörte ihn nicht zu Ende. Die neugierigen Blicke der Ladendemoiselle wurden ihm peinlich, er entfernte sich, nachdem er das Seine gethan, Wally's Ehre vor jedem Argwohn zu bewahren. Erst als er auf der Straße war, überdachte er, was er gethan. Er schämte sich dessen nicht, daß er seinem Gefühl Folge gegeben, daß er sich zu der Verwandtschaft mit einer armen Nähterin bekannt, aber die Röthe der Scham stieg ihm in's Antlitz, wenn er daran dachte, welches Urtheil Wally's Vater

über seine Handlungsweise fällen müsse, wenn er hörte, in welche peinliche Situation er Wally leichtfertig gebracht.

Es hatte auf Wolfgang einen tiefen Eindruck gemacht, daß Wally in ihrer Beschämung dennoch daran geglaubt, daß er keine verletzende Absicht gehabt, der Blick ihrer Augen war ihm in's innerste Herz gedrungen und hatte ihn angeregt, in leidenschaftlicher Weise für ihre Ehre aufzutreten. Aber jetzt sagte er es sich, daß der Kaufmann Recht gehabt, ihm alle Schuld zur Last zu legen, er hatte die Gefälligkeit, die ihn empört, selber provocirt. Es war eine frivole That gewesen, einem unbescholtenen harmlosen Mädchen auf diese Art sich zu nähern. Der Vater Wally's hatte ihm Argwohn gezeigt und Wolfgang selbst hatte jetzt bewiesen, daß der alte Mann damit recht gethan. Wollte er Wally als Verwandte anerkennen und begrüßen, so hätte ihm der alte Wildenfels gewiß die Thüre geöffnet, in jedem Falle hatte er durch seine Handlungsweise dem Manne ein Recht gegeben, ihm auch jetzt mit Argwohn zu begegnen, wenn er als Verwandter kommen wollte.

Er fühlte, daß es nur ein Mittel gab, vor dem Vater Wally's seine Ehre zu retten, er mußte bekennen, daß er falsch gehandelt, daß ihn die Liebe zu Wally dazu verleitet.

Die Liebe zu Wally! Der Gedanke jagte ihm das Blut heiß durch die Adern. Er kannte das Mädchen kaum und doch fühlte er, daß die Flamme, die ihr Blick in seiner Brust entzündet, nie erlöschen werde. Aber er war der Fideikommißerbe der Wildenfels, es war ihm von Jugend auf eingeprägt, daß er nur eine hochadelige Dame heim=

führen dürfe. War Wally auch eine Blutsverwandte von ihm, hatte Moses Wolffsohn auch die Wahrheit in Bezug auf die Papiere gesprochen, die ihres Vaters Geburt legitimirten, so war es fraglich, ob den Nachkommen des Verschollenen die Wiederannahme des Adelstitels gestattet wurde, ob sie das wollten, ob das Familiengesetz derartige Unregelmäßigkeiten gestattete. Zum ersten Male legte er sich die Frage vor, ob er nicht, um höheres Glück zu erobern, die Rechte der Erstgeburt an Georg abtreten könne, und im Gedanken an Wally erschien ihm das leicht. Er fühlte sich wie verwandelt, wie neugeboren, wie ein anderer Mensch, als er in Gedanken die Kette gebrochen, die ihn an eine Verpflichtung geschmiedet.

Er mußte längere Zeit in dem Weinhause warten, ehe Baron Trost sich einfand, aber ihm verging die Zeit in den Betrachtungen, die wir angedeutet, sehr rasch, er bemerkte es auch nicht, daß der Kamerad ein eigenthümliches Wesen ihm gegenüber zeigte, als er endlich kam. Eine unbeschreibliche wohlthuende innere Zufriedenheit, von süßen Hoffnungen durchwärmt, erfüllte ihn, es war ihm sehr willkommen, daß Trost von allerlei gleichgiltigen Dingen sprach und es fast auffällig vermied, das Thema anzuregen, das ihn vorher doch so lebhaft interessirt — die Frage, welche Geschäfte Wolfgang abgehalten, heute in die Oper zu gehen.

20.

Der alte Wildenfels hatte seine Tochter wie gewöhnlich begleitet, als sie sich zum Geschäft des Herrn Wolfsohn begeben, da er aber in der Nähe in einer Querstraße

mit einem Kunden seines Sohnes in Benno's Auftrag etwas zu verabreden hatte, war er dorthin gegangen und Wally sollte ihn nach Erledigung ihrer Geschäfte mit Wolfsohn dort abholen.

Als Wally den Laden Wolfsohn's zitternd vor Erregung verließ, bemerkte sie es nicht sogleich, daß ein Offizier der Garde-Ulanen, welcher sich im Hausflur des Geschäftshauses aufgehalten, ihr folgte. Derselbe schaute sich mehrmals um, ob nicht auch Wolfgang den Laden verließ, als dies aber nicht geschah und Wally in eine Seitengasse einbog, redete er sie an.

Wally beschleunigte ihre Schritte, ohne eine Antwort zu geben, sie sah ihren Vater kommen und eilte auf denselben zu, der Offizier blieb zurück, als er sah, daß Wally den Arm des alten Herrn hastig ergriff. Wildenfels bemerkte die auffallende Erregung seiner Tochter, er hatte gesehen, daß der Offizier sie belästigt, es fiel ihm ferner auf, daß sie kein Päckchen mit neuer Arbeit in Händen hatte, aber auf alle seine Fragen antwortete Wally nur mit zitternder Stimme, sie werde ihm Alles zu Hause erzählen.

Sie zog den Vater mit sich fort. Wildenfels bebte vor Zorn, die Uniform, die er gesehen, war dieselbe, die der Graf Wildenfels trug, er konnte das Gesicht nicht erkennen, da der Offizier sich in der Ferne hielt, aber er bemerkte, daß derselbe ihnen nachging. Er zweifelte nicht daran, daß der Graf seine Tochter beleidigt, es empörte ihn auf's Aeußerste, daß derselbe zu folgen wagte, er hätte umkehren und ihn stellen mögen, er schwur sich, den

Frevler zur Rechenschaft zu ziehen, seine Erregung stieg mit jeder Minute.

Es war schließlich Wally, die den alten Mann stützen mußte. Sein Schritt schwankte, er achtete auf die beruhigenden Worte seiner Tochter nicht, das Gefühl der Ohnmacht dem jungen, vornehmen, noch dazu bewaffneten Manne gegenüber, dessen Verfolgung seine Wuth verhöhnte, wirkte wie lähmend auf die kraftlosen Glieder.

„Ich kann nicht mehr," sagte er plötzlich, stehen bleibend, als sie schon in der Nähe ihrer Wohnung waren, „ich muß ihm sagen, daß er ein Schurke ist."

„Was hast Du, Vater!" schrie Wally auf, als sie jetzt sah, daß sein Antlitz todtenbleich geworden.

Er wies auf den Offizier, der in der Ferne ebenfalls stehen geblieben.

„Ha," knirschte er, „er wagt sich nicht heran. Der Herr Graf ist feige."

„Vater, das ist ja nicht der Graf. Um Gottes willen, was ist Dir?"

„Nicht der Graf? Wer denn? Belügst Du mich, Dirne!"

„So sieh doch hin, Vater, es ist ein Fremder. Lehne Dich auf mich, Du bist krank."

Wildenfels hatte sich jetzt überzeugen können, daß er sich getäuscht. Der Baron Trost, dessen Neugier den alten Herrn so erregt, war kleiner als der Graf und die Straßenlaterne beschien jetzt sein Antlitz. Wildenfels ließ sich von der Tochter in's Haus führen, sein Zorn war ein wenig gemildert, aber die Erregung doch noch so groß, daß er ermattet auf's Sopha sank und an allen Gliedern zitterte.

Wally brachte ihm eine Erfrischung, aber obwohl sie ihn beschwor, sich erst zu erholen und zu beruhigen, forderte er, daß sie ihm sage, was vorgefallen.

Wally mußte gehorchen, aber wie sie sich auch bemühte, die Vorgänge schonend zu schildern, färbte sich das Antlitz ihres Vaters doch schon dunkelroth, als er hörte, daß der Graf im Laden gewesen. Er lachte bitter, als sie erwähnte, wie Wolfgang für sie aufgetreten. „Der ehrlose Bube,“ knirschte er. „Mit seinen Phrasen hat er Dich argloses Kind bethört, seine Infamie noch zu entschuldigen. Schreibe an Benno, er soll sofort zurückkommen. Er soll mir helfen, den Buben und seinen Genossen aus der Thüre zu werfen, wenn sie sich wieder blicken lassen.“

Der alte Herr blieb trotz aller Vorstellungen Wally's bei seiner Ansicht, sie mußte jede Widerrede einstellen, da ihn dieselbe nur noch mehr erregte. Er brachte die Nacht in fieberhafter Aufregung zu, Wally mußte am anderen Morgen den Arzt holen, der beruhigende Mittel verschrieb, aber es ihr an's Herz legte, den Vater vor jeder Gemüthsbewegung zu schützen, da ihn sonst leicht ein Schlaganfall tödten könne.

Sie wies daher den Besuch Wolffsohn's ab, ohne den Kaufmann einzulassen, sie hatte die Entschuldigung, daß ihr Vater krank sei, sie bat eine Nachbarin, aufzupassen, ob etwa anderer Besuch komme und denselben abzuweisen, ehe er das Haus betrete. Diese Vorsicht belohnte sich, denn der Graf Wildenfels kam angefahren und nahm die Abfertigung nur an, als die Frau ihm sagte, Herr Wilden=

fels sei gefährlich erkrankt, das Fräulein weiche nicht von seinem Bette.

Eine halbe Stunde später und Benno Wildenfels traf ein, es war, als folge er dem Rufe, den Wally im Auftrage des Vaters an ihn gerichtet, der ihn aber natürlich noch nicht hatte erreichen können.

Benno war ganz in der Stimmung, den Verdacht seines Vaters zu theilen, anstatt Wally's Versicherungen zu beachten, konnte er den Argwohn des Vaters durch seine Kombinationen erschweren. „Der Vater ahnte richtig," sagte er, „es war Alles Lug und Trug, die Arbeitsbestellung war ein Vorwand, man wollte mich aushorchen. Und jetzt sehe ich, daß man auch gewünscht, mich von hier zu entfernen, damit Du keinen Schutz habest, als höchstens den alten schwachen Vater. Die gräfliche Familie fürchtet uns, sie traut uns die Intriguen zu, welche sie selber nicht unter ihrer Würde hält. Weiß Gott, was der Offizier für Endzwecke hat, aber diese Schwelle überschreitet er nicht wieder!"

Wally schlug das Auge nieder. Sie wußte, daß ihr Bruder es ehrlich meine, daß er nicht leicht Jemand verdammte, daß er mit Hoffnungen nach Schloß Wildenfels gefahren, die ihn gewiß zur Parteinahme für die Familie veranlaßt. Sie konnte ihn nicht widerlegen, sie hatte nur ihre innerste Ueberzeugung, aber keine Beweise dafür, daß Graf Wolfgang kein schlechter Mensch sei und diesem Gefühle wollte ihr Bruder nicht trauen!

Es kam ein Bote vom Grafen Wolfgang Wildenfels, der Wein, Eingemachtes, allerlei stärkende und erfrischende

Delikatessen brachte. Benno nahm dem Diener weder den Korb, noch das Begleitschreiben ab. Er wies beides mit dem Bemerken zurück, daß hier ein Irrthum stattfinden müsse, seine Familie nehme keine Geschenke an, seine Schwester — an die das Billet des Grafen adressirt war — stehe mit Niemand in Korrespondenz.

Eine Viertelstunde später kam ein Bote Wolfsohn's mit einem beschwerten Briefe. Diesen nahm Benno an, als er aber das Billet las, bereute er, den Brief des Grafen uneröffnet gelassen zu haben.

„Gnädiges Fräulein," so schrieb der Kaufmann, während dem Briefe das Geld für die Arbeiten Wally's beigefügt war, „indem ich die Ehre habe, Ihnen den Betrag für die Arbeiten zu übermitteln, welche Sie die Güte hatten, für mein Geschäft anzufertigen, bitte ich um Verzeihung, wenn ich unabsichtlich etwas gethan, was Sie verletzt haben könnte. Der Herr Graf Wildenfels hat mir mitgetheilt, daß Sie eine Verwandte von ihm sind, daß er dies erst gestern erfahren und Sie deshalb befragen wollte; aber wenn er damit die Aufforderung verband, daß ich Ihnen noch meine besondere Hochachtung aussprechen solle, so war das nur in Bezug auf Ihre äußere Situation nöthig, ich habe von jeher die höchste Achtung vor Ihnen gehabt. Indem ich wünsche, daß Ihr Herr Vater recht bald genesen möge, bitte ich nochmals um Verzeihung und spreche die Hoffnung aus, daß Sie mein Geschäft mit Ihrer hochgeehrten Kundschaft auszeichnen werden.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr sehr ergebener Isaak Wolfsohn."

Benno war durch dieses Schreiben betroffen: Graf Wolfgang erklärte Wally als seine Verwandte? Es schien damit nicht nur bestätigt, was Wally gesagt, daß er für ihre Ehre aufgetreten, er hatte mehr gethan, er hatte gewissermaßen seine Ehre für die ihrige verpfändet, nur zu diesem Zwecke konnte er die befremdende Eröffnung gemacht haben.

Aber was bezweckte er damit? Wer gab ihm das Recht, Wally gewissermaßen als eine vornehme Dame auszugeben, deren Kundschaft ein Geschäft beglücken könne? Betrachtete er sich schon als Jemand, von dem sie eine Rente annehmen müsse, welche sie in diese Lage setzte?

Der Brief Wolfgang's an Wally hatte wohl Aufschlüsse hierüber geben sollen, er hatte wohl Anerbietungen enthalten. Jetzt mußte Benno Erklärungen vom Grafen einfordern, und das war peinlich, da er den Brief desselben zurückgeschickt.

Er rief Wally in seine Werkstätte und zeigte ihr das an sie adressirte Billet, das er geöffnet, er beobachtete sie scharf, aber sie nahm keinen Anstoß daran, daß er eigenmächtig gehandelt, sie hatte also keine Geheimnisse vor ihm. Ihr heftiges Erröthen, ihre Ueberraschung beim Lesen des Briefes bestätigten diesen Eindruck. „Was heißt das?“ rief sie, Benno anstarrend. „Ist der Mann närrisch? Meine Kundschaft? Wenn der Graf wirklich es anerkennt, daß wir halb und halb mit ihm verwandt sein könnten, so blieben wir doch arm.“

„Wir sind Verwandte des Grafen, wenigstens höre ich das bestätigt von Jemand, der die Verhältnisse genau

kennt. Graf Wolfgang scheint die Sache plötzlich anders aufzufassen, wie sein Vater, wenn man uns hier nicht eine Falle legt. Das Schlimmste ist, daß unser Vater krank ist, daß er nicht selbst entscheiden kann, wie ich handeln soll."

„Benno," flüsterte Wally, deren Blick auf die Statue gefallen, mit weicher, bittender Stimme, „Du hieltest eine Erinnerung in Deiner Brust heilig, die, wie Du mir gesagt, allein auf Deinem Gefühl beruhte. Warum willst Du Jemand ungehört verdammen, dem mein Gefühl nichts Böses und Schlechtes zutrauen kann? Schaue hier — der Graf hat ähnliche Züge, wie dort Dein Marmorbild. Er kann auch so aufschauen wie Jene, welche Dich zu dem Bilde begeistert."

Benno, dessen Antlitz sich bei den ersten Worten der Schwester geröthet und wie in Unmuth verdüstert erschien, schaute jetzt erschrocken auf und sein Blick schien die Schwester durchbohren zu wollen. „Wally," rief er, „Du liebst ihn?"

Die Wangen des jungen Mädchens schienen jetzt auch in lodernde Gluthen getaucht, aber der Vorwurf, der in Benno's Tone lag, gab ihr den Muth, seinen Blick auszuhalten. Es war ihr, als ob Benno weniger eine Frage an ihr Herz richte, als ihr aus der Möglichkeit, die er vermuthete, ein Verbrechen mache, und dagegen mußte sie protestiren. „Du frägst seltsam," erwiederte sie, „Du weißt, daß ich den Grafen nur aus flüchtiger Begegnung kenne und Du scheinst mir einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß er einen anderen Eindruck auf mich gemacht

hat, als auf den Vater und auf Dich. Du schaust mich an, als thue ich eine Sünde, wenn ich Deinen Argwohn nicht theilen kann, es ist doch sehr natürlich, daß ich nach den Eindrücken urtheile, die ich gehabt, und wenn ich Jemand nicht einer Schlechtigkeit fähig halte, ist damit doch nicht gesagt, daß er mir besonders gefällt."

„Wally, Du mahntest mich daran, daß ich Dir gestanden, wie eine Stunde genügte, den Träumen meiner Seele ein Ideal zu geben, wie mein Herz ein Bild festgehalten, das meine Augen nur flüchtig gesehen, es schien mir, als wolltest Du damit sagen, ich dürfe nicht grollen, wenn Dir Aehnliches begegne. Es ist aber etwas Anderes um die Gefühle eines Mannes und um die eines Weibes. Dem Manne ist es gestattet, den suchenden Blick umherschweifen zu lassen, einer Schwärmerei nachzuhängen, er verliert nichts dabei, wenn er hier und dort anklopft und sucht und prüft, bis er die Rechte gefunden; dem Künstler ist es sogar nothwendig, sich leicht entflammen zu können, jedoch war es für mich vielleicht nicht gut, daß ich mich von dem Bann eines Zaubers festhalten ließ: mein Schaffen war seitdem nicht mehr frei. Das Weib dagegen ist die Knospe, welche sich durch den Blick der Liebe, der sie trifft, entfaltet und deren Blüthe alsdann abhängig davon ist, ob der Blick dessen, der sie erschlossen, ihr warmen Sonnenschein bringt oder nicht. Es ist gefährlich für ein Weib, bei einem Zweifel an dem Charakter eines Mannes, der sie gesucht, das Gefühl anzurufen, damit es richte, das Gefühl läßt sich leicht bestechen. Wer weiß, ob der Graf denselben günstigen Eindruck auf Dich gemacht hätte, wenn seine Züge Dich nicht

an jenes Bild erinnerten, wenn Du nicht gedacht, er sei der Bruder jener Schönen, die ich mein Ideal genannt. Die Comtesse Wildenfels ist die Braut eines reichen, vornehmen Cavaliers — oder wird es sehr bald sein, man hat auf dem Schlosse gewußt, daß ich der Mann, der sie einst gerettet, und schickte mich deshalb, ehe ich noch das Schloß betreten konnte, auf ein entferntes Jagdhaus. Der Graf hat mich damals in Italien nicht gesehen, Niemand aus seiner Umgebung hatte Anlaß, mich so zu beachten, daß er mich hätte nach Jahren wiedererkennen können, das war nur der Comtesse möglich. Meinen Namen hat man damals nicht in Erfahrung gebracht. Es gibt daher keine andere Erklärung, als daß die Comtesse Gelegenheit hatte mich wiederzuerkennen, ohne daß ich sie erblickte, und daß sie es also wußte und duldete, daß man mich vom Schlosse fern hielt und später wegschickte, wie einen Menschen, von dem man Bettelei oder Schlimmeres fürchtet.

„Wally, so ist der Traum verblichen, den ich Dir erzählt. Und während das geschah, versuchte Graf Wolfgang Wildenfels, sich Dir hinter dem Rücken des Vaters zu nähern, er wagte das auf eine Weise, die Dich bloßstellte, und Du willst es ihm hoch anrechnen, daß es ihm nicht gleichgiltig war, ob man in dem Wolffsohn'schen Geschäft Dich für ein schlechtes Mädchen hielt oder nicht?“

„Benno —“

„Wally, ich will keine Vorstellung hören, Du zwingst mich nur, Dir noch mehr die Augen zu öffnen. Daß Graf Wildenfels Dir heimlich nachstellte, war schlecht, aber es war infam, daß er sich dazu noch einen Kameraden mit-

nahm, dem er wahrscheinlich von seinem Abenteuer erzählt. Schon hiedurch hat er bewiesen, daß er keine Achtung vor Dir besitzt. Ich kann Dir aber auch noch mittheilen, daß ich den Herrn, welcher vor einem Jahre unseren Vater überreden wollte, Erbansprüche gegen die gräfliche Familie Wildenfels zu erheben, auf meiner Reise getroffen, daß derselbe mir Aufschlüsse gegeben, welche sein Vorhaben als ernster Ueberlegung werth erscheinen lassen, so daß ich ihn aufgefordert habe, mit dem Vater nochmals darüber zu sprechen. Nach Ansicht dieses Herrn ist es ganz unzweifelhaft, daß die gräfliche Familie an ihn und an uns eine ungeheure Summe herauszuzahlen verpflichtet ist. Ich mache mir hierüber keine Illusionen, ich theile Dir die Sache auch nicht mit, wie etwas, das ich für völlig zweifellos halte, sondern um Dir meinen Argwohn gegen den Grafen Wolfgang zu rechtfertigen. Der Herr, der gewiß keine Ahnung von den Dingen haben konnte, die hier vorgingen, sprach gestern den Gedanken aus, die gräfliche Familie könne vielleicht dadurch unsere Ansprüche ausgleichen, daß Graf Wolfgang Dich heirathe."

Wally ward in jähem Wechsel roth und bleich. Die letzte Eröffnung traf sie völlig überraschend, während die Aussichten, von denen Benno gesprochen, andere Gedanken in ihr angeregt, und wirkte daher um so gewaltiger. „Benno," rief sie, „das ist nicht wahr, das kann nicht wahr sein!"

„Es ist wahr. Herr Harley — so heißt der Herr — wird wohl heute noch kommen und Dir jeden Zweifel nehmen. Er behauptet, sein Vater und unser Vater wären Söhne aus verschiedenen Ehen eines Mannes, den das Schicksal

nach Amerika verschlagen und der dort auf einsamer Farm gestorben. Das Letztere stimmt mit den Angaben unseres Vaters. Harley behauptet aber, unser Großvater sei ein Graf Wildenfels gewesen, der in seiner Jugend wegen schlechter Streiche aus Europa nach den holländischen Kolonien geflüchtet und dann verschollen sei. Das mütterliche Erbe dieses Unglücklichen, sagt Harley, habe die gräfliche Familie mit Unrecht an sich gerissen, sie sei verpflichtet, dasselbe mit Zinsen und Zinseszinsen an uns zu erstatten, wodurch die gräfliche Familie dann so gut wie ruinirt wäre."

Wally heftete das Auge mit eigenem Ausdruck auf den Bruder. „Und Du willst diesem Harley dazu Deine Hand bieten?" fragte sie.

Benno erröthete. Er fühlte, daß die Schwester bei dieser Frage an die Comtesse gedacht, die er geliebt.

„Wally," erwiederte er, „der Vater hat in dieser Sache allein zu entscheiden, aber er wird uns Beide nach unserer Meinung fragen. Vor acht Tagen hätte ich geantwortet: Vater, fordere, wenn unsere Ansprüche gerecht sind, von dem Grafen so viel, daß Du sorgenlos Deine alten Tage verleben kannst und daß Du, Wally, nicht zu darben brauchst. Er wird das mit Freuden geben, wenn unser Recht zweifellos ist; weigert er sich, läßt er es auf eine Klage ankommen, so lasse ihm sein Geld, zucke die Achseln, belaste uns nicht mit den Sorgen eines Prozesses. Heute denke ich anders. Der Graf hat mir Wohlwollen geheuchelt, hat von freundlichem Vergleich gesprochen und mir dann, ohne daß ich dazu Veranlassung gegeben, in beleidigender Weise die Thüre gewiesen. Es scheint, daß er uns für Menschen

hält, die er zur Noth durch die Polizei von sich fern halten kann, so schmählich ist er mit mir verfahren; seinem Sohne war es gleichgiltig, daß unser Vater ihm zu erkennen gab, er wolle seine Besuche nicht, er zettelte ein Abenteuer an, das Dich Deines Erwerbs beraubt hat, Deine Ehre gefährdete, den Vater durch Aerger auf's Krankenbett geworfen. Es scheint, als wolle er Dir eine Unterstützung anbieten, wie sein Vater mir an Stelle versprochener Arbeit ein Almosen hinzuwerfen wagte. Ich bin der Meinung, daß es jetzt Ehrensache für uns wird, Klarheit darüber zu suchen, aus welchen Gründen diese Familie uns zudringlich belästigt, und, wenn wir wirklich gerechte Ansprüche haben, dieselben geltend zu machen. Was wir dann thun, wenn wir in die Lage kommen sollten, die Familie durch unsere Forderungen ruiniren zu können, das wird von unserer Stimmung abhängen. Ich meinestheils, ich glaube nicht, daß die Bitterkeit über erlittene Kränkungen mich so stimmen könnte, daß ich Rache an Besiegten übe; meine Rache würde höchstens darin bestehen, ihnen ihren Bettel verächtlich zu lassen, soweit ich Antheil daran habe."

Wally warf sich ihrem Bruder an die Brust und schlang ihre Arme fest um seinen Nacken. „Jetzt kenne ich Dich wieder," sagte sie tiefbewegt und in der Wallung erregter Gefühle, „jetzt lege ich es gern in Deine Hand, dem Grafen an meiner Stelle zu antworten, wenn er doch noch versuchen sollte, mir wieder zu schreiben. Du wirst mit Gerechtigkeit prüfen, ob er es wirklich böse meint oder nicht!"

21.

Das Befinden des alten Wildenfels verschlechterte sich, sein Zustand nahm einen sehr bedrohlichen Charakter an, und Benno entschloß sich, obwohl die geringen Mittel der Familie Sparsamkeit geboten, einen berühmten Arzt, von dem freilich bekannt war, daß er sich seine Dienste theuer bezahlen ließ, zur Konsultation zu rufen.

Der Arzt kam, nachdem Benno ihm zwei Goldstücke, fast den ganzen Bestand der Kasse, vorher gezahlt, er verordnete stärkende Bäder, die dem Kranken in's Haus gebracht werden sollten, alten Wein, kräftige Bouillon, er erklärte, der Kranke dürfe nicht in ein Krankenhaus gebracht werden und nicht erfahren, wie bedenklich es mit ihm stehe. Absolute Ruhe, Vermeidung jeder Gemüthserregung sei in den ersten Tagen nothwendig, dann, wenn er wieder Kräfte gewonnen, sei es vielleicht möglich, ihn ohne Gefahr in ein Krankenhaus zu schaffen. Es war für die Geschwister ein furchtbar niederdrückendes Gefühl, keine Aussicht zu haben, dem Vater diese nothwendige Pflege verschaffen zu können, ohne Almosen zu erbitten, über die sie erröthen mußten. Sie hatten Niemand, an den sie sich wenden konnten, da Wally unter den jetzigen Verhältnissen sich auch von Wolffsohn keinen Vorschuß erbitten konnte, es war aber auch unmöglich, Sachen aus dem Wohnzimmer zu verkaufen, da der Kranke das Wegbringen derselben bemerken konnte.

Was aber in der Bitterkeit dieses schmerzlichen Gefühles das Blut der Geschwister empörte, war die Entdeckung, daß zwei Ulanenoffiziere eine andauernde Fenster-

promenade machten, die in der abgelegenen Straße das Aufsehen der Leute erwecken, Wally's Ruf schädigen mußte. Es waren unbekannte Gesichter, es schien, als ob der Graf allen seinen Bekannten sein Abenteuer mitgetheilt, oder Freunde aufgefordert, sich die schöne Schwester des Bildhauers anzusehen — Benno wagte nicht, das Haus zu verlassen und zu einem seiner Kunden zu gehen, der ihm vielleicht etwas abgekauft hätte, er sagte sich, daß vielleicht allein der Umstand, daß er sich öfter am Fenster zeigte, die übermüthigen jungen Leute abhielt, weitere Annäherung zu versuchen.

Er brauchte kein Wort über die Sache mit Wally zu wechseln, er sah es ihr an, daß sie in ihrem Glauben an Wolfgang Wildenfels irre geworden war.

Da kam Harley. Benno führte ihn in die Werkstatt und theilte ihm mit, was geschehen, in welcher Noth er sich befinde.

Harley musterte, während er sprach, die Bildwerke im Atelier und sein Blick heftete sich lange auf die Statue der Betenden. Als Benno geendet, lächelte er befriedigt. „Du siehst," sagte er, „daß ich die Menschen richtig beurtheile — übermüthig und hochfahrend auf der einen Seite, falsch, feige und jeder Gemeinheit fähig auf der anderen — da darf man nicht mit sentimentalen Gefühlen auf einen Vergleich bauen, da muß man seine Waffen gebrauchen. Du sagst, daß Dein Vater vielleicht längere Zeit abgehalten sein wird, ernste Entscheidungen treffen zu können, sorgen wir also dafür, daß dann alles Material zur Stelle ist, wonach er sein Urtheil sich bilden kann. Ich

wollte ihn bitten, seine Familienpapiere aus New-York kommen zu lassen, ich will das besorgen, bedarf aber dazu seiner schriftlichen Vollmacht. Du bist jetzt sein natürlicher Vertreter. Willst Du sie mir geben? Sie kann auf dem nächsten Polizeibureau beglaubigt werden, oder ich hole dazu einen Notar."

Das Mißtrauen, welches Benno instinktmäßig gegen Harley hegte, ließ ihn schwanken, ob er eine solche Vollmacht demselben anvertrauen dürfe, noch dazu im Namen seines Vaters. Harley bemerkte sein Zögern.

„Ich mag unter keinen Umständen Zeit vergehen lassen," sagte er, „Deinetwegen will ich warten, bis die Papiere da sind, es ist das schon ein Opfer, denn man kann nicht wissen, welche Schritte der alte Graf thut, uns Hemmnisse in den Weg zu legen. Du mußt Dich also rasch entscheiden. Es handelt sich nur um die Herbeischaffung der Papiere, das ist etwas, was Du ohne Bedenken vertreten kannst. Ob Ihr Euch dann mit mir zu einer Klage vereinigt, das bleibt späterem Entschlusse überlassen.

Nun," fuhr Harley fort, als Benno noch mit der Antwort zögerte, „Du schwankst? Hast Du kein Vertrauen zu mir — dann freilich habe ich mich vergebens bemüht. Denkst Du etwa, ich sei ein Betrüger, der Deine Vollmacht mißbrauchen könnte?"

„Gewiß nicht — aber — vielleicht steht es mit meinem Vater morgen besser, dann könnte er zürnen, daß ich voreilig gehandelt, mir Rechte angemaßt habe —"

„Von Rechten ist hier nicht die Rede," unterbrach ihn Harley ungeduldig, „Du thust mit der Sache nicht mehr,

als wenn Du Deinem Hauswirth sagtest, Ihr wolltet am Ersten nicht kündigen. Das wäre auch eine Sache, in der Du für Deinen Vater entscheiden müßtest, wenn jener eine Erklärung forderte. Dein Vater soll sich pflegen, er soll keine Gemüthserregung haben, also thue das für ihn, was er jedenfalls selber thun würde. Doch da fällt mir ein, seid Ihr bei Kasse? Ich hoffe, Du wirst Dich, wenn Du Geld brauchst, an keinen Anderen wenden, als an mich. Das Recht, dies Vertrauen zu fordern, gibt mir unsere Verwandtschaft."

Harley hätte die Unschlüssigkeit Benno's nicht rascher beseitigen können, als durch dieses Anerbieten, das die ersehnteste Hilfe in großer Noth brachte, aber diese Worte gewannen ihm zugleich auch Benno's Herz. Wer uns in schonender Weise Hilfe bietet, den halten wir für einen wahren Freund.

„O Gott," rief Benno, „Du gibst mir Hoffnung, meinen Vater zu retten. Er soll Stärkendes genießen und wir haben kein Geld. Ja, ich nehme Deine Hilfe an, ich bitte Dich um ein Darlehen. Ich werde es abtragen, sobald ich es vermag, und wir werden Dir ewig dankbar sein."

„Du bist wirklich ein seltener Mensch," lächelte Harley, „Du machst Redensarten, als handle es sich um einen großen Dienst, den ich Dir leisten soll, und es ist doch meine Pflicht, für einen kranken Verwandten zu thun, was ich kann. Du hast verbriefte Ansprüche auf ein kolossales Vermögen und redest vom Abtragen einer Bagatelle. Verfüge über meine Kasse. Ich habe nur zehn Thaler bei mir — da sind sie, aber hole Dir morgen mehr, es ist

ein Glück, daß ich gerade Honorar erhalten habe, meine Kasse ist in gutem Stande."

Benno drückte die Hand des Mannes, dem er Argwohn entgegengetragen und der wie ein Bruder dachte. Es war selbstverständlich, daß er sich jetzt bereit erklärte, die Vollmacht zu unterschreiben, besonders da Harley sagte, er wolle einen Notar holen, er sehe ein, daß Benno gut thue, zu Hause zu bleiben und die Schwester zu schützen.

„Ich ertappe Dich aber doch auf einer kleinen Lüge," sagte er lächelnd, indem er der Statue näher trat. „Du stelltest Dich, als sei Dir Adda Wildenfels eine ungeheuer gleichgiltige Person. Sonderbar — Du hast die gleichgiltigen Züge der Dame aus dem Gedächtniß hier in ideale Form gebracht."

Benno konnte seine Verwirrung nicht verbergen. „Es ist das ein Fehler der Statue," sagte er, „vielleicht habe ich sie deshalb noch nicht verkaufen können. Ich hatte mir das Gesicht der Dame, die ich aus brennendem Hause getragen, damals skizzirt, der Ausdruck ihrer Züge hatte sich mir sehr lebhaft eingeprägt. Ich dachte die Skizze bei dieser Gelegenheit am besten verwerthen zu können, aber auf die Händler hat die Statue keinen so günstigen Eindruck gemacht, vielleicht weil ich zu stark porträtirte."

„Du hast also diese Statue zum Verkauf bestimmt?"

„Ja, gewiß. Graf Wolfgang Wildenfels will sie haben, wenn das nicht auch nur ein Vorwand war."

„Lasse sie mir," sagte Harley.

„Du? Kaufst Du Statuen? oder willst Du mir auf schonende Art ersparen, ein Darlehen zu machen?"

„Argwöhnischer Mensch! Nein, ich bin ein großer Liebhaber von Bildwerken, und wenn die Statue nicht zu theuer ist, kaufe ich sie.“

„Die Statue ist noch nicht fertig, und dann sagte ich Dir ja auch, daß der Graf darauf geboten, aber wenn er zurücktritt — und ich werde ihm das leicht machen — sollst Du sie haben.“

„Ich würde sie dem Menschen unter keiner Bedingung geben, er sagt hinter Deinem Rücken doch, daß er Dir damit eine Unterstützung zukommen lassen wollte. Ich würde für keinen Menschen arbeiten, der meine Schwester beleidigt hat und dessen Vater mir die Thüre gewiesen. Vielleicht hat er Dich auch nur zum Narren, wie der Alte mit seiner Bestellung. Ich würde ihm zuvorkommen.“

„Du hast Recht,“ sagte Benno nach kurzer Ueberlegung. „Ich schwanke nur noch, ob ich wegen Wally's an ihn schreibe oder nicht. Er hat sie im Geschäft Wolfsohn's gewissermaßen für eine Erbin ausgegeben, denn der Mann bittet Wally um ihre Kundschaft. Wally hat dadurch nicht nur einen sehr hübschen Erwerb verloren, sie kommt auch in's Gerede. Es ist nicht unmöglich, daß die Sache ihren Ruf schwer schädigt. Andererseits aber könnte ihn ein Brief von mir dazu berechtigen, sich zu verantworten, und ich will, daß die Sache unter allen Umständen ein Ende hat.“

„Soll ich für Dich auftreten?“ fragte Harley nach einer Pause. „Ich müßte dann freilich sagen, daß ich Eure Ansprüche vertreten werde, dann kann ich fordern, daß er mir Erklärungen über die Absichten gibt, die seiner Handlungsweise zu Grunde liegen.“

„Das wäre vielleicht ein Ausweg. Ich bin heftig, ich habe den Kopf voll und Gedanken und Ruhe zur Arbeit nöthig. Dir gegenüber dürfte er auch nur Dinge sagen, die er vertreten will, da kann er sich nicht mit Phrasen heraushelfen. Aber ich belästige Dich.“

„Sorge deshalb nicht, ich mache die Sache kurz ab. Doch ehe ich gehe, möchte ich Deine Schwester sehen und begrüßen.“

Benno mußte diesem Wunsche Harley's nachkommen und Wally rufen. Das junge Mädchen hatte inzwischen, am Bette ihres Vaters sitzend, Muße gehabt, Betrachtungen über Alles, was Benno gesprochen, anzustellen, aber sie war nicht dahin gekommen, eine richtige Auffassung ihrer Lage zu gewinnen und sich völlig klar der Haltung zu werden, die ihr geboten gewesen wäre, wenn Benno's Worte wirklich alle Zweifel in ihrer Brust erstickt hätten.

Da lag der kranke, alte Vater. Es war nicht zu leugnen, daß der Graf Wolfgang indirekt das neue Unglück verschuldet, es hatte Wally's Vater erregt, daß Wolfgang ihr nachgestellt, aber es war ebensowenig bewiesen, daß der Graf dabei eine beleidigende Absicht gehabt, wie daß er seine Kameraden von dem Abenteuer unterrichtet. Alle Beweise, die Benno dafür, daß der Graf nur eine Intrigue beabsichtige, vorgebracht, hätten Jemand, dem der Graf gleichgiltig war, zum Argwohn veranlassen müssen, aber sie genügten nicht, Jemand zu überzeugen, dessen Herz den Wunsch hegte, Wolfgang nicht verdammen zu müssen.

Die Art, wie Benno's Hoffnungen auf dem Schlosse Wildenfels enttäuscht worden, hatte ihn bitter gestimmt, aber während

man ihn dort geringschätzend und rücksichtslos behandelt, hatte Graf Wolfgang ihm hier Bewunderung seiner Kunst gezeigt, Wolfgang hatte, wie der Brief Wolffsohn's bewies, sich nicht gescheut, Benno und Wally seine Verwandten zu nennen — wo war also der Beweis, daß Wolfgang ebenso dachte, wie sein Vater, war es nicht möglich, daß der Sohn es gut und ehrlich meinte?

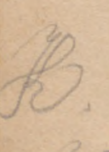
Wolfgang hatte Wally in dem Laden des Kaufmanns seine Verwandte genannt, er mußte das in einer Weise gethan haben, welche die Ansprüche von Wally's Angehörigen auf eine Erbschaft anerkannte, und jetzt war der Mann bei Benno, der schon früher ihrem Vater angeboten, diese Ansprüche geltend zu machen.

Es war gewiß ein Stoff zu Betrachtungen, der in seltener Weise die verschiedenartigsten Gefühle erregte, wenn Wally auf den kranken Vater blickte, der das Nothwendigste entbehren mußte, und daran dachte, daß der alte Mann sich hartnäckig geweigert, den Hoffnungen auf eine Erbschaft Rechnung zu tragen. Der Fremde hatte ihm vor einem Jahre angeboten, einen Prozeß gegen die Grafen Wildenfels anzustrengen, von Seiten der gräflichen Familie hatte man Beziehungen mit ihm anzuknüpfen versucht, und heute, wo man Benno auf dem Schlosse kränkend behandelt, wo Graf Wolfgang dagegen Wally öffentlich seine Verwandte genannt — heute enthüllte sich jener Fremde auch als ein Sprosse der Wildenfels!

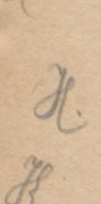
Hatte der alte Mann so Unrecht gethan, wenn er gleich bei der ersten Anregung die Versuchung zurückgewiesen, hatte er die Verwicklungen gefürchtet, welche trotzdem über

ihn gekommen? War er ein Sprosse des gräflichen Geschlechts, oder täuschten sich die, welche ihn durchaus dazu machen wollten?

Benno rief Wally. Sie folgte dem Bruder in's Atelier, und während Benno ihr Harley als einen Vetter vorstellte, der sich ihm als wahrer Freund gezeigt, der ihn durch Dankbarkeit verpflichtet, schien das Auge des Gelehrten den Blick tief in ihr Innerstes senken zu wollen, er schaute sie so prüfend, so durchbohrend an, daß sie in Verwirrung gerieth.



Bei der Begegnung zweier Menschen, die von einander gehört und ein neugieriges Interesse daran haben, sich kennen zu lernen, spielt ein wunderbarer Magnetismus, und der erste Augenblick ist oft entscheidend, ob man jemals im Stande sein wird, den ersten anziehenden oder abstoßenden Eindruck zu überwinden. Es kann ein Weib ebensogut verletzen, wie ihr schmeicheln, es kann sie verwirren oder beleidigen, wenn der Blick eines Mannes sich dreist, fest und prüfend auf sie heftet, ihr Instinkt fühlt, was er dabei denkt und täuscht sich selten; ebenso aber fühlt der Mann, ob der magnetische Strahl ein anziehender oder abstoßender ist. Der Mann täuscht sich aber eher als das Weib, denn dieses senkt gewöhnlich das Auge zu Boden, es läßt ihn nicht in den Spiegel ihrer Seele blicken.



Wally fühlte sich durch den forschenden Blick des Gelehrten nicht verletzt, aber war es, daß sie ihm mit Vorurtheil genaht, war es seine äußere Erscheinung, deren Charakteristik sie mit einem Blicke erfaßt, war es die feuchte Kälte seiner Hand, welche die ihrige ergriffen, sie fühlte,

daß sie diesem Manne niemals ihr Vertrauen werde schenken können, sie mußte sich beherrschen, um nicht zu verrathen, daß sie ein Widerwille, fast ein Grauen überkam.

Ein kaltes Lächeln eitler Selbstgefälligkeit spielte um die Lippen Harley's, er hielt die Verwirrung Wally's für den Ausdruck der Befangenheit eines einfachen Mädchens, dem man gesagt, welch' bedeutender Mann vor ihr stehe. „Das Liebliche natürlicher Unschuld ist der schönste Schmuck des Weibes," sagte Harley, „um wie viel würdiger erscheint mir Deine Schwester, Benno, des gräflichen Titels, als die hochmüthige Comtesse Adda. Du gestattest mir doch, theure Wally, daß ich mir den Brudernamen und Bruderrechte von Dir erbitte? Ich bin kein Mann der schönen Worte und Schmeicheleien. Gewöhnt an Beschäftigung mit ernsten Studien, trete ich nur in meinen Mußestunden aus der Arbeitsstube in die alltägliche Welt, und es würde mir dort eine wärmere Sonne scheinen, wenn ich hoffen darf, einen trauten Kreis lieber Verwandten zu finden. Nimm mich, wie ich bin, liebe Wally, ich bringe Dir ein ehrliches Bruderherz entgegen."

Wally schaute auf, als müsse sie in den Zügen Harley's etwas suchen, was ihr helfe, an diese Worte glauben und den Gruß erwiedern zu können. Aber der instinktive Widerwille, der sich ihrer bemächtigt, ward eher vermehrt als gehoben, es war nichts in diesen Zügen, was dem Charakter der Anrede entsprach, es war ihr unmöglich, dem Manne das zutrauliche Du zu geben, ihn als Jemand anzuerkennen, der ihr näher treten könne.

Ich weiß nicht," stotterte sie in wachsender Verwir-

rung, „womit ich dies Vertrauen verdiene — ich höre von Benno, daß Sie mit uns verwandt sein wollen, aber Sie führen ja einen anderen Namen.“

„Da sieht man,“ lächelte Harley, als Benno ebenfalls fragend aufschaute, „daß in der Frauennatur Talent zur Juristerei liegt, ihr beobachtender Verstand prüft die Details. Ganz recht, theure Cousine, da wir von demselben Großvater abstammen, müßte ich auch Wildenfels heißen. Der Großvater hatte aber Gründe, seinen Namen zu verändern, als er Australien verließ. Mein Vater war damals ein kleiner Knabe und wurde auf dem Schiffe von allen Matrosen bei seinem Vornamen William genannt. Der Schiffsarzt interessirte sich für meinen Vater, der große Lernbegierde zeigte, und da der Großvater bei der Landung an der amerikanischen Küste sich erst eine Existenz suchen mußte, so willigte er ein, daß mein Vater bei dem Arzte als Diener und Schüler blieb. Der Arzt hat unseren Großvater später vergeblich gesucht, er adoptirte meinen Vater, gab ihm seinen Namen, Harley, da er weder den wahren Namen des Knaben kannte, noch Papiere erhalten hatte, die denselben legitimirten. Es ist meinem Vater erst in seinen letzten Lebensjahren, als er zu diesem Zwecke eine Reise nach Australien unternahm, gelungen, sich Aufschlüsse über den ihm gebührenden Namen zu verschaffen; ich besitze die Dokumente, welche mich als erstgeborenen Sohn des Grafen Benno Wildenfels legitimiren, erst seit einiger Zeit in der Vollständigkeit, daß ich meine Berechtigung auch vor Gericht nachweisen kann. An dem vornehmen Titel liegt mir natürlich gar nichts, ich habe dem

Namen Harley schon einen Ruf verschafft, der mehr gilt, als ein Geburtstitel; ich würde auch die mir zustehende Erbschaft nicht der Mühe eines Prozesses werth halten, wenn mich nicht einerseits der Hochmuth der Grafen Wildenfels reizte, sie als Inhaber fremden Gutes zu entlarven, andererseits die Pflicht aufforderte, Mittel, welche ich dem Dienste der Wissenschaft zuwenden könnte, Leuten zu entziehen, die fremde Habe verprassen. Ich bin es ferner, da ich bei den Nachforschungen, die ich in meinem Interesse gemacht, Kenntniß davon erhielt, daß Dein Vater wahrscheinlich ein Sohn aus zweiter Ehe meines Großvaters ist, Deinem Vater schuldig, ihn auf seine Ansprüche aufmerksam zu machen — mir gehört das Erbe nicht allein, ich muß es mit Deinem Vater theilen."

Wally durfte den Kranken nicht länger allein lassen. Sie verabschiedete sich deshalb bald von Harley; aber trotz dessen, daß er in seiner Erklärung dargethan, wie loyal und uninteressirt er denke, da er Jemand aufgesucht, mit dem er seine Erbansprüche theilen mußte, erfüllte sie eher eine Unruhe, als daß die Hoffnung auf eine Veränderung ihrer finanziellen Lage festere Wurzeln in ihr gefaßt hätte. Gerade dieser Ton der Verachtung des Grafentitels und des Geldes machte ihr Harley noch mehr verdächtig und eine unerklärliche Angst beschlich ihr Herz, als Benno ihr, nachdem Harley sich entfernt, das Geständniß ablegte, er habe versprochen, im Namen des Vaters eine Vollmacht für Harley zu unterzeichnen.

22.

Wir führen den Leser nach Schloß Wildenfels zurück. Adda hatte sich schon am Abend nach der Begegnung mit Harley zurückgezogen, sie nahm, wie wir erwähnt, ebenso=wenig als ihre Mutter an dem Nachtmahl Theil, es war ihr sehr willkommen, daß Boltenstern, von ihrem Vater und Bruder in Beschlag genommen, keinen Versuch machte, sie zu sprechen und eine Erklärung der Scene zu erbitten, die Harley ihr bereitet.

Adda begab sich früh auf ihr Zimmer, die Erlebnisse dieses Tages waren mannigfaltig und gewichtig genug, um ihr Nachdenken zu beschäftigen. Sie hatte Boltenstern zwar kein bindendes Versprechen gegeben, aber ihn doch zu Hoff=nungen berechtigt und damit eine Entscheidung getroffen, welche gewissermaßen das Buch ihrer Vergangenheit ab=schloß und einen Traum, dem sie nachgehangen, wenn nicht der Vergessenheit, so doch dem Reiche verblassender Erinne=rungen überwies.

Es konnte für die Stimmung, in der sie ihren Be=trachtungen nachhing, nicht bedeutungslos sein, daß das Gespräch, welches Georg über Harley mit ihr geführt, Anlaß dazu gegeben, Boltenstern Hoffnungen zu machen, und Harley's Auftreten ihr gegenüber ließ sie ver=muthen, daß er errathen, wie sie dem Grafen näher ge=treten. Die Frechheit Harley's war nur dadurch zu er=klären, daß er glaubte, seine Drohungen ausführen zu kön=nen; auch das ganze Wesen ihres Vaters war plötzlich verändert, es lag auf der Hand, daß ihn eine Unruhe, eine Sorge quäle. Die Ahnung beschlich Adda's Herz, daß der

Wunsch ihrer Eltern, sie an einen wohlhabenden Mann zu verheirathen, mit den Drohungen, die Harley angedeutet, in Beziehungen stehe.

Wenn die Ueberzeugung, daß Boltenstern eine aufrichtige Neigung zu ihr hege, ihr den Entschluß erleichterte, zu versuchen, ob sie Zuneigung zu ihm gewinnen könne, so wirkte der Zweifel um so mächtiger auf sie, ob der Graf nicht die Sorge kenne, welche ihren Vater beschäftigte und hieraus den Muth gezogen, seine Werbung anzubringen. Der Traum, der ihr Herz beseelt, hätte auf keine für sie demüthigendere Weise sein Ende finden können, als wenn sie einer reichen Heirath wegen mit der Erinnerung gebrochen.

Kathi war auffällig zerstreut, als sie Adda beim Schlafengehen ihre kleinen Dienste leistete, Adda bemerkte das, obwohl sie selber ihren Gedanken nachhing. Sie befragte die Zofe, ob ihr etwas begegnet sei, was ihr Sorgen verursache, Kathi zögerte lange, aber endlich kam sie doch mit der Sprache heraus. „Ich weiß nicht," sagte sie, „ob ich reden darf, die gnädige Comtesse sagen mir ja nicht, weshalb Sie heute so in Gedanken sind."

„Was haben meine Gedanken mit Deinen Sorgen zu thun?" lächelte Adda. „Hast Du etwas zerbrochen, oder hat der Franz wieder einen Streich verübt?"

„Gnädigste Comtesse, es quält mich etwas, ich habe eine seltsame Ahnung, die Sie betrifft, aber ich habe nicht den Muth, davon zu sprechen."

„Du bist närrisch, Kathi. Rede dreist, was hast Du für Ahnungen?"

„Darf ich fragen, warum die gnädige Comtesse heute

Abend sich von der Gesellschaft zurückgezogen haben? Der Herr Graf v. Boltenstern wird gewiß darüber sehr bekümmert sein."

Adda lächelte heiter. „Bist Du neugierig?" fragte sie. „Was geht es Dich an, ob er bekümmert ist? Du willst wohl wissen, ob mir das gleichgiltig ist oder nicht? Zielen Deine Ahnungen etwa dahin, daß er abreisen und nicht wieder kommen könnte?"

„Nein, Gnädigste, aber wenn ich nicht weiß, wie Sie mit dem Herrn Grafen stehen, kann ich von meinem Geheimniß nicht sprechen."

„Wie soll ich denn mit ihm stehen?" fragte Adda leicht erröthend. „Er ist ein angenehmer Gast."

„Gnädigste Comtesse, er kommt Ihretwegen. Sie gingen heute morgen mit ihm, und da sah er so glücklich aus — heute Abend haben Sie ihn mit den Herren allein gelassen."

„Ich sehe schon, wo Du hinaus willst. Da ich neugierig auf Dein großes Geheimniß bin, will ich Dir bekennen, daß ich vielleicht nur den Wunsch meines Vaters und Bruders erfüllt habe, wenn ich die Herren allein gelassen, sie haben Wichtiges zu besprechen. Ich habe dem Grafen keine Ursache gegeben, besonders glücklich zu sein, aber ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß er ein aufrichtiger Freund unserer Familie ist, während mir der Gast meines Bruders durchaus nicht gefällt."

„Gnädigste Comtesse, der Herr Harley ist nicht, was er scheint."

„Hast Du das auch schon bemerkt? Hat Dein Geheimniß Bezug auf ihn?"

„Nein. Ich weiß es nicht, aber es gehen seltsame Dinge vor. Der fremde Herr vergräbt sich gleich den ersten Tag, wo er hier ist, in der Bibliothek, und der Andere, den der Herr Graf herbestellt, darf plötzlich nicht auf's Schloß, er wird beim Förster untergebracht."

„Wer? Von wem redest Du?"

„Von dem Künstler, der so aussehen soll, als wäre er ein Wildenfels und der auch so heißt."

„Ein Künstler! Davon weiß ich nichts. Erzähle, Kathi. Mein Vater sprach nur von Arbeiten, die gemacht werden sollten."

„Ich weiß nicht, ob ich davon reden darf, ich habe den Franz zufällig gesprochen, wenn das Ihr Herr Vater erfährt, wird er ungnädig."

„Ich werde Dich nicht verrathen. Sprich, was ist das mit dem Künstler?"

„Das ist ja eben das Geheimniß. Er war auf's Schloß beschieden, wie er heute aber in Wildstein ankommt, muß der Inspektor hinaus und ihn nach der Försterei bringen. Der Herr Graf war nach Tische in Haidebruch und soll seltsame Dinge mit ihm gesprochen haben, als sei er ein Verwandter des Herrn Grafen. Er soll ein schöner junger Mann sein, der auch in Italien gewesen."

„Kathi!" rief Adda, vor Erregung bebend, „was lässest Du mich ahnen! Spanne mich nicht auf die Folter. Ist er es, der mir das Leben gerettet? Rede, Mädchen, ich bitte, ich befehle —"

Kathi zuckte die Achseln. „Man weiß ja nichts," antwortete sie, „da wird ja Keiner klug daraus. Mir kam

auch die Ahnung, es könne der brave Mann sein, der Sie gerettet, er hat ja zu Franz von Ihnen gesprochen."

Adda sprang auf, sie wollte zu ihrem Vater eilen, wollte Gewißheit fordern, aber Kathi hielt sie zurück. „Um Gottes willen," bat die Zofe, „Sie verderben Alles und machen mich und den Franz unglücklich. Ich sagte ja nur, daß es mir wie eine Ahnung gewesen, aber Ihr Retter war ja ein Maler und der, von dem ich rede, ist Bildhauer."

„Bildhauer? Weißt Du das gewiß? Mädchen, spiele nicht mit mir, ich will die Wahrheit."

„Er ist Bildhauer, das ist ganz gewiß, und heißt Wildenfels. Auch dem Förster ist die Aehnlichkeit aufgefallen, die er mit den Familienbildern hat."

Adda ließ enttäuscht den Kopf sinken. In der ersten Erregung hatte sie nicht daran gedacht, daß gerade diese Aehnlichkeit der Züge des Künstlers mit denen der Grafen Wildenfels es erkläre, weshalb ihr Vater den Mann herbeschieden und auf's Forsthaus gebracht. Es lag nahe, daß dieser Mann vielleicht die Person war, von der Harley gesprochen. Sie fühlte, daß sie in thörichtem Wahn der Zofe ein Geheimniß ihres Herzens verrathen, von dessen wahrem Gewicht sie selber keine Ahnung, oder doch kein klares Bewußtsein gehabt. Erst in diesem Moment, wo sie geglaubt, ihn wiedersehen zu können, hatte sie erfahren, daß es mehr als Dankbarkeit war, was ihr Herz erbeben ließ, daß eine mächtige Sehnsucht ihr Blut zum Herzen getrieben.

Je länger sie über die Sache nachdachte, um so klarer

wurde es ihr, daß der Mann auf dem Jagdhause wohl in keinem Falle identisch mit dem Künstler sei, der ihr das Leben gerettet. Jener wäre sicher nicht in den Bereich des Schlosses Wildenfels gekommen, er hatte ja damals Alles daran gesetzt, sich nicht finden zu lassen, Jener war Maler — so glaubte sie ja fest — dieser war Bildhauer, ihr Vater hätte es ihr auch wohl nicht verschwiegen, wenn er Aussicht gehabt, jenen Mann zu finden und ihm seinen Dank abtragen zu können.

Sie schlief erst spät ein, dann aber forderte die Natur ihre Rechte, sie erwachte auch spät, und als sie zum Frühstück kam, fand sie nur ihre Mutter. Die Gräfin erzählte ihr, daß man Harley als Betrüger entlarvt, daß er das Schloß verlassen, die Herren wären in der Bibliothek, sie seien mit sehr wichtigen Dingen beschäftigt.

Als sie wieder ihr Zimmer aufsuchte, kam Kathi, die vorher, als Adda sich angekleidet, sehr schweigsam und verstimmt gewesen. Kathi berichtete ihr, daß man auch den Bildhauer nach Hause geschickt habe, derselbe sei in heimlichem Einverständniß mit Herrn Harley gewesen.

Adda fühlte leichtes Kopfweh, sie hatte das Bedürfniß, in der frischen Luft eine Promenade zu machen, und die Idee stieg in ihr auf, nach dem Jagdhause zu gehen, dort konnte sie von der Försterstochter, die sie sehr gern hatte, Näheres über den Künstler hören. Zweifelte sie auch nicht mehr daran, daß derselbe ihr ein Fremder, so wollte sie doch Gewißheit haben, um das einmal erregte Herz vollständig zu beruhigen.

Es war ein schöner Tag, die Promenade nicht allzu-

weit, sie konnte, wenn sie wollte, mit dem Fuhrwerk des Försters zurückfahren, wie sie das schon öfter gethan, wenn sie sich Martha geholt, ihr bei einer Arbeit zu helfen. Sie ging den Weg oft allein, denn sie hatte keine unliebsame Begegnung zu fürchten, und im Nothfalle waren überall Holzfäller oder andere Arbeiter in der Nähe, welche sie kannten und ihr Hilfe gebracht oder ihre Befehle vollzogen hätten.

So wanderte sie denn auch heute, nachdem sie in die Schlucht hinabgestiegen, durch das prächtige Thal, den Waldbach entlang, versunken in ihre Gedanken, ab und zu den ehrerbietigen Gruß eines Arbeiters, dem sie begegnete, freundlich erwiedernd, bis sie eine Felsenparthie erreichte, bei welcher sich ein Nebenthal abzweigte. Folgte man diesem, so erreichte man die Försterei in kürzerer Zeit, als wenn man den Weg von Wildenfels nach Haidebruch über Wildstein wählte, aber man mußte die Waldwege kennen, denn der letzte Theil des Pfades führte durch den Forst.

Adda mußte sich darauf gefaßt machen, in dieser Gegend möglicherweise Franz zu begegnen, da der Förster den Sohn, welcher die nähere Umgebung des Schlosses nicht betreten durfte, hier beschäftigte. Franz Kroneck hatte sich durch böse Streiche einen sehr schlechten Ruf verschafft, er galt nicht nur für boshaft, sondern auch für rachsüchtig, und nur die Rücksicht auf den alten Förster hielt den Grafen noch ab, diesen jungen Menschen, den man jedes Verbrechens fähig hielt, vom Gute zu jagen. Der Graf hatte öfter geäußert, daß er, seit er Franz das Betreten des Schlosses und seiner Umgebung verboten, nicht gern ohne Gewehr in den Forst gehe, er war also nicht frei von der Besorgniß,

daß Franz oder irgend einer der schlechten Kumpane desselben ihn einmal in der Waldeinsamkeit stellen könne.

Adda theilte diese Besorgniß nicht. Während ihr Vater und ihre Brüder Franz als einen Unverbesserlichen verdammten und die äußerste Strenge gegen ihn für gerathen hielten, fühlte sie Theilnahme für den jungen Mann, von dem ihr Kathi sagte, daß er im Grunde gar nicht schlecht sei, daß nur die Härte seines Vaters, der kleine Fehler strenge bestraft, ihn verstockt und verbittert gemacht habe. Adda war auch der Ansicht, daß man durch Argwohn und Verachtung, durch Härte und Drohungen es ihm verleide, gute Vorsätze zu fassen und Besserung zu zeigen.

Sie erschrak daher nicht, als Franz Kroneck plötzlich aus dem Gebüsch trat und hier im Walde, wo ein Hilferuf vielleicht ungehört verhallt wäre, sie dreist und keck anredete.

Franz hatte sich sagen können, daß ihn eine ernste Krisis bedrohe. Graf Georg Wildenfels konnte nicht daran zweifeln, daß er den Künstler in die Felsenschlucht geführt habe, und Franz wußte, daß der Graf, der Jenen grob weggewiesen, gewiß dafür sorgen werde, daß der Führer bestraft werde. Er hatte Harley noch gesprochen, als dieser den Weg nach Wildstein angetreten und von demselben die erneute Versicherung erhalten, derselbe werde ihn und Kathi für jedes Ungemach entschädigen, das sie seinetwegen erlitten. „Ich werde dem Grafen Wildenfels einen Schuldschein vor's Gesicht halten,“ hatte Harley gesagt, „der ihm den Hochmuth austreiben und ihn zahm genug machen soll; das Fideikommiß ist ihm nicht zu nehmen, aber von den Revenuen wird er

nicht so viel behalten, um sich Butter auf das Brod zu schmieren."

Der Mensch glaubt nichts leichter als das, was er wünscht, und Franz triumphirte schon in dem Gedanken, daß, wenn der Graf ihn heute fortjage, er morgen vielleicht von Harley als Förster die Bestallung erhielt und sein Vater dann zu ihm kommen müsse, wolle er Brod haben.

„Ihr Diener, gnädige Comtesse," sagte er in einer Weise, als begrüße er Adda schon auf seinem Revier, „ein schöner Morgen. Sie gehen gewiß zur Försterei?"

„Ja. Sie scheinen sehr guter Laune zu sein, Franz," versetzte sie, durch den dreisten Ton eigenthümlich berührt. „Ich will wünschen, daß mein Vater nichts davon erfährt, daß Sie schon wieder sein Verbot übertreten. Warum thun Sie das! Ist's nicht genug, wenn Sie Kathi an den Tagen sehen, wo sie ausgeht?"

„Comtesse, Sie meinen es herzensgut, einem freundlichen Worte würde ich mich gern fügen, aber Zwang ertrage ich nicht, mag es kommen, wie es will. Und wenn ich heute vom Gute muß, wer sagt, daß es morgen nicht anders kommt? Es denkt Mancher, er stehe fest, und im nächsten Augenblick kann er fallen. Er will die Baumwurzel, die ihm im Wege ist, mit der Axt durchhauen und schlägt sich selber in den Fuß."

„Sollen das Anspielungen auf meinen Vater sein? Ist es hübsch, zu mir solches zu sprechen, wenn man Ihnen wirklich dergleichen gesagt? Ich wünsche Ihnen nichts Böses. Ich wollte, Sie würden ein ordentlicher, tüchtiger Jägersmann, damit Kathi einmal eine glückliche Frau wird."

„Ja, Sie meinen es gut! Ihnen wünsche ich auch nichts Böses. Ihnen will ich auch sagen, daß der Künstler, welcher im Jagdhause wohnte, heute wohl nicht den Weg zum Schlosse gemacht hätte, wenn er nicht gedacht, Sie zu sehen, des Gelehrten wegen wäre er nicht gekommen."

Brennende Röthe bedeckte Adda's Wangen. Es war ihr ein peinliches Gefühl, gerade an diesen Menschen eine vertrauliche Frage zu richten, und doch glühte sie vor Verlangen, eine Erklärung dieser Worte zu erhalten. Was hätte ein Fremder von ihr wollen, wie hätte ein Fremder erwarten können, sie zu früher Stunde zu sehen? Wieder durchbebte der Gedanke, daß der Künstler doch der Retter ihres Lebens gewesen, ihr Herz, und das mit einer Gewalt, die jedes Bedenken niederwarf.

„Ich verstehe Sie nicht," stotterte sie. „Wollte er mich sprechen? Kennt er mich denn? Hatte er eine Bitte an mich?"

„Gnädigste Comtesse," versetzte Franz, der seine Schlüsse aus ihrem Erröthen und aus ihrer Verwirrung vervollständigen konnte, „der Bildhauer war ein seltsamer Mensch. Ich hörte zufällig einige Worte, die er mit dem Herrn Grafen wechselte. Ihr Herr Vater sprach von Verwandtschaft, jener aber wollte davon nichts wissen, er meinte, er suche Arbeit und Künstlerruhm, nicht Erbschaften. Als ich bei Tische erzählte, ich hätte gehört, Sie wollten sich mit einem vornehmen Herrn verloben, da wurde er ganz blaß. Ich hatte es dann später übernommen, ihn zu einem Rendezvous mit Herrn Harley zu bestellen, ohne denselben zu nennen, aber ich wette, der Bildhauer hat gedacht, Sie wollten ihm etwas mittheilen, denn er fragte mich aus über

Ihre Verlobung und wollte umkehren, als er merkte, daß es etwas Anderem gelte."

Die Erregung Adda's steigerte sich auf's Höchste. Es mischten sich Scham, Aerger und Verdruß über das Gerede des Burschen in das Gefühl, nur Derjenige, der ihre Traumbilder belebt, könne es sein, dem das Gerücht von ihrer Verlobung so nahe gegangen.

„Sie sind ein recht schlechter Mensch," sagte sie mit bebender Stimme. „Würde es Ihnen gleichgiltig sein, wenn die Leute von Kathi unwahre Dinge erzählten? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mich verlobt, daß ich nur daran gedacht, mich zu verloben? Wie können Sie solches Geschwätz, von dem Sie nicht wissen, ob es wahr ist, zu Fremden weitertragen?"

„Verzeihen Sie mir," versetzte Franz, den ihre Erklärung angenehm zu überraschen schien, denn er lächelte boshaft, „aber Herr Harley meinte, der Herr Graf habe den Bildhauer auf's Jagdhaus geschickt, weil Sie ihm nicht begegnen sollten, der Herr Graf wünsche, daß Sie einen reichen Herrn heirathen, der Bildhauer sei Ihnen aus alter Zeit bekannt."

„Schweigen Sie!" herrschte Adda, die in die Erde hätte sinken mögen vor Scham, in deren Brust Schmerz und Jubel, Empörung und Zorn wild durcheinander tobten. Die mit dreister Frechheit gegen ihren Vater erhobene Anklage vernichtete jeden Zweifel daran, daß der Retter ihres Lebens im Jagdhause gewohnt, aber furchtbar war der Gedanke, der freche Bursche könne wahr reden, ihr eigener Vater habe sich gegen sie verschworen. Und doch —

Harley hatte es ihr in's Antlitz gesagt, ihre Eltern bedrohe eine Gefahr, es lag etwas in der Luft, was ihr dieses Gespenst immer wieder vorführte, ihr Vater, ihr Bruder hatten Geheimnisse vor ihr, das Erscheinen Harley's auf dem Schlosse, die Andeutungen desselben und der plötzliche auffällige Bruch zwischen ihm und Georg — das gab zu denken! Dazu der Umstand, daß der reiche Graf Voltenstern gerade gestern gekommen und den Versuch einer Werbung gemacht, daß ihr Vater und Georg mit ihm auf der Bibliothek arbeiteten, daß man nicht nur Harley, sondern auch den Bildhauer plötzlich heimgeschickt.

Es schwirrten ihr tausend Gedanken und Gefühle im Kopfe; die Demüthigung, daß ein untergeordneter, verwahrloster Mensch wie Franz ihre zartesten Geheimnisse mit einem Harley erörtert, daß er es wissen wollte, daß ihr Vater sie getäuscht, legte sich niederdrückend auf ihr Herz und erfüllte dasselbe mit unbeschreiblicher Bitterkeit.

Sie beschleunigte ihre Schritte, sie bedurfte einer Vertrauten, der sie ihr Herz ausschütten konnte, und sie wußte, daß Martha ihr mit ganzer Seele zugethan war.

Franz sah, was er angerichtet hatte und war damit zufrieden. Obwohl Adda die einzige Person außer Kathi auf dem Schlosse war, die er nicht haßte, der er nichts Böses wünschte, erfüllte es ihn doch mit boshafter Schadenfreude, daß er jetzt Gewißheit darüber hatte, die Comtesse liebe den Künstler, Graf Wildenfels habe dem vorbeugen wollen, daß Adda erfuhr, wer in der Försterei wohne und daß er, Franz, es gewesen, der dem Herrn Grafen einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Er empfahl sich ohne Abschied; als die Comtesse sich nach ihm umsah, war er im Walde verschwunden.

23.

Adda hatte kaum vermocht, die äußere Fassung wieder zu gewinnen, als sie das Forsthaus erreichte. Sie traf die Försterfamilie in der Stimmung, welche wir oben geschildert, der alte Kroneck zweifelte nicht, als er die Comtesse, sichtlich erregt, zu Fuße ankommen sah, dieselbe kenne die Vorgänge in Bezug auf den Bildhauer und mißbillige die Handlungsweise ihres Vaters, sie wolle vielleicht ein begütigendes Wort zu dem jungen Mann sprechen.

„Er ist fort," sagte der Förster, der Comtesse entgegentretend. „Der arme Mensch hat mir leid gethan und ich will's Ihrem Herrn Vater in's Gesicht sagen, daß er sich in dem Manne geirrt, daß er Unrecht geübt."

„Wer ist fort?" fragte Adda und sie versuchte Ueberraschung und Unwissenheit zu heucheln, sie wollte ja nur horchen, aber nicht verrathen, was in ihr tobe.

„Herr Wildenfels. Sie wissen davon nichts?"

„Doch — ich weiß nur," stotterte Adda, „daß mein Vater gewisse Arbeiten anfertigen lassen wollte und seine Entschlüsse geändert hat. Wo ist Martha?"

„Da kommt sie," antwortete der Förster, der wohl merkte, daß die Comtesse keine Erörterung von ihm wünschte. „Wenn die gnädige Comtesse nichts zu befehlen haben, gehe ich in den Wald, den Buben, den Franz zu suchen."

„Ich traf ihn im B.-Gestell."

„Also doch!" murmelte der Förster überrascht, als habe er das nicht erwartet.

Martha's Augen verriethen, daß sie geweint. Adda nahm ihren Arm und führte das junge Mädchen unter eine Buche, wo sie gern auf der Bank plaudernd verweilte. Erst jetzt bemerkte sie den feuchten Glanz der Augen Martha's. „Was ist Dir?" fragte sie trotz ihrer Zerstreutheit in theilnehmender Weise.

„Ach, gnädigste Comtesse, es hat mir so weh gethan, daß der Herr Graf so hart gegen Herrn Wildenfels gewesen ist."

„Gegen den Künstler! Ich hörte davon. Erzähle mir, Martha, was ist eigentlich geschehen?"

„Sie wissen das nicht? Ich glaube es, Sie hätten sonst Ihren Herrn Vater für ihn gebeten. Der Herr Inspektor brachte gestern den jungen Mann, mein Vater sollte ihn als Gast aufnehmen und ihm Alles nach Bequemlichkeit bieten. Es schien ihm hier sehr gut zu gefallen. Nachmittags kam der Herr Graf und hatte ein Gespräch mit ihm und mußte auch sehr zufrieden mit ihm sein, denn er drückte ihm so freundlich die Hand, ehe er abfuhr, er sagte meinem Vater, er solle ja sorgen, daß es dem Künstler an nichts fehle.

Herr Wildenfels," fuhr Martha fort, „war auch sehr froh. Der Graf hatte ihm Arbeit aufgetragen, die ihn mit stolzer Hoffnung erfüllte, ich glaube, in Gedanken fing er schon damit an, denn er machte sich gleich daran, die Steinblöcke zu besehen. Da hat er dann etwas mit meinem Bruder gehabt — was? weiß ich nicht, aber der Vater schöpfte Argwohn, daß Franz wieder irgend einen Streich vorhabe und warnte den jungen Mann vor meinem Bruder.

Es hat mir nun so sehr von Herrn Wildenfels gefallen, daß er Franz entschuldigte, da er sah, daß mein Vater sehr böse war, und ich glaube auch fest, daß es sich um nichts Schlechtes gehandelt hat, Herr Wildenfels wäre sonst gewiß nicht darauf eingegangen. Heute Morgen ist Herr Wildenfels nun sehr früh fortgegangen; als er wiederkam, sagte er, der Herr Graf Georg hätte ihn beleidigt, er wollte fort ohne Frühstück. Der Vater redete ihm gut zu, da kam ein Bote vom Schloß —"

Martha stockte. Sie vermochte nur im Kampfe mit ihren Thränen das Weitere zu schildern, wie tief gekränkt sich der Künstler gefühlt, wie er seine Unschuld betheuert, dann aber erklärt habe, er werde jetzt darnach forschen, ob er Erbschaftsansprüche habe, aber niemals sich auf unedle Weise rächen.

„Der Vater," schloß Martha, „sagt, er habe es dem Herrn gleich angesehen, daß er ein Sprosse Ihrer Familie sei; aber ihm ist gewißlich Unrecht geschehen, er sagte es mit solchem Stolz, daß er nie nach Geld getrachtet habe, daß er arm sei, aber ein ehrlicher Mann, er warf das Geld, das Ihr Herr Vater ihm schickte, von sich, als fürchte er, sich damit zu beschmutzen."

„Du hast ja in sehr kurzer Zeit großes Vertrauen und sehr lebhaftes Interesse für den Herrn gewonnen!" bemerkte Adda, „der Abschied von ihm hat Dir Thränen entlockt."

„Ich kann es nicht sehen, daß Jemand Unrecht geschieht," erklärte Martha hoch erröthend, aber mit Festigkeit und leidenschaftlicher Betonung, „ja, ich habe Vertrauen auf

seine Unschuld an dem, was ihm der Herr Graf vorwirft, und mein Vater gleichfalls, meine Mutter hat auch geweint. Es ist sehr hart für Jemand, der Arbeit braucht, um sich und die Seinen zu ernähren, wenn man ihn aus der Werkstätte wegholt und ihm Hoffnungen macht, dann aber plötzlich ihm die Thüre weist und das noch mit falschen Beschuldigungen. Das verdient er nicht, und Sie würden ebenso denken, Comtesse, wenn Sie ihn gesehen hätten, wie er sagte, er wolle Ihrem Vater deshalb keinen Haß nachtragen, aber Ihr Herr Vater werde es erfahren, daß er einen Ehrenmann unschuldig gekränkt."

„Was wollte er denn heute Morgen in dem Felsenthale?"

„Der Herr, der auf dem Schlosse gewohnt, hatte ihn dahin beschieden. Er wollte darüber nichts sagen, um den Franz nicht zu verrathen, aber er meinte, er sei kein Gefangener, man habe ihm nicht verboten, spazieren zu gehen, auf das Schloß habe er nicht gewollt."

„Sprach er etwas von mir?" fragte Adda in flüsterndem Tone.

„Nein — ich wüßte nicht. Es war gestern von Ihnen die Rede, aber das war nur Geschwätz von Franz."

„Wie sah er denn eigentlich aus? Aehnelte er meinem Vater?"

„Nein, ich kann's nicht beschreiben, aber wenn man ihn ansah, war's Einem, als müsse er zu Ihrer Familie gehören. Und denken Sie sich — aber das darf ich Ihnen nur im Vertrauen erzählen — in seinem Skizzenbuche, das ich heimlich besehen, war eine betende Figur, das Gesicht war Ihnen so ähnlich, als hätten Sie dazu gesessen."

Adda's Stimme bebte heftig, als sie fragte, ob denn Herr Wildenfels auch Maler sei.

„Ich weiß nicht," versetzte Martha, „aber er zeichnet wunderschön, er war ja auch in Italien. Es waren in dem Buche zwar meist nur einzelne Körpertheile, Hände, Arme, Beine, Rücken, oft nur der Faltenwurf von Mänteln gezeichnet, aber auch ganze Figuren in den Umrissen, und die waren so lebendig, als wären sie mit Farben gemalt."

Adda hatte den Kopf gesenkt, den Blick auf den Boden geheftet. Das Wogen ihrer Brust, die Gluth, welche Stirn, Wangen und Nacken umspielte, verriethen ihre Erregung.

„Es war ihm verboten, auf's Schloß zu kommen," murmelte sie mit zitternder Stimme, „ich sollte ihn nicht sehen!"

Der Ton ihrer Worte klang tief schmerzlich, aber gleichzeitig auch unendlich bitter. „Was haben Sie?" rief Martha erschrocken, beängstigt.

„Er durfte nicht auf's Schloß kommen?" wiederholte Adda ihre Worte, aber diesmal fragend und in fast rauhem Tone, als fordere sie eine Antwort.

„Das muß wohl so sein," gab Martha zurück. „Der Herr Inspektor sagte ja, daß der Herr Graf sich plötzlich anders entschlossen, mein Vater war so ärgerlich darüber, daß Franz ihn nach dem Felsenthal geführt, und Herr Wildenfels gab zu verstehen, daß ihn das sehr befremde. Es muß da noch irgend ein Geheimniß im Spiele sein, ich kann es sonst nicht verstehen, daß Ihr Herr Bruder Herrn Wildenfels so behandelt, daß derselbe ohne Frühstück abreisen wollte."

„Ja, es waltet ein Geheimniß," sagte Adda und sie zeigte jetzt Martha ein bleiches Antlitz, aus dessen Augen ein tiefer Schmerz Thränen hervorpreßte, „ein Geheimniß, das ich Dir verrathen will, Dir allein, Martha — ich glaube, daß Du ein treues Herz hast, daß Du mich ein wenig liebst."

Martha ward bleich vor Unruhe, Angst und Schrecken, aber sie schlang ihren Arm um Adda's Nacken, als wolle sie die scheinbar Zusammenbrechende stützen. „Ich wollte nicht leben," sagte sie, „wenn ich Vertrauen verrathen könnte, und Sie sind meine gnädige Herrschaft —"

„Rede nicht von Herrschaft. Deine Freundin will ich sein, Martha, die Dich um Rath, um Trost, um Hilfe, um Liebe bittet. Ich bin das ärmste Weib auf Erden, ich habe das Vertrauen auf meinen Vater verloren, auf meine Mutter, auf Alle, die mir nahe gestanden, von denen ich geglaubt, daß ich ihnen theuer sei."

Martha brachen die Thränen aus den Augen. „Reden Sie nicht so, gnädige Comtesse," flehte sie, „das sind entsetzliche Gedanken. Ihre Eltern haben Sie gewißlich lieb, auch Ihre Brüder, Sie dürfen nicht verzagen, wenn einmal keine Sonne scheint, sie kommt wieder, wenn sie auch einmal hinter Wolken steckt. Mein Vater sagt es ja auch, daß der Herr Graf Unrecht gethan, aber er meint, der Herr Graf werde das bald einsehen und dann Alles wieder gut machen."

„Du verstehst mich nicht, Martha, Du kannst mich nicht verstehen. Schwöre mir, daß Du vor Jedem geheim halten willst, was ich Dir verrathe, dann erst kannst Du mir helfen."

„Ich werde schweigen, obwohl ich nie meinen Eltern etwas verberge, aber Sie können mir ja nichts sagen, was unrecht wäre.“

„Nein, Martha, gewiß nicht. Deine Unschuld, Dein braves treues Herz geben mir ja das Vertrauen, von Dir den besten Rath zu hören. Sieh — ich war vor vielen Jahren einmal in Lebensgefahr. Ich war allein in einem brennenden Hause, ein gräßlicher Tod stand mir vor Augen, da rettete mich ein Mann, für den ich schon Interesse gewonnen, obwohl ich ihn nie gesprochen. Er war ein armer Künstler. Er wagte für mich sein Leben, dann entfloh er, verschmähte jeden Dank, meine Eltern forschten vergeblich nach ihm — da schrieb er, ohne seinen Namen zu nennen, er müsse mich fliehen, denn er liebe mich. War das nicht schön, edel, groß?“

Martha schluchzte laut. Sie fühlte sich tief ergriffen, sie ahnte, was kommen werde.

„Nun sieh’,“ fuhr Adda fort, „ich habe diese That und das Bild des Mannes, der mich nicht wiedersehen wollte, nie vergessen. Es hat sich Mancher um meine Hand beworben, ich weiß, daß zwischen dem Künstler und mir heute noch die Kluft besteht, wie damals, ich habe auch nie mich gefragt, ob ich die Kluft überbrücken möchte, wenn er darnach begehrte, denn ich fühle für ihn ja nur Dankbarkeit! Aber es war mir doch stets so, als wäre mein Herz nicht mehr ganz frei, als könne es nicht völlig frei werden, ehe ich meinen Retter nicht wiedergesehen und ihm die Hand gedrückt. Alles deutet nun darauf hin, daß Euer Gast der Mann war, der mir das Leben gerettet. Er hat

mich vielleicht auch nur wiedersehen und begrüßen wollen, aber meine Eltern haben das nicht gelitten, sie haben mir nichts gesagt und ihm die Thüre gewiesen, so daß er jetzt glauben muß, daß ich undankbar und erbärmlich denke!"

Martha bekämpfte ihre Thränen, eine helle Röthe überzog ihr Antlitz und eine eigenthümliche Gluth loderte aus ihrem Auge, es war, als ob ihr ein Gedanke gekommen, der einen Umschlag in ihren Empfindungen hervorbrachte. „Verzeihen Sie mir," begann sie, „aber nach dem, was Sie sagen, werde ich irre daran, ob Ihr Herr Vater nicht doch Ursache hatte, in diesem Falle mit Strenge zu verfahren. Wenn Ihr Herr Vater, der doch so freundlich mit ihm gesprochen, der ihn doch hieher beschieden, vielleicht die Absicht gehabt, Sie erst vorzubereiten, wenn er gewünscht, daß Herr Wildenfels warte, bis man ihn auf's Schloß rufe, und er heute heimlich versucht, gegen die Wünsche und Befehle des Herrn Grafen zu handeln! Da würde mein Vater in gleicher Lage auch gezürnt haben."

Adda lächelte schmerzlich. „Ja," sagte sie, „aber es kommt darauf an, zu welchem Zwecke, in welcher Absicht mein Vater das that. Du irrst Dich sehr, wenn Du meinst, es sei aus Schonung für mich geschehen, um mich vorzubereiten oder zu ähnlichem Zweck — nein, Martha, ich schaue jetzt völlig klar, meine Eltern wollten, daß ich, bevor ich meinen Retter wiedersähe, die Entscheidung über meine Zukunft träfe, und der Mann, welcher mich um das größte Vertrauen gebeten, das ein Weib dem Manne schenken kann, der war offenbar heimlich mit ihnen im Bunde, der billigte es, daß man dieses Spiel mit mir trieb! Es

scheint nur zu wahr zu sein, was Herr Harley mir drohend sagte: meine Eltern fürchten große Verluste und ein reicher Bewerber um meine Hand ist ihnen willkommener als je. Gestern machte mir der Graf Boltenstern einen Antrag, mein Vater und mein Bruder sind plötzlich mit ihm in so vertrauliche Beziehungen getreten, als gehöre er schon zur Familie — wahrscheinlich ist Alles abgemacht, und man wird mich heute drängen, das Jawort zu geben. In meiner Arglosigkeit würde ich sicherlich auch diesen Wunsch der Eltern erfüllt haben und dann einem Manne angehören, der geholfen, mich schnöde zu überlisten; ich wäre elend geworden zeitlebens, denn nie hätte ich es Boltenstern verzeihen können, daß er zu solchem Betruge meines Herzens die Hand gereicht. Aber Gott hat mich davor bewahrt. Ich segne jetzt Deinen Bruder dafür, daß er ein leeres Geklatsch in Euer Haus getragen und erzählt hat, ich sei bereits verlobt. Diese Kunde hat meinen Lebensretter wohl veranlaßt, heute früh nach dem Schlosse zu schleichen und sich Gewißheit zu holen. Es mußte ihm wohl sehr seltsam erscheinen, daß man ihn ängstlich ferne hielt, während man mir den Brautkranz flocht. Und mein Herr Bruder übernahm mit dem Grafen Boltenstern die Wache, sie haben gut aufgepaßt, und weil der Mann, dem ich das Leben verdanke, so dreist war, in meine Nähe zu kommen, haben sie ihm den Dank abgetragen und ihn vom Gute getrieben.

Sie mögen es vielleicht gut meinen nach ihrer Art," fuhr Adda ruhiger, aber mit um so größerer Bitterkeit fort, „es gilt ja als das Vernünftigste, wenn ein Mädchen bei

ihrer Wahl nach Stand und Vermögen mehr als nach der Stimme des Herzens fragt, aber sie vergessen, daß man sich von dem abwendet, der unsere innersten, heiligsten Empfindungen mit Füßen tritt. Ich werde nie etwas thun, wodurch ich den Zorn meiner Eltern auf mich lade, aber das Vertrauen zu ihnen habe ich verloren für immer!"

Martha hatte ihre Fassung völlig wiedergewonnen, ihr Antlitz war bleich, sie schaute Adda mit inniger Theilnahme an, als dieselbe aber geendet, wagte sie noch eine Vorstellung.

„Mir ist das Alles noch nicht klar," sagte sie „und ich fürchte sehr, daß Sie in Ihrer Erregung den Ihrigen vielleicht doch Unrecht thun. Sprechen Sie wenigstens offen über die Sache mit Ihrem Herrn Vater, ehe sich ein Groll in Ihrem Herzen festsetzt, hören Sie, was er sagt."

Adda lachte bitter. „Wer mich täuschen will," entgegnete sie, „den soll ich um Wahrheit bitten? Nein, ich würde nur Worte hören, die darauf berechnet sind, mich noch mehr zu täuschen. Der Künstler heißt Wildenfels. Franz hat es gehört, daß mein Vater es ihm geradezu an's Herz gelegt, an eine entfernte Verwandtschaft mit uns zu glauben. Er scheint es aber ernstlich zu besorgen, daß man ihn mit Erbansprüchen belästigt, er ist auf's Aeußerste empört gegen einen Herrn, den mein Bruder hergebracht und der, nachdem er in unserer Bibliothek nachgeforscht, sich dahin geäußert, daß man uns zu Bettlern machen könnte. Ich will keinem Argwohn gegen meinen Vater Raum geben, aber ich zittere, daß er mit diesem armen Künstler ein unedles Spiel getrieben. Du sagtest ja auch, Herr Wilden=

fels habe angedeutet, als könne er Rache nehmen, wenn er niedrig genug dazu denke. Nein, Martha, ich habe einen anderen Entschluß gefaßt und je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr erscheint er mir als der richtigste und beste. Ich bin dem Manne, der mir das Leben gerettet, Dank schuldig, ich habe die heilige Pflicht gegen mich selbst, dafür zu sorgen, daß er mich nicht falsch beurtheilt, nicht verachtet. Ich werde meine Angehörigen in dem Glauben lassen, daß ich nichts ahne, nichts weiß, aber ich werde mir zuerst die volle Gewißheit darüber verschaffen, daß ich mich in der Person nicht irre, und dann meinen Lebensretter wissen lassen, daß ich den Intriguen fern stehe, die ihn verletzt, daß ich ihm warme Dankbarkeit bewahrt habe. Das ist mein Recht, darin liegt nichts Böses. Meine Tante hat mich schon oft eingeladen, sie in der Residenz zu besuchen. Man wird mich abreisen lassen, wenn ich eine Gelegenheit gefunden, Boltenstern zu verstehen zu geben, daß ich ihn nicht lieben kann, wenn meine Eltern sich davon überzeugen, daß ich in Bezug auf meine Zukunft meine Entschlüsse nicht beeinflussen lasse. Martha, wenn Du mich begleiten wolltest! Ich hätte dann Jemand, dem ich mein Herz ausschütten kann, von dem ich weiß, daß er mich lieb hat."

Martha erröthete heftig, der Vorschlag kam so unerwartet, er war einmal sehr schmeichelhaft, verhieß ihr seltenes Glück, eine schöne Reise, eine gute Stellung, tausenderlei Genüsse, und dann eröffnete er ihr die Aussicht, Benno Wildenfels wieder zu sehen, seinen geheimsten und innigsten Wünschen vielleicht dienen zu können, aber sie fühlte dabei einen leisen Druck auf dem Herzen, den die

Besorgniß, sich und ihrem Vater die Unzufriedenheit der Eltern Adda's durch solche Dienste zuzuziehen, wohl nicht allein verschuldete.

„Ich thäte das wohl gern,“ sagte sie leise, zögernd, „aber meine Eltern werden es nicht erlauben. Ich verstehe die Obliegenheiten einer feinen Jungfer nicht, und mein Vater will es auch nicht, daß ich in einen Dienst trete.“

„Wo denkst Du hin,“ unterbrach Adda das junge Mädchen. „Du bist meine Freundin, meine Gesellschafterin, ich würde mein innerstes Herz keiner bezahlten Zofe anvertrauen. Nenne mich Du, ich wollte Dir das schon oft sagen. Seien wir Schwestern, Martha, Du weißt es ja jetzt, daß Du mir näher stehst, als Alle.“

„Comtesse —“

„Ich heiße Adda. Bitte, nenne mich bei meinem Namen. O ich wollte, ich hätte arme Eltern, ich wäre keine Gräfin. Wie viel glücklicher wäre ich da!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Briganten von Sonnino.

Novelle

von

Otto Röse.

1.

Lange hatten finstere Wolkenschaaren vom Albaner-gebirge her die römische Campagna überzogen, endlich aber zerriß die Nachmittagssonne den dunklen Schleier; der Kampf von Licht und Finsterniß war ausgekämpft, in schwärzlichen Zügen flohen die Wolken hinter die Berge zurück und über dem Monte Cavo wölbte sich der Friedensbogen. Die ersten Sonnenstrahlen verklärten die Veranda der Osteria zu Nemi, die auf den Albanerbergen thronend weit über die Campagna hinblickt; das goldige Licht verlieh dem Epheu des alten Gemäuers ein saftigeres Grün und ließ die Regentropfen an den noch unbelaubten Weinranken wie Diamanten glitzern. Am Fuße des Felsenhanges, der jäh vor dem Gasthause abstürzt, glänzte, in den dunklen Rahmen des Kraters eingefügt, der smaragdene Spiegel des See's. Jenseit, auf steiler Höhe, lagen die Häuser von Genzano noch im Dunkel; am Horizonte blitzte das Meer wie ein Streifen blanken Silbers.

Der Frühlingsodem, der die Natur durchwehte und das saftbraune Buschwerk des Seeufers mit grünen Sprossen sprenkelte, erfreute auch den alten Herrn, der in der Thüre der Gaststube erschien und nach sorgsamer Probe, ob es noch regnete, auf die Terrasse heraustrat. Es war ein stattlicher Greis, behäbig und würdevoll, mit glattrasirten vollen Wangen, mit lebensfrohen blauen Augen und schneeweißem Haar, das unter dem schwarzen Sammtkäppchen hervorquoll. Dies Käppchen, das er selbst auf Reisen nicht missen mochte, lüftete er jetzt wie aus Respekt vor der Natur und sprach: „Aurelianus, mein Sohn, die Götter wollen uns wohl; wir können im Freien Abendbrod halten."

Aurelianus war ein schmächtiger, hochaufgeschossener Mann, über dessen Alter man im Zweifel sein konnte, denn während die etwas gebückte Haltung und fahle Gesichtsfarbe ihm weit über dreißig Jahre geben ließen, schienen seine großen blauen Augen und sein jugendlicher Mund, den ein blonder Vollbart beschattete, einem Zwanzigjährigen anzugehören. Er trat zu seinem Vater an die Brüstung der Veranda. „O, welch' prächtiger Abend!" rief er entzückt; „sind wir nicht glücklich, diese Reise machen zu können? Mich berauscht Italiens Pracht. All' diese Schönheit genieße ich mit so vollen Zügen, als könnte ich einen Vorrath davon in meine Studirstube mit heimnehmen."

Der Alte lächelte; seine Gedanken schwebten in anderer Richtung und mit den Fingern scandirte er das Versmaß einer lateinischen Strophe auf der Mauerplatte. „Ja, nur in solchem Lande konnte die klassische Kunst gedeihen,"

antwortete er nach einer Weile. „Klima und Boden sind zwei der wichtigsten Faktoren der Kulturgeschichte.“

Er hätte diese Betrachtung wohl zu einem wissenschaftlichen Vortrage ausgesponnen, wenn seine Aufmerksamkeit nicht abgelenkt worden wäre. An der Wendung der Dorfstraße erschienen auf Eseln reitend zwei Gestalten, bei deren Anblick sich das Gesicht des Alten verfinsterte. Die Ankommenden waren ein bejahrter Herr und eine junge Dame, Ersterer besonders bemerkbar durch die langen Beine, die in schwarztuchenen Futteralen bis zur Erde niederhingen. Zu der knochigen Gestalt gehörte ein Gesicht, das bart- und brauenlos wie geknittertes Pergament sich in unzählige Falten und Fältchen legte. Den Hut trug der Reiter in der Hand; seine braune, zum Theil vergilbte Perrücke hatte sich verschoben und ließ an den Schläfen weißen Flaum blicken. Ein Familienregenschirm, der an Größe mit demjenigen des nebenher trabenden italienischen Eseltreibers konkurrirte, vollendete die Ausrüstung des Reisenden, der jetzt mit einem Hackenstoße seinen Esel in Trab setzte und vor die Treppe der Veranda lenkte.

Der Zufall führte hier zwei Männer zusammen, die seit Jahren sich gemieden hatten. Schulrath Scharfenberg erblickte in dem ankommenden Professor Burgers einen einstigen Freund, den ein philologischer Zwist zu seinem erbitterten Feinde gemacht hatte. — War es nur die Philologie, die sie entzweite? Die Fehde waltete, seitdem Scharfenberg vom Hagerstädter Gymnasium, wo er mit Burgers gemeinsam gewirkt hatte, als Gymnasialdirektor nach Dickendorf berufen worden war; böse Zungen behaupteten

daher, daß Burgers, der trotz seiner Verdienste ein Avancement vergebens erwartete, durch Neid verbittert sei. Doch wie dem auch sei: der Streit der beiden Gelehrten, die zu den ersten Autoritäten der klassischen Sprachenkunde zählten, entbrannte um eine wissenschaftliche Frage und machte in Deutschlands Philologenwelt gewaltiges Aufsehen. Für das ungelehrte Publikum zwar mochte er nicht ganz verständlich sein und von profanen Spöttern bewitzelt werden, doch die Freunde klassischer Philologie wußten den Ernst des Kampfes zu würdigen. Schulrath Scharfenberg war der Urheber der Theorie „vom symmetrischen Aufbau der klassischen Lyrik im Allgemeinen und der Horazianischen Oden im Besonderen" — eine Theorie, welche aber Niemand heftiger bekämpfte, als eben Professor Burgers, der, als Ordinarius der Prima zu Hagerstadt zurückgeblieben, seinem bisherigen Freunde den Fehdehandschuh hinwarf. Scharfenberg, obgleich von Grund aus gutmüthig, vertrug in philologischen Dingen keinen Widerspruch. Er antwortete mit einem heftigen Angriffe gegen die Kommentare zum römischen Dichter Virgil, in welchen Burgers die Quintessenz seines Wissens niedergelegt hatte, und um dem theoretischen Streite eine praktische Sanktion zu ertheilen, begannen nun beide Gelehrte gegenseitig ihre Bücher aus den Studien ihrer Schüler zu verbannen: die Virgil-Ausgabe von Burgers, die auf fast allen Gymnasien eingeführt war, durfte in Scharfenberg's Klassen nicht über die Schwelle; dafür war in Burgers' Prima die Scharfenberg'sche Horaz-Edition auf's Strengste verpönt. Die kritische Fehde hatte in Schul-

programmen begonnen und sich in dickleibigen Werken fortgesetzt; sie währte schon länger als der Kampf um Troja gedauert, denn nur mit schweren Böllerschüssen, über deren Ladung Jahre vergingen, schleuderten die Gelehrten ihre wissenschaftlichen Gründe, vermischt mit persönlichen Bitterkeiten, gegen einander. Mit Scharmützeln wurde die Zwischenzeit ausgefüllt. Denn aus Dickendorf nach Hagerstadt, oder umgekehrt, kam kein Gymnasiast, der nicht aus Mißachtung für die ihm eingepflanzten Theorien zum Ultimus gemacht oder gar eine Klasse tiefer gesetzt wurde.

Man begreift, daß nach alledem die beiden streitbaren Philologen nicht entzückt waren, sich jetzt hier so plötzlich und unerwartet in der einzigen Osteria Nemi's zu begegnen. Doch als Deutsche im fernen Lande schuldeten sie sich den Gruß; überdies erlaubte ein Waffenstillstand, der seit des Schulraths Pensionirung eingetreten war, die Wiederaufnahme höflicher Beziehungen. Schulrath Scharfenberg schritt auf den „geschätzten Collegen" zu und Beide begrüßten sich feierlich und formell mit tiefen Bücklingen, wie weiland vor zwölf Jahren in der Aula der gemeinsamen Lehrstätte. Der jungen Dame kam der Gymnasiarch mit gleicher Würde, doch mit einer Nüance ritterlicher Galanterie entgegen, die sein Antlitz mit sympathischem Lächeln verklärte. Wie hätte es auch anders sein können? War Lydia Burgers doch gerade das Gegentheil ihres knöchernen, eckigen Vaters: sie bewegte sich mit einer sicheren Eleganz, die ihre mittelgroße, volle Gestalt höher und schlanker erscheinen ließ. Ihre schwarzen Augen glänzten unter langen seidenen Wimpern in dem hübschen Gesichtchen, das in

Schnitt und Teint wohl eher an den italienischen, als an den deutschen Typus erinnerte. Das gewellte, dunkle Haar in einen antiken Knoten geschürzt, der einfache Hut und die knappe Reisetracht verliehen ihr, ohne daß sie auf Schönheit Anspruch machte, den frischesten, zartesten Reiz.

Aurelianus, des Schulraths Sohn, mochte sogar noch mehr in diesem hübschen Mädchen finden, denn bei ihrem Erscheinen verlor er seine Fassung. Seine Hand zitterte, als er sie der jungen Dame reichte, die ihrerseits kameradschaftlich einschlug und dem erröthenden jungen Gelehrten mit freundlicher Unbefangenheit in die Augen sah. Aurelianus stützte sich auf eine Stuhllehne; — war es Blutandrang nach dem Herzen, war es geistige Erregung? — ihm schwindelte. Eben erst, als er über den Nemisee hinblickte, hatte er an Lydia gedacht, sich ihre Züge ausgemalt, und nun, da sie leibhaftig vor ihm stand, schien ihm das unverhoffte Zusammentreffen wie ein wunderbarer Traum, aus dem er zu erwachen fürchtete. In seiner Betäubung stammelte er nur wenige abgerissene Worte.

Die Alten tauschten unterdeß die Erzählung ihrer Fahrten aus. Beide waren auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise begriffen und kamen in letzter Linie von Rom, um noch weiter nach dem Süden zu ziehen. Der Schulrath sprach von denkwürdigen Stätten, die er zu besuchen gedachte; aus Horaz, Virgil, Sallust, Tacitus und Juvenal, sowie auch aus modernen Werken von Goethe, Seume u. s. w. hatte er sich zahlreiche Oertlichkeiten notirt, die er selbst in Augenschein nehmen wollte. Professor Burgers

zog bei des Schulraths Aufzählung den Mund in spöttische Falten. „Das heißt ja viel auf einmal vornehmen, geehrtester Herr Schulrath," meinte er und räusperte sich, als wollte er eine Reflexion unterdrücken. „Hm, hm! Ich habe nur acht oder neun dunkle Stellen aus der Aeneïde aufzuklären; aber das ist schon genug! Sie reisen wohl gar auch zum Vergnügen?"

„Ein wenig allerdings," gestand der Schulrath; „vor Allem suche ich mir den Genuß meiner Autoren durch die Anschauung zu erhöhen!"

Professor Burgers räusperte sich abermals. „Leider bin ich nicht so glücklich wie Sie," bemerkte er kühl. „Ich habe nur Zeit zur Arbeit. In der neuen Auflage meiner Virgil-Ausgabe sollen die Früchte meiner Studien niedergelegt werden. Mein nächstes Ziel ist der ager pometinus, der pontinische Sumpf, wo ich einige dunkle Punkte in der Episode des Königs Metabus aufklären will."

„Auch ich möchte wohl nach den pontinischen Sümpfen reisen, um auf den Spuren unseres großen Horaz zu wandeln," sprach der Schulrath. „Aber sagen Sie, Herr Collega, ist man dort auch sicher vor Briganten? In Rom machte man mir beunruhigende Mittheilungen. Nicht genug, daß Sonnino, das berüchtigte Räuberneſt, die Gegend bedroht, treibt sich jetzt auch Gesindel von der rothen Internationale von Süditalien, wo es in blutigen Kämpfen sich auflehnte, versprengt in den Sümpfen umher."

„Ich weiß, ich weiß," rief der Professor erregt. „Aber darf die Gefahr mich von der Pflicht abhalten? Ich setze vielleicht mein Leben ein. Hm, hm! Aber gibt es nicht

leuchtende Beispiele von Männern, die im Dienste der Wissenschaft Alles wagten?"

„Gewiß, gewiß! Doch Ihr Fräulein Tochter?" mahnte der Schulrath mit sanftem Vorwurf.

Der Professor machte eine Geberde der Verzweiflung. „Ich kann nicht ohne sie reisen. Sie ist das Weltkind, das für mich die materiellen Sorgen übernimmt. Ohne sie komme ich keine halbe Tagereise weit. Ich habe mit mir gerungen, um meinen Plan aufzugeben. Aber es geht nicht; der ganze Zweck meiner Reise wäre verfehlt. Lydia besitzt antiken Muth, sie folgt ihrem Vater mit Freuden."

Der Schulrath verneigte sich mit einem halb bewundernden, halb mitleidigen Blicke auf das Mädchen.

„Für alle Fälle habe ich mich vorgesehen," setzte der Professor hinzu, warf einen ängstlichen Blick auf die Umstehenden und zog eine Reiterpistole von großem Kaliber aus der Rocktasche.

„Ah! Sie sind Pistolenschütze, Herr Collega!" — mit diesen Worten prallte der Schulrath zurück.

„Ich habe diese Waffe noch nie gehandhabt; doch dient sie mir vielleicht, um Räuber zu erschrecken," erwiederte der Professor und steckte, erschrocken über seine eigene Kühnheit, die Pistole wieder ein. „Sie sind doch nicht unbewaffnet, Herr Schulrath?"

„Ich halte es mit Horaz: wer unbescholten ist und rein von Missethat, bedarf nicht maurischer Speere noch Lanzen."

„Sie meinen doch nicht, Herr Schulrath —?"

„O, mein Werthgeschätzter," fiel der Schulrath gutmüthig ein, „ich spreche rein akademisch. Auch weiß ich

wohl, daß andere Autoritäten das Tragen von Waffen empfehlen."

Die beiden Gelehrten sprachen nun von der Reise des Horaz durch die pontinischen Sümpfe, wie sie in Satire V. des Buches I. beschrieben ist.

Unterdessen sank die Sonne, und höher und höher stiegen die Schatten an den roth angestrahlten Felsen der Kraterwände. Dunkel lag in der Tiefe der See und Abendnebel flatterten hie und da wie weiße Elfengestalten aus den Schluchten. Horizont und Wolken erglühten, als das Tagesgestirn wie ein feuriger Ball in die Fluthen des tyrrhenischen Meeres tauchte; zum letzten Male loderte es blendend auf, dann erstarb es in einem Glorienschein von Orange, Gelb und transparentem Grün. Die Frühlingsnacht brach an, duftig und schwül; nur ein leiser Hauch strich über den See, flüsterte in den jungen Sprossen und mahnte eindringlicher als alle Strophen des Horaz: „Genieße den Augenblick, trau' nicht dem kommenden Morgen."

Die alten Philologen hörten und sahen davon nichts, aber Lydia und Aurelianus standen an die Brüstung gelehnt in Bewunderung des herrlichen Schauspiels.

„Was mir unbegreiflich bleibt," begann der junge Gelehrte nach langem Schweigen, „ist, daß ich mich nicht eher von meinen Arbeiten losgerissen habe. In Italien und nicht bei der Studirlampe mußte ich den Geist der Klassiker suchen. Als ich tagelang die Campagna durchstreifte, als ich unter den Trümmern des Forums wandelte, als ich vom palatinischen Hügel her das alte Rom mit

dem Kolosseum, dem Triumphbogen und dem Hügellande bis zu den blauen Sabinerbergen überschaute, da war es mir, als reckte und dehnte sich in meinem Innern etwas längst Verkümmertes, ein vergessenes Wesen, das unter meiner Bücherweisheit versandet und begraben lag."

„Nun, und glauben Sie, daß dieses neuentdeckte Wesen in nordischem Klima weitergedeiht?" fragte Lydia mit Theilnahme, aus welcher ein wenig Schelmerei hervorbrach.

„Möchte es doch! Hier ist mir ein neues Leben aufgegangen; aber bald schon kehre ich zurück und beginne wieder meine Bücherwurmexistenz. Was schützt mich denn vor'm Verstauben? Die herrlichsten Visionen versinken in der trägen Masse der Formenlehre, Syntax, Poetik, Rhetorik und wie die nüchternen Sachen alle heißen mögen. Ist nicht die Poetik selbst der trockenste Wust im Vergleich zur Poesie eines Sonnenunterganges in der Campagna?"

„Still, Herr Professor! Begehen Sie keine Ketzerei!"

„Herr Professor?" wiederholte Aurelianus vorwurfsvoll. „Nannten Sie mich früher nicht bei meinem Vornamen?" Er blickte das Mädchen an, als erwartete er eine Antwort. Als Lydia schwieg, fuhr er fort: „Es gab eine Zeit, da Sie mich als guten Kameraden behandelten, denn mein Schicksal war dem Ihrigen gleich und als Spielgefährten verlebten wir die Jugend. Wie Sie, so hatte auch ich meine gute Mutter früh verloren; Beide wuchsen wir zwischen den väterlichen Folianten auf. Nur daß Sie, von einem guten Engel beschützt, sich zum reizenden Mädchen entfalteten, während ich stocksteif wie ein Lederband nur zu einem Aufnahmebehältniß von Gelehrsamkeit wurde.

Doch ließen Sie mich als Kameraden gelten selbst noch zu der Zeit, da ich als vierzehnjähriger Junge in der Prima mir den Kopf mit griechischen Tragödien füllte. Als dann mein Vater nach Dickendorf übersiedelte, waren wir Beide schon fern von der Heimath: Sie bei Ihrer Tante, der Frau Geheimräthin, ich gleichfalls in der Hauptstadt, um zu studiren. Mein Weg nach der Universität kreuzte den Ihrigen nach der Schule. Abends, wenn ich bei Frau Geheimräthin eingeladen war, hatten Sie noch stets ein freundliches Wort für mich; und so blieb es auch, als ich zu Amt und Würden kam —"

„Bis eines Tages der Herr Professor fortblieb und für verschollen galt," ergänzte Lydia, „erst später erfuhren wir, daß er in seiner Studirstube wie ein Mönch in seiner Klause lebte."

„Ja, und weshalb? Lydia, Sie wußten nicht, weshalb ich nicht wiederkehrte? Sie erinnern sich nicht, daß Sie mir brüsk das Wort abschnitten, als ich an jenem Abend —" Aurelian hielt plötzlich inne; in Erregung richtete er sich hoch auf und sah dem Mädchen fest in die Augen. Sie aber, die zuvor ihn durch ihren Blick hatte erröthen lassen, fühlte jetzt einen heißen Strom in ihre Wangen steigen. „Ja, Lydia, das war für mich ein Schicksalsschlag. Schon damals glaubte ich ein neues Leben zu beginnen, doch gewaltsam mußte ich Alles in mir tödten, Alles unter dem Schutt meines Wissens begraben. Gott weiß, welche Kämpfe es mich gekostet hat!" Er schwieg, der Antwort harrend. Eine Ranke, die sich widerspenstig zwischen ihn und Lydia drängte, riß er zornig ab und knickte sie in kleine Stücke.

Sein ganzes Wesen hatte sich verwandelt; von dem verlegenen Gelehrten war keine Spur geblieben.

„Aurelian," begann jetzt Lydia in herzlichem Tone, „Sie dürfen mir nicht zürnen. Mein Gott, war es denn so schwer zu verstehen —"

Sie konnte nicht ausreden, denn ihr Vater rief sie. Der Tisch war gedeckt und zwischen Tellern und Gläsern stand die Lampe von antiker Form, deren drei Oelflammen in der Abendbrise flackerten. Die alten Herren schienen sich ganz gut zu vertragen; sie lachten über einen lateinischen Witz und der Schulrath hatte eine griechische Räthselnuß, die ihm der Professor aufgegeben, vortrefflich geknackt.

„Hier nun mußt' ich dem Magen den Krieg ankündigen," citirte jetzt der Professor und setzte schmunzelnd hinzu: „Nun, Herr Collega, uns geht es nicht wie dem armen Horaz auf seiner pontinischen Reise, hier brauchen wir unserem Magen nicht den Krieg zu erklären. Ei, das duftet ja recht lieblich; und wie mir scheint, steht da eine Suppe, die gar nicht zu verachten ist."

Bei Tafel folgte langes Schweigen: von Seiten des jungen Paares, weil dessen Gespräch auf einen Punkt gekommen war, wo es sich in Gegenwart der Väter nicht gut fortsetzen ließ; von Seiten der Alten, weil sie ernst und gründlich, wie bei der Arbeit, so auch beim Essen waren.

Plötzlich ertönte draußen ein Schrei. Aus der Küche drang verwirrter Stimmenlärm, wüthendes Kreischen der Padrona und der Mägde, übertönt vom Jammergeheul einer männlichen Kehle. Einen Augenblick sah man Handgemenge, dann stürzte Cäsar, der Eseltreiber des Professors,

mit einer Gewandtheit und Taktik, die er von seinem antiken Namensvetter geerbt zu haben schien, aus der Thür, stopfte mit der Linken den Rest eines Eierkuchens in den Mund und wehrte mit der Rechten die Wirthin ab, die zeternd ihn mit dem Besenstiele bläute. In der Küche ging das Schreikonzert mit dem Diskant der Mädchen und dem Grundbaß des Padrone weiter.

„Um's Himmels willen, was ist los?" riefen einstimmig die Gelehrten.

„Nichts, gar nichts," lachte Lydia, die sich rasch erkundigt hatte. „Cäsar hat einen Eierkuchen, der für uns bestimmt war, gestohlen."

„Und darum das Mordgeschrei? Welch' würdeloses Betragen!" rief der Schulrath entrüstet; denn bei Tische war ihm nichts mehr verhaßt, als eine Störung.

„Verrückt ist das Volk. Um eine Omelette solchen Lärm zu machen! Dächte man doch, das Haus stände in Flammen!" meinte der Professor, der, rascher gefaßt, den Augenblick benutzte, um ein Hühnerbein zu kapern. Gewandt entfleischte er es und blickte nun, mit dem Knochen in der Hand, freundlich den Schulrath an, der seinen Schrecken noch nicht verwinden konnte: „Nun, Herr Collega, wollen Sie nicht weiterspeisen, nachdem in unserem Mahle Cäsar eine Cäsur gemacht hat. Hahaha!" Ueber sein eigenes Wortspiel lachte er so herzlich, daß die Tischgenossen alle einstimmen mußten.

2.

Mit den Eierkuchen, die vor Cäsar's Eroberung gerettet waren, kam auch beim Schulrath die Beruhigung.

Als der Nachtisch von Orangen, Nüssen und Aepfeln aufgetragen wurde, war die Gesellschaft in der heitersten Laune. Zwischen den Gelehrten schien die Fehde beigelegt, der alte Hader vergessen.

Die Philologen genossen die Ruhe des Waffenstillstandes zugleich mit dem Behagen, das sich nach einer guten Mahlzeit einzustellen pflegt. Der Prinzipienstreit zwar blieb noch ungeschlichtet, aber war denn wirklich auf diesem Gebiete eine Versöhnung unmöglich? Konnte nicht ein wenig Duldsamkeit, ein wenig Entgegenkommen Alles ausgleichen und die alten Studienfreunde wieder dauernd zusammenführen? Dieser Gedanke stieg in beiden Gelehrten auf, als sie Nüsse knackend einander gegenübersaßen. Weshalb nicht die harte Schale der Feindschaft sprengen und den süßen Kern der Freundschaft genießen? Ein gemeinsamer, aufrichtiger Wunsch beseelte die Beiden.

Die Verblendeten! Die antike Ate, das Verhängniß in Gestalt des Verdauungsoptimismus verschleierte ihren Blick und ließ sie die unüberschreitbare Kluft nicht sehen, die sie Beide noch trennte. Sie vergaßen, daß zwischen deutschen Philologen es keinen Kompromiß, sondern nur Recht und Unrecht gibt und jeder Streit bis auf's Aeußerste ausgefochten wird.

Der Schulrath verkannte dies, als er die Unterhandlungen eröffnete, und voll Behagen auf dem Stuhle zurückgelehnt ausrief: „Welch' herrliche Frühlingsnacht! Glaubt man sich nicht im Hochsommer? Nun, lieber Herr Collega, was meinen Sie? Kann hier zu Lande an den Kalenden des April noch Schnee liegen, oder hatte ich

Recht, als ich dies als die Erfindung eines nordischen Mönches bezeichnete?“ Er sagte dies mit Hinweis auf einen ihrer streitigen Punkte, denn der Schulrath hatte eine horazische Strophe für unecht erklärt, weil in derselben von Eis und Schnee an den Kalenden (der erste Tag jedes Monats bei den Römern) des April die Rede war, was in Italien undenkbar sei. Der Professor aber hatte dies bestritten und war für die Echtheit jener Strophe eingetreten. War nun die heutige laue Märznacht ein stichhaltiger Grund für des Schulraths Behauptung? Der Professor glaubte dies nicht. Da er jedoch den Streit nicht neu anfachen wollte, antwortete er nur mit einem „hm, hm! so, so!“ und sprach dann, da ihm die Abweisung leid that, sein Glas erhebend: „Prosit, Herr Collega! trinken wir auf ein frohes Wiedersehen in Süditalien!“

Doch das genügte dem Schulrath nicht; er trank und sagte dann: „Sehen Sie nur, wie ringsum Alles grünt.“

„Ja, ja, aber bis zu den Kalenden des April kann das Wetter noch umschlagen.“

Der Schulrath wiegte sein Haupt, erhob den Finger und erwiederte ruhig: „Selbst dann noch wäre die Strophe unecht.“ Er begann nun, ohne zu bedenken, daß er mit dem Verfechten seiner Meinung nur den Gegner reizen mußte, eine Abhandlung über klassischen und nichtklassischen Versbau. Der Professor schälte Orangen und hörte anscheinend gelassen zu. Das junge Paar achtete nicht auf die Alten. Aurelianus plauderte mit gelöster Zunge; er war heiter und geistreich, wenngleich noch ziemlich linkisch und zerstreut. Bat ihn Lydia um Wasser, so schenkte er

Wein ein, warf dann, wenn er seine Zerstreutheit bemerkte, in der Hast das Glas um, ließ im Schrecken Messer und Gabel fallen und entschuldigte sich in so drolliger Weise, daß Lydia hell auflachen mußte. Ihr mißfielen die Streiche ihres vis-à-vis durchaus nicht; wußte sie doch den Grund seiner Verwirrung. Ihr Gespräch glitt von alten Erinnerungen auf großstädtisches Leben, über Theater, Literatur, Musik zur Mönchsklause des jungen Professors und flatterte dann heiter nach dem gelobten Lande Italien; überall begegneten sich Lydia und Aurelianus in gemeinsamem Geschmack und gemeinsamen Wünschen. Was Wunder, daß sie die philologische Diskussion ihrer Väter nicht eher bemerkten, als bis die Stimmen der Streitenden sich drohend erhoben.

Dreimal schon hatte der Schulrath seine Beweisführung von vorne angefangen, und stets an demselben Punkte war der Professor mit einem sarkastischen Worte eingefallen, das den Faden des Beweises haarscharf abschnitt. Der Schulrath hatte sich Ruhe gelobt. Mit gewaltsamer Fassung, doch mit einem Zuge schweren Mißmuths im Antlitz begann er, wie vor einem talentlosen Schüler, seine Deduktion zum vierten Male.

Der Professor, der nur mit Selbstüberwindung die Wiederholungen anhörte und mit innerem Unwillen sich wie einen Schüler behandelt sah, hatte unterdessen seinen Grimm an Nüssen und Aepfeln ausgelassen und den Rest seines Aergers mit manchem Glase Marinowein hinabgespült. Jetzt fiel er dem Schulrath in's Wort:

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Collega.“

„Sie wollen nicht hören?“ fragte der Schulrath drohend.

„Was gegen die Logik sündigt, läßt sich nicht beweisen.“

„Nur wer kein Gefühl für dichterische Schönheit hat, kann meine Theorie leugnen,“ war des Schulraths Entgegnung.

Der Professor wollte heftig erwiedern; Lydia, die eben erst die gefährliche Wendung des Streites gewahrte, legte ihm mit bittendem Worte die Hand auf den Arm. Er wies sie barsch zurück: „Schweig, bis Du gefragt wirst! Und Sie, Herr Schulrath, werden mir kein X für ein U machen!“

„Schrecklich, schrecklich ist es, wenn in einen von mittelalterlichem Dunkel befangenen Geist kein Lichtstrahl der Aesthetik fällt!“ knirrschte der Schulrath, sich empört abwendend.

Der Professor, dessen Antlitz sich im Streite geröthet hatte, wurde auf dieses Wort wieder fahl wie Pergament: „Ich weiß schon, wo Sie hinauswollen,“ rief er mit einer Fistelstimme, die er nur in höchster Erregung annahm, „mit dem ‚vir obscurus‘ in Ihrer letzten Abhandlung war ich gemeint. O ja, ich weiß! Nur war das fehlgeschossen! Aber was ich in meiner Streitschrift Pagina 395, im dritten Absatz sagte, das paßt auf Sie: Wer nach Laune die Strophen der Klassiker eliminirt, ist ein philologischer Charlatan!“

Der Professor war aufgestanden und streckte, wie zum Fluche, die knöcherne Hand aus — „ja, ein philologischer Charlatan!“ keuchte er bekräftigend.

Der Schulrath sprang auf wie von einer Natter ge-

bissen. Einen Augenblick schien es, als wollte er seines Zornes Uebermaß dem Gegner in's Antlitz schleudern, doch besann er sich, riß die Serviette vom Hals, nahm seinen Sohn beim Arm und führte ihn, ohne ein Wort zu sagen, mit sich fort. Wie Achilles unter sein Zelt, so zog sich der grollende Schulrath auf sein Schlafzimmer zurück.

Der Professor behauptete das Schlachtfeld und maß mit langen Schritten die Terrasse auf und nieder. „Der Aerger!" klagte er und fuhr, als ersticke er, mit den Fingern in die schwarze Halsbinde, „der Aerger macht mich krank!" Umsonst bat Lydia mit sanften Worten; der Professor blieb in unbeschreiblicher Erregung.

Während Cäsar in die Küche zurückschlich und sich mit der Wirthin über den Eierkuchen versöhnte, war um eine lateinische Strophe der Krieg entbrannt unerbittlicher als jemals. Nach dem letzten Wortwechsel war es der Krieg bis auf's Messer.

Lydia wußte dies wohl, als sie nach langem, traurigem Sinnen sich zur Ruhe begab. In der Mitte ihres Zimmers stand ein geräumiges, weiß überzogenes Bett, wie ein gewaltiger Opferaltar. Dort drückte Lydia das Köpfchen in die Kissen und weinte lang und bitterlich. War sie nicht ein Opfer väterlicher Zwietracht? Seit einem Jahre etwa war ihre Jugendfreundschaft zu Aurelianus in eine andere Empfindung, in Liebe übergegangen. Stets hatte das Mädchen den Knaben gern gesehen, der, täglich in ihres Vaters Hause verkehrend, frühreif sich von seinen Altersgenossen zurückzog, aber von ihr, der Jüngeren, sich sanft und willig lenken ließ. Auf jeden seiner Erfolge war sie stolz gewesen,

als wäre er ihr Bruder; sie hatte ihn beglückwünscht, als er mit sechzehn Jahren ein brillantes Abiturientenexamen machte und vor Mitte seiner zwanziger Jahre schon durch ein epochemachendes philologisches Werk einen Lehrstuhl an der hauptstädtischen Universität errang. Sie hatte ihn aus der Studirstube gezogen, seine Ecken und Kanten abzuschleifen gesucht und ihn vertheidigt, wenn man in Gesellschaft sich über ihn lustig machte. Ihr verdankte er es, wenn in den Strahlen der Studirlampe sein Herz noch nicht vertrocknet war. Doch liebte sie ihn? Sie hatte sich diese Frage noch nicht vorgelegt, als Aurelian um sie zu werben begann. Die erste Empfindung, die sie damals hatte, war ein innerer Zweifel. Sie kannte bislang nur eine schwesterliche Neigung zu dem jungen Gelehrten und ließ daher den Freund, der mit leidenschaftlichen Worten in sie drang, nicht ausreden. Doch als darauf Aurelian nicht wiederkehrte, sondern abgeschlossen von der Welt seinen Gram in der Studirstube verbarg, da erwachte in Lydia das Bewußtsein ihrer Liebe. Je ehrlicher sie ihre Empfindung prüfte, um so triumphirender zog in ihr Herz die Gewißheit ein: sie liebte Aurelianus. Doch durfte sie ihm angehören? Neue Zweifel stiegen ihr auf. Die Feindschaft zwischen Scharfenberg und ihrem Vater schien eine Familienverbindung unmöglich zu machen. Vorsichtig suchte sie ihren Vater auszuforschen; doch so gern dieser sonst fremdes Verdienst anerkannte, und so gerecht er andere Collegen beurtheilte, so gerieth er schon bei der Nennung Scharfenberg's in Zorn. Einen Widerspruch gegen seinen wohlerwogenen Willen hatte Lydia niemals wagen dürfen; und so

stand sie vor der Wahl, entweder den kindlichen Gehorsam oder ihre Liebe zu opfern.

Welche Freude, welche Hoffnungen nun stiegen in ihr auf, als in der Osteria die beiden Väter sich freundlich begrüßten. Wie glücklich war sie, als Aurelianus auf's Neue ihr seine Liebe versicherte! Wie heiter sah sie die Zukunft! Doch ach! „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht auf all' die schönen blau Blümelein" —

Lydia weinte heiße Thränen, wenn sie der Vernichtung aller ihrer Hoffnungen gedachte.

Aber nein! Weshalb sollte sie verzweifeln? Weshalb sollte sie nicht Muth fassen, mit Entschlossenheit den Kampf aufnehmen und mit eisernem Willen die Hindernisse besiegen? Auf ihren Schmerz legte sich dieser Gedanke wie heilender Balsam. Galt es nicht mehr noch als ihr eigenes Glück? Galt es nicht, ein Herz voll hoher Empfindungen, voll edlen Schönheitssinns, galt es nicht, den Geliebten vor jener Verknöcherung zu bewahren, deren Beispiel sie in den beiden Vätern sah? Ohne ihre Hilfe würde Aurelianus unglücklich werden, denn ihm fehlte die Selbstständigkeit, die Entschiedenheit, die Lydia in ihrem mutterlosen Dasein erlangt hatte. Ihr Beruf war es, den Geliebten zu befreien. Ihr Entschluß war gefaßt, und ruhiger legte sie nun das Köpfchen auf das Kissen. Im Bewußtsein ihres hohen Berufes schlummerte sie mit der letzten Thräne zwischen den schwarzen Wimpern sachte ein.

* * *

Die Morgensonne vergoldete kaum das Dach der Osteria, als die beiden Familien fast gleichzeitig auf der Terrasse

erschienen. Finster schritten die zürnenden Philologen an einander vorüber, während das junge Paar mit Blicken seine Grüße tauschte. Durften Lydia und Aurelian mit einander reden, ohne einen neuen Ausbruch der väterlichen Feindschaft hervorzurufen? Sie wagten es nicht.

Ohne ein Wort zu wechseln nahmen die Parteien an getrennten Tischen das Frühstück ein und forderten dann vom Wirthe die Rechnungen. Es zeigte sich, daß Lydia kaum die Hälfte dessen zu bezahlen hatte, was dem Schulrath angerechnet war. Letzterer, der mit einem Seitenblicke dies bemerkte, brummte etwas von einem prellenden Wirth und hatte wohl Lydia im Verdacht, mit dem Padrone im Einverständniß zu sein. Ihm wurde nun auch die Tochter verleidet, nachdem ihm der Vater schon bitter verhaßt war.

Auf der Straße vor der Veranda standen zwei Paar Esel; der Professor und Lydia stiegen auf die einen, der Schulrath und Aurelianus auf die anderen, und fort ging es nach verschiedenen Richtungen — auf Nimmerwiedersehen?

Noch nicht, denn Aurelianus' Reitthier zeigte sich unempfindlich gegen die Schläge seines Treibers. Störrisch blieb es stehen, schlug dann plötzlich aus, machte kehrt und jagte der anderen Gesellschaft nach.

Der Schulrath schrie, der Professor staunte. Die Einzige, die ihre Fassung behielt, war Lydia, die ihren Esel mit einem Gertenhiebe in Galop setzte und verfolgt von Aurelianus' Langohr, das mit dem ihrigen im Stalle Freundschaft geschlossen zu haben schien, voraussprengte. Als Beide den Professor genügend weit zurückgelassen hatten,

neigte sich Lydia zu Aurelian hinüber und begann mit fliegenden Worten: „Aurelianus, sagen wir uns hier für immer Lebewohl?"

„Für immer? Lydia! Welcher Gedanke!"

„Haben Sie den Muth, gegen alle Widerwärtigkeiten zu kämpfen?" fragte sie dringend und fast in befehlendem Tone.

„Zu Allem habe ich Muth, wenn ich nur Ihrer Liebe sicher bin, Lydia," antwortete Aurelian mit einer Geistesgegenwart, die er sonst nicht besessen.

„Gut, so werden wir siegen."

„Theure, liebe Lydia, Sie wollen mein sein —"

„Ja, das will ich, Aurelian." Sie reichte ihm die Hand.

„Nichts soll uns trennen, Lydia."

„Nein, Aurelian, nichts soll uns trennen, wenn wir erst die Hindernisse überwunden haben. Für heute scheiden wir. Da kommt schon der Vater mit Cäsar."

„Wo werden wir uns wiedersehen?"

„Still, noch weiß ich es nicht!"

Cäsar war eben mit des Professors Esel an der Hand, begleitet von des Schulraths Burschen, nachgekommen, und Beide traktirten Aurelian's unglückliches Thier mit Schlägen, die rohe Gewalt triumphirte über die Freundschaft. Noch einmal schlug der Esel aus, dann folgte er seinem Treiber. Lydia wandte sich lächelnd noch zu Aurelianus und sagte laut, damit es ihr Vater hörte:

„Wie gesagt, Herr Professor, wenn Sie ohne Aerger und zu halben Preisen reisen wollen, so müssen Sie überall vorher akkordiren."

Aurelianus grüßte dankend und kehrte zu seinem Vater zurück. Schweigend ritten die Beiden dahin. Ihr Weg führte sie an herrlichen Seen, durch pittoreske Dörfer und an den Hängen der Albanerberge hin, wo weit über die Campagna und die ewige Stadt sich der Ausblick öffnete. Sie kamen nach Frascati und Tusculum, und noch hatte Aurelian sich zu keinem Gespräche herbeigelassen. An jeder Stelle wußte der Schulrath klassische Worte zu citiren, doch des jungen Gelehrten Sinn war fern von Horaz und Cicero und anderen Alten; er weilte bei einer jugendlichen, reizenden Gestalt, bei schwarzen Augen und innigen Liebesworten; er weilte bei der Verlobung, die so wunderlich im Sattel war geschlossen worden.

3.

Durch eine Schlucht der Volskerberge, am Rande der pontinischen Sümpfe bricht sich der Amaseno Bahn auf seinem Laufe von felsigen Thälern herab, die er als schäumender, frischer Geselle durcheilt, um drunten dann im Flachland traurig wie ein Philister, der seine Jugendlust bereut, dahinzuschleichen. Seine Fluthen plätschern unter Kork- und Steineichen, deren immergrüne Kronen, den Engpaß versperrend, kaum einen schmalen Ausblick auf das obere Thal gestatten. Dort zwischen Felsen und öden Hängen ragen in tiefer Einsamkeit, einer Klause im Libanon ähnlich, die gezackten Mauern des Klosters Fossanuova. Dem Reisenden, der von der Ebene herkommt, hebt sich am Fuße der Berge freier die Brust, die in den Miasmen der Sümpfe nur bang zu athmen wagte; Baumes-

rauschen, Wellenspiel und Vogelsang begrüßen ihn heiter nach der Wanderung durch die eintönige Großartigkeit der Flachlandschaft.

Auch Lydia empfand den Zauber des scenischen Wechsels, als sie, am Ufer des Amaseno sitzend, die Aussicht auf das Kloster skizzirte. Unweit von ihr am Boden lag Cäsar ausgestreckt, mit dem Hut über dem Gesicht, und schnarchte; die Esel waideten im Grase. Der Professor schritt prüfend am Wasser entlang und wiederholte laut die Verse der Aeneïde, die vom König Metabus und seiner Flucht über den Amasenus erzählen.

Lydia lauschte den lateinischen Worten, die der Wind zum Flüstern der Blätter und Murmeln der Wellen zu ihr herübertrug. Träumend ließ sie den Pinsel sinken, der auf dem Blatte nur die ersten leuchtenden Aquarelltöne ausgebreitet hatte. Ihre Gedanken waren fern von dem Bilde. Sie dachte an Aurelian und an ein mögliches Wiedersehen in Neapel, Pompeji oder auf Capri. Die Reise durch das einsame, weite Land hatte sie erst zum vollen Bewußtsein ihrer Liebe gebracht. Entbehrung, Sehnsucht und Sorge nagten an ihrem Herzen. Vier Tage lang hatte sie mit ihrem Vater die Sümpfe durchstreift. Es schien ihr eine Ewigkeit.

Nur Anfangs war sie von der Schönheit der Landschaft gefesselt, von dem abenteuerlichen Reiseleben ergötzt worden. Als sie von Nemi her die Höhe des Monte Artemisio erreicht, hatte sie geblendet auf das Zauberland zu ihren Füßen hingeblickt. Vor ihr breitete sich da die pontinische Ebene aus. Den sanft absteigenden Hang um-

spannten Weinberge und Felder mit grünen Gürteln. Auf einem Vorsprunge des Berges ragten aus Baumwipfeln die Thürme von Velletri. Ueber das ganze Volskerland schweifte der Blick: zur Rechten bis zum Meere auf die Vorgebirge von Anzio und Astura, in blauer Ferne die keckgezackten Silhouetten des Kaps der Circe und der Ponza=Inseln; links die schroffen Zinnen der Volskerberge, deren weiße Kalkhänge, von Dörfern und Städtchen gekrönt, sich coulissenartig aufreihten, bis sie fern bei Terracina, dem Kap der Circe gegenüber, sich in blauem Dufte verloren; und zwischen Gebirge und Meer die weite Niederung mit Waideland und Waldung, in deren Mitte ein weißer Nebel die Stelle der Sümpfe bezeichnete.

Dies Alles, von der Morgensonne bestrahlt, machte auf Lydia einen unbeschreiblichen Eindruck. Zu den beseligenden Worten des Geliebten, deren Klang ihr noch vorschwebte, trat die erhebende Majestät der herrlichsten Landschaft, das goldene Frühlicht, die muntere Bewegung; ihr Herz jubelte auf in Siegeszuversicht. Und diese Stimmung bewahrte sie auch, als sie die Via Appia entlang nach Cisterna und von dort über Campo morto dem antiken Antium zuritt, wo der Professor Untersuchungen anzustellen hatte. Neues fesselte überall den Blick des Mädchens: träge Büffel im Schilfe der Niederungen, Heerden langgehörnter, silbergrauer Rinder, Schaaren munterer Pferde, die sich auf den Waideplätzen tummelten oder bis an den Bauch im Wasser badeten. Die reizendsten Staffagen in einer Landschaft, die, obwohl eintönig und melancholisch, durch ihre Großartigkeit imponirte, verführten Lydia oft,

an Halteplätzen ihre treue Begleiterin, die Skizzenmappe, hervorzuziehen und ihr in raschen Strichen ihre Eindrücke anzuvertrauen. Bei Astura erhöhte sich noch das Interesse der Reise. In einem Urwalde von Steineichen und Eschen, Korkbäumen, Ulmen und Buchen schlangen sich hoch über dem Gestrüpp, das den Boden mit üppiger Vegetation bedeckte, Kletterpflanzen von Ast zu Ast und gaben mit dichtem Laube, vereint mit den Kronen der immergrünen Bäume, selbst im März schon dichten Schatten. Kaum vermochten die Reisenden durch das Buschwerk zu dringen, wenn ein gestürzter Riesenstamm den von Hirtenpferden gebahnten Pfad versperrte. Hie und da brachen Wildschweine aus dem Dickicht und in einer Lichtung sahen die Reisenden Wölfe traben. Nur aus vereinzelten kegelförmigen, schilfbedeckten Hütten stieg blauer Rauch auf und unter dem Gewölbe des Astwerks ritten mit Fellen bekleidete, mit Lanzen bewaffnete Hirten. Lydia mochte sich fern von Europa bald in einen Hottentottenkraal, bald in einen tropischen Urwald versetzt glauben.

Doch der Reiz eines Rittes durch diese Wildniß vermochte nicht das Bangen zu besiegen, das allmählig des Mädchens Gemüth überkam. Das elende, fieberbleiche Aussehen der Bevölkerung mahnte sie an die Gefahren der Sumpfluft. So heldenmüthig der Professor, von Studieneifer gestachelt, alle Strapazen überstand, so mußten doch körperliche Anstrengungen, ungewohnte Lebensart und frugale Kost, vereint mit der Malaria, seine Gesundheit untergraben. In Posta di Mesa, mitten in den fieberhauchenden Sümpfen, bemerkte Lydia eine Veränderung in ihres

Vaters Wesen. Er war einsilbig und traurig und hatte seinen sonst so schneidigen Appetit verloren. Nachts hörte sie ihn schlaflos im Zimmer auf und ab gehen, trotzdem sie — um nicht auf Strohmatten übernachten zu müssen — dem Wirth und der Wirthin die einzigen existirenden Betten abgemiethet hatte. Am Morgen bestürmte sie den Vater mit Bitten, die verderbliche Gegend sofort zu fliehen, doch blieb er unbeugsam dabei, zuvor noch den Amaseno aufzusuchen und Abends erst bei Terracina die Sümpfe zu verlassen.

Nun saß Lydia mit schwerem Herzen am Flusse und hing düsteren Gedanken nach. Ihre Siegeszuversicht war einer dumpfen Schwermuth gewichen, die sie mühsam abzuschütteln suchte. Es war ihr, als schwebte ein Unheil über ihrem Haupte, als folgte ein unbekanntes Verhängniß ihren Spuren und könnte im nächsten Augenblicke die goldenen Träume von einem Wiedersehen mit Aurelian vernichten.

Außerdem sollte in jener Gegend das Brigantaggio (Räuberwesen) eine unheimliche Rolle spielen, was nicht wenig zu Lydia's Beängstigung beitrug. Zwar war sie nicht zaghaft von Natur, aber nervös erregt durch die Sorge um ihren Vater, und so glaubte sie denn jetzt in jedem ziegenfellbekleideten Hirten, in jedem Wanderer einen Räuber zu erblicken. Zur Erregung ihrer Phantasie trug ferner die Wahrnehmung bei, daß dort jeder Reiter von einigem Ansehen die Flinte quer über dem Sattel, jeder zu Wagen Reisende das Gewehr mit gespanntem Hahn auf den Knieen hielt. Jeder brachte bei Annäherung eines

fremden Wesens die Waffe zum Anschlag. Wie ein Wunder schien es dem Mädchen, daß ihre kleine Gesellschaft, die allein und unbewaffnet (des Vaters Pistole konnte doch nicht mitzählen!) dieses Räuberland durchzog, bis jetzt der Ausplünderung entgangen war.

Als wollte sie sich ihrer Habe versichern, fühlte sie nach dem Lederbeutelchen, das um ihren Hals gehängt eine Anzahl Goldstücke für den Nothfall barg. Dann blickte sie sich scheu um.

Die Gegend schien völlig verlassen; selbst das ferne Kloster lag leblos wie ein verzaubertes Schloß in der Einöde. Doch nein! — an der Brüstung der Steinbrücke, die stromaufwärts sich über dem Amaseno wölbte, lehnten zwei Männer, deren Flintenläufe, wie gewöhnlich, drohend erhoben waren. Ein nervöses Zittern durchschauerte das Mädchen. Sie sah sich nach ihrem Vater um; dann, als sie wieder nach der Brücke blickend von den beiden Gestalten nichts mehr bemerkte, glaubte sie fast nur ein Trugbild ihrer überreizten Einbildungskraft gesehen zu haben. Bald aber überfiel sie die Angst um ihren Vater, den sie aus den Augen verloren hatte. Sie sprang auf ihn zu suchen.

Kaum war sie einige Schritte gegangen, als sie Männerstimmen und dazwischen das unbeholfene Italienisch ihres Vaters vernahm. Letzterer stieß heftige Worte aus, und als Lydia den nächsten Felsvorsprung umschritt, sah sie, wie einer der zuvor bemerkten Kerle ihm die Reiterpistole entwand, die offenbar den gehofften Eindruck verfehlt hatte.

Der andere Italiener schritt auf sie selber zu. „Signora," sagte er mit höflicher Bestimmtheit, „so leid mir

die Belästigung thut, muß ich Sie bitten, uns unverzüglich zu folgen."

Lydia stieß einen Ruf des Schreckens aus; doch vor der wirklichen Gefahr schwand ihr Bangen. Sie faßte sich rasch. In Gedanken hatte sie oft schon sich einen ähnlichen Auftritt ausgemalt. Ihr Entschluß stand fest und sie erwiederte: „Signore, Sie können unmöglich ein Mädchen und einen schwachen Greis, meinen einzigen Schutz, mit fortschleppen. Nehmen Sie Alles, was wir haben, doch lassen Sie uns ziehen!"

„So ist es nicht gemeint, mein Fräulein," antwortete der Italiener mit galantem Anstand. „Nicht Ihrer Börse, sondern Ihrer Person haben wir uns zu versichern."

Eine neue Angst überkam das Mädchen. „Nehmen Sie Alles, doch lassen Sie uns frei!" rief sie mit beklemmter Brust. „Mein Wort auf unsere Verschwiegenheit!"

Der Italiener lächelte. „Sie verkennen uns wohl, und dieser Herr hat uns nicht verstehen wollen: hier der Nachweis, daß wir der königlichen Polizei angehören."

Lydia sah mißtrauisch auf die fettigen Papiere, die er ihr vorwies. „Sie geben sich für Gendarmen aus," sagte sie auf deutsch zu ihrem Vater.

Dieser stand, vor Erregung zitternd. „Unsinn!" rief er und schrie dann, die geballte Faust dem Italiener entgegenstreckend: „Ladri! Ladri! siete Ladri!" (Räuber, Räuber, Ihr seid Räuber.)

„Olà eh!" schallte jetzt die Stentorstimme des Aelteren der beiden Männer, der sein Gewehr auf Cäsar erhob, denn dieser hatte beim Erwachen Unheil gewittert und machte

sich eben mit dem Felleisen der Reisenden aus dem Staube. „Ferma! (Steh') ferma! ferma!“ Der Schuß krachte, Cäsar stolperte und stürzte. Während Lydia erschrocken zusammenfuhr, lachte der Italiener kurz auf und lief hin, um den Eselstreiber, der, nur vom Schrecken niedergeschmettert, sich wohlbehalten erhob, beim Kragen zu fassen.

„He, guter Freund, wir brauchen Deine Dienste. Pack' die Esel und hilf dem Fräulein in den Sattel!“

Da half kein Protest, kein Sträuben; die Reitthiere wurden aufgezäumt und fort ging es in die Berge. Sanft wie ein Lamm schritt jetzt Cäsar zwischen den reitenden Deutschen hin. Die beiden Italiener folgten mit wachsamem Auge dem Zuge.

Steil aufwärts führte der Weg über Hänge mit Felsentrümmern, zwischen denen Oliven mit gewundenen und wunderlich gespaltenen Stämmen ihre Wurzeln in die steinige Erde klammerten. Der Abend kam. Violette Schatten breiteten sich über das Kesselthal des Amaseno; die Hügelkuppen, gekrönt von den Städtchen Piperno, Maenza, Roccagorga und Roccasecca schimmerten in röthlicher Dämmerung, und nur die fernen Schneegipfel des lapinischen Gebirgsstockes, überragt von der schroffen Pyramide des Monte Cacume, glänzten noch im vollen Sonnenlichte. Tief drunten, wo der Amaseno durch den Engpaß schäumte, sah man den Klosterthurm von Fossanuova sich aus schwärzlichem Grün erheben. Leise und bald verklingend, bald stärker vom Winde getragen, hallte das Ave Maria in den Schluchten wieder.

Mit der hereinbrechenden Nacht vermehrte sich die Be-

sorgniß der Gefangenen. Wilder und wilder wurden die Schluchten, immer gespenstischer ragten die Felszacken, um die sich mühsam der Weg wand. Wohin ging es? Lydia wagte nicht mehr, die Männer zu fragen, die, in ihre Mäntel gehüllt, schweigend und wachsam folgten. Der Schrei eines Nachtvogels dicht über ihrem Haupte erschreckte sie und ließ die Oede noch öder erscheinen. Düster wie der nächtliche Pfad war der Gedankengang der Gefangenen.

Endlich erschienen helle Streifen an den Berggipfeln. Der Mond ging auf und sandte einen dämmernden Widerschein auch auf den Weg an der Thalwand. Jetzt bog der Zug um eine Felsenkante und ein wunderlicher Anblick bot sich dar: zwischen den Wänden des jäh endenden Thales eingeklemmt, erhob sich ein Bergkegel, wie ein riesiger Zuckerhut, auf dessen Spitze und schroffen Wänden sich Häuserchen wie Vogelnester zusammendrängten. Silbergrau glänzte im Mondlicht das Gestein des Berges, von welchem die Bauten sich kaum unterscheiden ließen. Das Ganze hätte man für ein phantastisches Naturspiel gehalten, wenn nicht hie und da ein aufblitzendes Lichtchen ein Zeugniß von menschlichem Leben in dem regellosen Gemäuer gegeben hätte.

Vom Fuße des Kegels an führte der Pfad in steileren Windungen empor. Oben durchschritten die Ankommenden ein dreifaches, verfallenes, mit Schießscharten gespicktes Thor. Die Gasse war finster und so eng, daß zwei Menschen kaum nebeneinander gehen konnten. Jeder der Männer nahm einen Esel beim Zaum und zog ihn über holpriges Pflaster, über Treppenpassagen und durch Tunnels bergan. In der Todtenstille des Ortes hörte man nur das Klappern der

Eselshufen und das Fluchen der Führer, die selber nur mit Mühe sich durch das Labyrinth fanden. Endlich hielten sie vor einem Hause, das ebenso schwarz und verdächtig aussah, wie die anderen. Auf wiederholtes Klopfen erschien ein in eine Wolldecke gehüllter Mann; beim flackernden Scheine eines Lämpchens erblickte Lydia ein martialisches Gesicht, die Stirn mit Leinwand verbunden, und einen Streifen geronnenen Blutes, der sich von der Schläfe herab bis in den dunklen Bart zog.

„Hier bringen wir ein Paar davon," lautete die lakonische Erklärung des Anführers.

Bald standen die Gefangenen in einem rauchgeschwärzten Raum, in dessen Ecke auf einer Steinstufe ein verkohlter Holzstamm glimmte. An der Wand hingen Waffen und Uniformstücke. Der Anführer ließ Stühle beirücken und lud mit Grandezza zum Sitzen ein.

„Geben Sie nochmals Ihre Namen an!" sprach er mit scharfem Blick auf die Gefangenen.

Lydia antwortete statt des Vaters: „Sie haben unsere Pässe; vor Allem aber wünschen wir den Grund unserer Verhaftung zu erfahren."

„Ich habe nichts weiter zu erklären, als was ich dem Herrn schon sagte: Sie sind im Verdacht, der Internationale anzugehören."

„Der Internationale?"

„Ja, und wenn ich nicht irre, mein Fräulein, sind Sie eine russische Nihilistin, deren Signalement ich habe."

Lydia's Lippen hoben sich verächtlich. „Sie müssen auf unseren Pässen gesehen haben, daß wir Deutsche sind."

„O, die Pässe, zumal die ausländischen, sind nicht immer zuverlässig. Für ihre Fälschung gibt es Fabriken, die wir recht wohl kennen, und Sie, mein Fräulein, vielleicht besser noch als wir.“

Lydia sah in diesen Worten nichts als Böswilligkeit. Ohne die Insinuation zu beantworten, fragte sie: „Und wo sind wir?“

„In Sonnino.“

„In Sonnino, dem berüchtigten Räuberneste? Und Sie wagen es noch, sich für Gendarmen auszugeben?“ rief Lydia, erregt aufspringend. Der Professor, der von dem Gespräch nur wenig verstanden hatte, erklärte, als er von Sonnino hörte, den Italienern auf's Neue, daß sie ladri, birbanti, briganti und furbi seien.

Der Anführer wandte sich achselzuckend von dem Alten ab, streichelte seinen gewaltigen Schnauzbart à la Vittorio Emmanuele und sprach in überlegenem Tone: „Sie täuschen sich, Signorina. Wir müssen zwar bei unseren Streifzügen durch die Sümpfe, wo man unsere Uniform aus weiter Entfernung erkennen und fliehen würde, bürgerliche Kleidung tragen, doch sind wir königliche Carabinieri; und wenn Sie meinem Patent nicht glauben, so sehen Sie hier unsere Uniformen. Noch eins: ich muß Sie ersuchen, mir Ihr Geld in Verwahrung zu geben. Der Procuratore wird es Ihnen zurückerstatten, sobald Sie auf freien Fuß gesetzt, respektive über die Grenze spedirt sind.“

Trotz allen Protestirens mußten die Gefangenen die Beutel hergeben; selbst eine bedeutende Summe in Banknoten, die der Professor im Rockfutter eingenäht trug und

durch unvorsichtiges Tasten verrieth, wurde ausgetrennt und abgenommen. Dafür gab der Italiener einen abgestempelten Empfangsschein, den der Professor im Zorne fast zerrissen hätte, wenn nicht Lydia besonnen eingeschritten wäre. Doch auch sie glaubte im Grunde nicht an die Versicherungen des Italieners und hielt dessen Erklärung für eine infame Komödie.

Die Nacht verging unter ängstlichen Sorgen. Lydia zwar, die ein kleines Gemach neben dem ihres Vaters für sich allein erhalten hatte, fiel gegen Morgen in einen tiefen Schlummer, der ihre jugendlichen Kräfte wohlthätig erneuerte. Doch der Professor blieb bis zum anderen Tage wachend und angekleidet auf seinem Bette sitzen. Die pochenden Schläfe drückte er in die Hände und hing verzweifelt seiner Trübsal nach. Er war beraubt — davon ließ er sich nicht abbringen. Und wer weiß, welches Lösegeld die Briganten noch fordern würden? Der Unglückliche, der sein Vermögen Pfennig für Pfennig mit saurer Arbeit erworben hatte, hing mit Zähigkeit an jedem Stücke seiner Habe. Sollte er nun ruinirt den Kampf um's Dasein, das Ringen um's tägliche Brod von Neuem beginnen — jetzt in seinem Greisenalter? Und seine Tochter? Ein dumpfer Groll gegen sich selbst erfaßte ihn bei dem Gedanken, daß er ihr Unglück selbst verschuldet habe. Heftiger umklammerte er seine Stirne, toller und toller pochte das Blut in seinen Schläfen. Wie im Fieber schaute er schreckliche Bilder der Zukunft.

Und zu seinen Hallucinationen stimmte das melancholische Konzert der schnarchenden Stubengenossen.

Es war eine Nacht, die dem Professor qualvoller schien, als das erschütterndste Bild aus Dante's „Inferno“.

4.

Der neue Tag brachte den Gefangenen neuen Muth und neue Zuversicht. Sonderbar, wie doch in der Morgensonne alles so verändert, so viel vertrauenerweckender aussah, als in der Nacht! Lydia lachte jetzt darüber, daß sie den Carabinieriposten, dessen Schild mit dem grün-weiß-rothen Wappen sie jetzt wohl erkannte, für eine Räuberhöhle hatte halten können. Aus dem Fenster übersah sie eine großartige Gebirgslandschaft, die in der Ferne von den Ortschaften auf den Hügeln des Amasenothales belebt und von dem mächtigen Kegel des beschneiten Monte Cacume abgeschlossen wurde. Blickte sie in die Tiefe, so wähnte sie sich in einem Adlerhorste. Winzig wie Ameisen zogen in der Thalsohle einige Reiter hin. Fast senkrecht stürzte von dem Fenster aus Gemäuer und Felsen wohl über hundert Fuß tief ab; drunten in engen Treppengassen zogen Weiber mit Hacken und Regenschirmen, begleitet von halsbandgeschmückten, schwarzen Schweinchen, den Hausfreunden der Gebirgsbewohner, zur Arbeit in die Olivenhaine. Das alles machte einen freundlichen und beruhigenden Eindruck.

Selbst der Gendarm mit dem verbundenen Kopfe sah bei Tageslicht betrachtet solid und menschlich aus. Er war allein, denn seine zwei Kameraden hatten sich vor dem Morgengrauen schon wieder nach den Sümpfen aufgemacht. An ihn wendete sich Lydia, um das Mißverständniß aufzuklären. Er antwortete höflich, verweigerte aber nähere Auskunft und schlug auch Lydia's Bitte, einen

Gang durch den Ort machen zu dürfen, rundweg ab. In der Frühe war der Sindaco (Ortsvorsteher) dagewesen und hatte nach Prüfung der deutschen Papiere die vorläufige Haft gebilligt, bis aus Terracina, wohin sofort Rapport erstattet worden war, Nachricht käme.

Was sollte Lydia unternehmen? Sie sann darüber nach und hörte nur mit halbem Ohr den Erzählungen des Carabiniere zu, der in der Zimmerecke das Feuer schürend — denn schneidend blies der Morgenwind von den Bergen her — sich in allerlei Geplauder erging. Er sprach von Sonnino und dessen Bevölkerung.

„Der Ort ist doch als Räubernest bekannt," warf Lydia zerstreut dazwischen.

„O früher wohl; wir Piemontesen aber haben den Leuten das Handwerk gelegt."

„Ah, Sie sind aus Piemont?"

„Ja und liegen hier seit 1870. Corpo di Bacco! Bevor wir gründlich aufräumten, hat's blutige Köpfe gesetzt. Noch jetzt gibt's manchmal Arbeit und unser Posten ist daher der stärkste in der Umgegend. Für gewöhnlich sind wir auch mehr als drei Carabinieri. Heuer können wir uns nicht beklagen, weil die Olivenernte gut ausgefallen ist. Dieses Glück aber kommt nur alle vier Jahre vor und in den drei andern" — er machte die Geberde des Halsabschneidens und deutete mit dem Daumen nach der Gegend der Sümpfe — „da sind wir unserer sechs nicht zuviel."

„Im Anfang also ging es heiß her?"

„Ob es heiß herging! Ei, Fräulein, sehen Sie doch die Stühle an, auf denen Sie und Ihr Vater sitzen." Er

deutete auf die beiden rohgezimmerten Lehnstühle, die, den zur Seite eingefügten, jetzt abgesägten Stangen nach zu urtheilen, früher zum Tragen eingerichtet waren. „Um Exempel zu statuiren, ließ man Briganten hier vor dem Orte in der Schlucht erschießen. Zwei Kompagnien Infanterie wurden dazu kommandirt; auf diese Stühle band man die Delinquenten und trug sie durch die Gassen hinaus auf den Richtplatz. Das hat den Leuten Respekt gemacht! Noch heute betreten sie die Wachtstube nicht, ohne sich vor unserem Mobiliar zu bekreuzen." Der Piemontese klopfte seine Pfeife aus und lachte, wie Cooper's Lederstrumpf, still in sich hinein.

Lydia war aufgesprungen und betrachtete entsetzt die Kugelspuren und verwaschenen Blutflecken ihres Sessels. Unruhig ging sie im Zimmer auf und ab und fragte dann: „Ihre Wunde verdanken Sie wohl auch einem Briganten?"

„O nein, nur meinem Freunde, dem Oelmüller. Der Tölpel sieht nicht, wo er hinsticht. Zankt sich der Kerl beim Moraspiel um ein paar Soldi — die Köpfe erhitzen sich — ich springe dazwischen und bekomme den Stich." Der Carabiniere sagte das so ruhig, als wenn es sich von selbst verstände.

Lydia hatte genug von der Unterhaltung. Ihre Blicke hingen längst mit Besorgniß an ihrem Vater, der den ganzen Morgen sich auffallend stille gezeigt hatte und auch jetzt gleichgiltig auf einem der verrufenen Lehnstühle sitzend die Füße dem Feuer zustreckte. Sie hatte ihm Vorschläge zur Wiedererlangung der Freiheit gemacht; er hatte

sie ruhig ausreden lassen und nur mit kargem Ja oder Nein geantwortet. Sie gedachte zuerst an die deutsche Botschaft nach Rom zu telegraphiren; doch ein Telegraph war im Orte nicht vorhanden. Das einzige Mittel blieb ein Brief; doch die Botenfrau, die den Postdienst zwischen Sonnino und Piperno besorgte, war am frühen Morgen schon fortgegangen. Auch ließ sich bei der Langsamkeit der italienischen Post keine Antwort vor Ablauf einer Woche erwarten.

Rathlos sann Lydia hin und her. Ihr Vater klagte zwar nicht, doch je aufmerksamer sie ihn betrachtete, um so besorgter wurde sie. Sie glaubte wahrzunehmen, daß über Nacht seine Züge eingefallen, seine Augen ermattet waren. Mochten Strapazen, Aufregung und Schlaflosigkeit dies auch zum Theil erklären, so gab doch seine dumpfe Resignation Grund zu ernster Besorgniß.

Lydia fragte nach einem Arzt; der nächste wohnte vier Stunden weit in Piperno. Botendienste waren nicht gleich zu erlangen. Cäsar, der selbst als Gefangener galt und die Gelegenheit benutzte, um einmal gründlich auszuschlafen, durfte nicht fortgeschickt werden. Zum mindesten wollte der Gendarm die Rückkehr seines Brigadiere abwarten. So verging die Zeit und Lydia's Angst stieg von Stunde zu Stunde.

Still weinend stand das Mädchen am Fenster, als um Mittag eine Frau in der malerischen Gebirgstracht eintrat und fragte, ob sie das Essen serviren solle. Es war die Wirthin aus der benachbarten Osteria, ein schlankes Weib mit stolzer Haltung und kräftigen, edlen Zügen. Das

olivengrüne Kopftuch mit den rothen Fransen lag vorne viereckig auf dem krausen, schwarzen Haar, während es im Nacken über die schweren ebenholzschwarzen, mit goldenem Pfeil durchstochenen Zöpfe lang herabfiel. Das schwarze, rothgestickte Mieder trug eine Tunika, die über dem rothen Rocke geschmackvoll gerafft war. Die mit Riemen befestigten Sandalen aus Büffelfell vervollständigten die Tracht, die mit prächtiger Grandezza getragen, dem Weibe vortrefflich stand. Lydia blickte erstaunt auf die Wirthin; so viele Ciocciaren sie schon gesehen hatte, entsann sie sich doch nicht einer so schönen und noblen Erscheinung. Auch die Wirthin sah aufmerksam auf Lydia, und der Stolz, den sie beim Eintreten dem Carabiniere gegenüber gezeigt hatte, wich einem freundlichen Ausdrucke.

„Poverina!“ sagte sie mit sanfter Theilnahme, auf Lydia zutretend und deren Hand ergreifend; „armes Mädchen, bist Du hier wie ein gefangenes Vögelchen?“

Lydia fühlte sich in ihrem Kummer wohlthuend berührt; sie lächelte mit Thränen in den Augen. Die Sonninesin fuhr fort: „Im Herzen thust Du mir leid, denn Du bist unschuldig, das sehe ich Dir an. Und diese Kerle, die meinen armen Bruder erschossen, haben auch Dich unglücklich gemacht.“ Sie streichelte Lydia's Hand und Wangen. „Wie schön Du bist!“ setzte sie in naiver Bewunderung hinzu.

Die Huldigung kam so ungeheuchelt, die Theilnahme mit so rührender Einfachheit zum Ausdruck, daß Lydia unwillkürlich Sympathie für die Wirthin empfand. Sie dankte, indem auch sie das im Gebirge übliche „Du“ in der Anrede

gebrauchte, und die Sonninesin war so erfreut über die freundliche Antwort, daß sie nach kurzem Geplauder ausrief: „Schau, es ist so traurig für Dich armes Kind, allein unter Männern zu speisen. Wenn Dir's recht ist, rufe ich meine Tochter Caterina und wir Beide speisen mit Euch." Ohne nur die Antwort abzuwarten, eilte sie zur Thür hinaus und kehrte bald mit einem etwa sechzehnjährigen schönen Mädchen zurück, das ähnlich wie sie pittoresk gekleidet war.

„So, nun speist sich's lustiger," meinte sie befriedigt, als sie den Tisch gedeckt und die Gäste zum Sitzen eingeladen hatte. „Wie schön sie ist!" flüsterte sie nochmals bewundernd ihrem Töchterlein zu, das neben Lydia Platz nahm.

War Lydia wirklich schöner, als die Sonninesinnen? Wohl nicht; doch ihr Reiz war zarter, einschmeichelnder, ihr Auge geistreicher, ihre Bewegungen eleganter als die der Gebirgsbewohnerinnen, die andererseits in herber Linienschönheit, großen, junonischen Augen und naiver Grazie Vorzüge vor dem deutschen Mädchen besaßen.

Die Drei, die so überraschend schnell Freundschaft geschlossen hatten, führten allein das Tischgespräch. Der Carabiniere zwar warf manchmal der Wirthin, die als reiche Wittwe viel umfreit war und die er wohl selber gern zum Altar geführt hätte, einen Scherz hin, doch darauf erfolgten kurze Abfertigungen. Um Lydia dagegen und um den Professor bemühten sich die Sonninesinnen mit herzgewinnender Freundlichkeit. Die Wirthin versprach sogar, sofort einen Boten zum Arzt nach Piperno zu senden.

Der Sonnineser Küche geschah, so vortrefflich sie war,

geringe Ehre. Nur der Carabiniere speiste für die ganze Gesellschaft und erregte den geheimen Neid des Professors, der stumm und appetitlos die Krammetsvögel, Spargelomeletten, den Salat und die Früchte zurückschob. Die Gesellschaft saß eben beim Kaffee, als die Thür aufgestoßen wurde und der Brigadiere eintrat.

„Wir bringen noch zwei von der Bande," rief er dem Kameraden zu; „einen Alten und einen Jungen. Sie saßen in der Mäusefalle — Du weißt ja, in dem römischen Grabgewölbe, wo die Flüchtlinge gern übernachten und wir schon so manchen fingen. Sie leisteten keinen Widerstand, denn der Wirth von Posta di Mesa klärte sie über unseren Charakter auf. Sie mietheten einen Karren und fuhren bis unten an den Berg mit uns. Morgen früh," setzte er, an den Carabiniere herantretend, leise hinzu, „bringen wir sie Alle nach Terracina. Sanguinaccio di Dio! Jetzt endlich werde ich doch für meine Verdienste dekorirt werden. Zwei solche Fänge an zwei Tagen hintereinander!"

Die Thür that sich abermals auf und herein traten, von dem dritten Gendarm begleitet — der Schulrath und Aurelianus.

* * *

Die Carabinieri bewohnten, wie schon erwähnt, ein altes, von Epheu umranktes Gemäuer, das wie ein Schwalbenneſt an dem steilsten Theile des Berges angeklebt war. Aus einem triefenden, schmutzigen Tunnel, der eine fast horizontale Gasse überwölbte, trat man in die Hausflur, aus welcher eine Art von Hühnerleiter in die oberen Kammern führte. Zu ebener Erde nahm, der Hausthür

gegenüber, die Wachtstube die ganze Breite des Gebäudes ein, hatte rechts eine Feuerecke und öffnete sich links auf eine schwindelnd steile Treppenpassage von einigen hundert geborstenen Stufen. Hinter diesem düsteren Zimmer lagen dem Thale zu die Schlafstube, wo der Professor die Nacht verbracht hatte, und Lydia's Kammer, die jedoch keinen eigenen Eingang von dem vorderen Raume aus hatte.

In der Wachtstube saßen, als die Nacht wieder herein-brach, die Carabinieri bei einigen Bottiglien dunklen Weines und spielten Karten. Der Schulrath und der Professor lehnten mit tragischer Würde einander gegenüber in Räuberstühlen und wärmten sich am Feuer. Sie hatten trotz des gemeinsamen Schicksals noch kein Wort gewechselt. Lydia und Aurelianus standen am Fenster des Schlafzimmers und blickten auf die mondbeglänzte Landschaft hinaus. Im Thale zogen Nebel wie weiße Gespenster hin, umtanzten die Felszacken, wirbelten durcheinander und hoben hie und da ihre Häupter empor in das silberne Mondlicht. Lydia fühlte einen leichten Schauer; mit beiden Händchen ergriff sie die Rechte des Geliebten.

„Jetzt gilt es den Kampf um's Glück," sprach sie mit bewegter, leiser Stimme. „Wer weiß, ob unsere Gefangenschaft uns nicht zum Segen wird?"

„O, für mich ist sie schon das größte Glück," rief Aurelianus, der Lydia's kleine Hände an die Lippen zog und mit Küssen bedeckte. „Lebten wir im Alterthum, so würde ich die Carabinieri für verwandelte Liebesgötter halten."

„So leicht kann ich die Sache nicht nehmen," meinte

Lydia kopfschüttelnd. „Wissen Sie nicht, welche Gefahren uns drohen?“

„Einige Tage des Zusammenseins, bis das Mißverständniß gelöst ist.“

„Nein, ich habe schwerere Sorgen —“

„Lydia,“ sagte Aurelian und zog das Mädchen zu sich heran, „Alles, was in meinen Kräften steht, will ich zur Erleichterung Ihrer Lage aufwenden. Vertrauen Sie mir!“

Sie machte sich sanft aus seiner Umarmung los. „Ja, auf Sie muß ich vertrauen,“ sprach sie und blickte ihm prüfend in die Augen, „Ihnen fällt jetzt die Aufgabe zu, unser Glück zu erringen.“

„Sie sollen sehen, daß ich es will. O, ich bin nicht mehr der armselige Bücherwurm, wie früher! Aber wie, Lydia, wie kann ich jetzt helfen? Für den Augenblick ist nichts zu thun, als den Erfolg unseres Briefes abzuwarten.“

„Und doch —“ rief Lydia, hielt aber inne, als fürchtete sie, sich zu verrathen.

„Sie haben einen Plan?“

„Was sollte ich vorhaben?“

„Lydia, Sie verheimlichen mir etwas.“

Sie schwieg; doch auf Aurelian's Andrängen schlang sie mit stürmisch bebender Brust ihren Arm um seinen Nacken. „Ihnen vertraue ich meinen Vater, meinen armen Vater! Sorgen Sie für ihn!“ Dann riß sie sich los und eilte zurück in die Wachtstube, wo die Wirthin inzwischen eingetreten war. Mit dieser zog sie sich, nachdem sie ihren Vater zärtlich umarmt hatte, in ihre Kammer zurück.

Aurelianus blieb überrascht und betäubt am Fenster

und grübelte noch lange, in den Geistersabbath der Thalnebel hinabblickend, über Lydia's räthselhafte Worte.

5.

In dem Schlafzimmer, das diesmal für die Gefangenen eingeräumt war, verbrachte der Professor wieder eine schreckliche Nacht. Trotzdem er über sein und seiner Tochter Schicksal ziemlich beruhigt sein konnte, fühlte er namenlose Beängstigung. Centnerschwer lastete es auf seiner Stirn und wüste Traumgebilde peinigten ihn, selbst wenn er seine Augen, in denen er einen bohrenden Schmerz empfand, geöffnet hielt. Gegen Morgen liefen ihm kalte Schauer vom Nacken aus über Rücken und Glieder; vor Frost erstarrt kroch er unter der Decke zusammen und zitterte so heftig, daß die Eisenbettstelle klirrte und der Schulrath, im Morgenschlummer gestört, sich umwandte und unwillig brummte; der Gymnasiarch träumte, daß seine Tertianer es wieder einmal mit ihrem Opferlamm, dem französischen Lehrer, vorhätten und muthwillig auf dem eisernen Klassenofenschirme trommelten.

Der arme Professor wußte seiner Angst kein Ende; mit erstickender Stimme rief er: „Lydia! Lydia!" und klopfte an die Kammerwand. Lydia antwortete nicht; doch Aurelian sprang auf und fragte theilnehmend nach dem Begehr des Kranken. Dieser blickte ihn aus dunkelumränderten Augen verwundert an und bat um wärmere Decken und um etwas zu trinken, denn die Zunge klebe ihm am Gaumen; vor Allem solle Lydia kommen.

Aurelianus nahm die Wolldecken des eigenen Lagers, um sie dem Professor überzubreiten, reichte ihm ein wenig

Wasser, kleidete sich eilig an und klopfte an die Kammerthür. Keine Antwort. Er klopfte stärker — nichts rührte sich. Mit fieberhafter Ungeduld warf sich der Kranke hin und her. „Pochen Sie mit der Faust!“ schrie er heiser, und Aurelianus machte, um ihn zu beruhigen, einen Lärm, daß der Schulrath erschrocken auffuhr und in der Schlaftrunkenheit eine Philippika gegen die bösen Tertianer begann.

„Mein Gott, warum hört sie nicht?“ rief Aurelian mit steigender Angst.

„Sie ist ermordet,“ schrie der Professor, sprang wie wahnsinnig aus dem Bett und riß die Thür auf. Ein Zettel tanzte im Luftzuge des halboffenen Fensters vom Tische zur Erde, doch die Männer bemerkten ihn nicht. Ihre Blicke waren auf das Bett geheftet, das noch unberührt stand.

Wohin war Lydia verschwunden? Aus der Thür war während der ganzen Nacht Niemand gegangen, das wußte der Professor, der keinen Augenblick geschlafen hatte, mit voller Bestimmtheit. Als einziger Ausweg blieb das Fenster, und dieses öffnete sich auf den schwindelnden Abgrund.

„Lydia, meine Lydia!“ schrie der Professor vom Schmerz überwältigt und stürzte vor dem leeren Lager nieder. Seine Finger, die über Nacht vom Fieber bis auf die Knochen entfleischt schienen, krallten sich in die Kissen, während er mit herzzerreißender Stimme jammerte und sich selber anklagte. Nur er war an dem Unglück schuld. Er hatte sein Kind in den Tod gestoßen, sein Kind, sein Alles, für das er gearbeitet, gekargt, gerungen hatte! Unselige Ver=

blendung! Er war der Henker seiner Tochter! Bei diesem Worte, das er auf Griechisch schrie, begann er gegen sich selbst zu wüthen, zerriß sein Gewand und konnte im Toben nur von den Carabinieri gebändigt werden, die auf den Lärm herbeigeeilt, den Kranken packten und auf Lydia's Lager warfen. Hier von starken Händen gehalten und mit aufgethürmten Decken belastet, sank er bald wieder in Erschlaffung und ließ vor Frost zitternd sich von Aurelian, der mit großer Geistesgegenwart ihm beistand, heißen Thee, der schnell bereitet worden war, einflößen.

„Ein strammes Fieberchen," meinte der Gendarm mit dem verbundenen Kopfe.

„Corpo di Madonna!" brummte der Brigadiere, sich hinter den Ohren krauend, „vermaledeiter Spaß! Heute sollten wir in Terracina sein, und der feinste Vogel ist ausgeflogen."

„Aus Deinem Orden wird nichts, Brüderchen," bemerkte der Andere.

Der Brigadiere antwortete nur mit einem Fluche, aber gutmüthig sandte er doch, da der Arzt noch nicht erschienen war, einen Eilboten nach Piperno.

Aurelian entfaltete eine bewundernswerthe Thätigkeit am Krankenbette. Es war, als hätten Lydia's Worte auf ihn wie ein Zauber gewirkt; denn der sonst so linkische Gelehrte übte die Krankenpflege wie eine fromme Schwester. Er ließ am Feuer Backsteine erhitzen, wickelte sie in Wolle und schob sie dem Kranken unter die Füße; er braute wärmende Tränkchen, reichte sie dar und hob mit zarter Vorsorge den Kopf des Patienten aus den Kissen. Er rieb

die erstarrten Hände mit Flanell und wußte Alles mit so liebevoller Zartheit, mit so sanfter Geduld zu thun, daß kaum eine weibliche Hand es hätte besser machen können.

Woher kannte er die Geheimnisse der Krankenpflege, die er doch nie geübt hatte? Jenun, die Zauberin Liebe hatte mit ihrem Sonnenregen auch den dürren Acker des Gelehrtenherzens befruchtet und in den Furchen Saatkörner geweckt, die halb verdorrt und vergessen da schlummerten. Da keimte, sproßte und blühte plötzlich ein Wunderflor von lieblichen Blümelein, an deren Duft der junge Gelehrte sich selbst berauschte. Ihm war, als hätte sein Herz noch nie so warm pulsirt, seine Thätigkeit ihn noch nie so innig befriedigt, als wenn nach einem neuen Pflegerdienste der Kranke ihn aus glanzlosen Augen dankbar anblickte oder die Hände, welche die seinigen zu beleben suchten, mit mattem Drucke umspannte. Aurelianus war aus einem denkenden Gelehrten zum fühlenden Menschen geworden.

Mit herzlichen Worten suchte er jetzt dem Kranken Muth zuzureden. Er tröstete ihn über das Schicksal Lydia's, die gewiß geflohen sei, um für die Befreiung zu wirken. Aurelianus wurde selber zwar von grimmigen Zweifeln gefoltert; er war an's Fenster getreten und hatte schaudernd in die Tiefe geblickt. War Lydia verunglückt? Sein Herz krampfte sich zusammen, er zitterte und wich vom Fenster zurück. Doch nein! So grausam konnte das Schicksal seiner Liebe nicht sein! —

Der Kranke lag in tiefer Ermattung und stammelte nur hin und wieder ein unverständliches Wort. Endlich schien seine Erstarrung nachzulassen; er gab zu verstehen,

daß seine Füße erwärmt seien. Erleichtert athmete schon Aurelianus auf, doch eine schlimmere Erscheinung erschreckte ihn auf's Neue. Der Professor begann über unerträgliche Hitze zu klagen; sein Puls, der zuvor erloschen schien, ging hoch und hart. Das Fieber peitschte den Unglücklichen, der nun seine Decken fortschleuderte, vom Lager emporfuhr und kaum sich von der sanften Gewalt seines Pflegers halten ließ. Sein Antlitz glühte, er schrie im Kopfschmerz laut auf und haschte mit zitternden Händen nach dem Trinkglase, das Aurelian ihm unabläßig reichen mußte. Zugleich begannen auch wieder die Fieberphantasien. Er redete von seiner verstorbenen Gattin, verantwortete sich über Lydia's Verschwinden, verdammte Virgil und Horaz und brach dann mit dem erschütternden Schrei: „Der Henker meiner eigenen Tochter!“ zusammen. Die Augen mit den knöchernen Händen bedeckend, lag er dann ängstlich in die Kissen gedrückt, als fürchtete er sich vor eindringenden Geistergestalten.

In den Pausen, die auf solche Ausbrüche folgten, hörte man in der anderen Stube den Schulrath heftig auf und ab gehen. Der würdige Gymnasiarch war kaum weniger erregt, als der Fieberkranke. An antiken Weisheitsregeln, die er laut vor sich hin sprach, suchte er seinen Muth aufzurichten, doch die Philosophie der Alten vermochte nicht, ihm das seelische Gleichgewicht wiederzugeben, das er durch die Nähe des schwer Erkrankten verloren hatte. Mechanisch sagte er die Sprüche vor sich hin, denn seine Gedanken waren nicht bei den kalten Worten der Weisheit. Rang nebenan nicht sein ehemaliger Freund mit dem furchtbaren,

vielleicht tödtlichen Fieber? Und er, der Schulrath, that nichts, um das Loos des Unglücklichen zu erleichtern, — ließ ihn vielleicht ohne ein Wort der Freundschaft sterben, — ohne ihm die Augen zuzudrücken? Ein gutes, empfindsames Gemüth bildete im Charakter des Schulraths das vorherrschende Element, das durch Pedanterie zwar eingeengt sein mochte, doch lebendig noch seine Brust erfüllte. Theilnehmend schritt er zur Kammerthüre und blickte um die Ecke. Doch der Kranke, dessen Haupt auf grausig hagerem Halse, umwunden mit einem bunten Seidentuche anstatt der Perrücke, ihn mit fieberglühenden Augen anstarrte, jagte ihm einen solchen Schrecken ein, daß er zurückfuhr und händeringend wieder in der Stube umherging. „Heu! heu! quantum mutatus! — Wehe! wehe! Wie er sich verändert hat!“ rief er einmal über das andere Mal. Er glaubte an seinem Collegen schon den hippokratischen Zug, den Vorboten des Todes, zu gewahren.

Aurelian dagegen kannte kein Entsetzen mehr. Mit Hingebung waltete er in dem Berufe der Krankenpflege. Treu harrte er am Bette des Delirirenden aus und es war rührend anzusehen, wie der junge, sonst so linkische Gelehrte dem greisen Collegen liebevoll beistand, zu trinken reichte, Kühlung fächelte und die verschobenen Kissen zurechtrückte.

* * *

Unterdessen trabte auf der Via Appia, die in meilenlanger, schnurgerader Linie die Sümpfe durchschneidet, das Dreigespann der Eilpost gen Velletri. Munter klingelten die Schellen der Pferdchen, und in der Morgensonne glänzte der aufgewirbelte Staub wie eitel Silber und Gold.

Auf dem Bock und im Innern des Wagens saßen Obst-, Wein- und Viehhändler aus der Terra di Lavoro, die rauchend und spuckend von ihren Geschäften schwatzten. Hin und wieder warf einer dieser Signori einen verwunderten Blick nach dem Coupé und tuschelte dann dem Nachbar eine verwunderte Bemerkung zu. Die ganze Gesellschaft staunte, daß die theuersten Plätze der Diligenza von zwei Ciocciaren, Weibern aus dem hohen Gebirge, die sonst mit den Bajocchi (kleine Kupfermünze) zu kargen pflegen, eingenommen wurden.

Allerdings waren es keine Bettlerinnen, die in den Polstern des Coupé's lehnten; die Aeltere, ein stolzes, prächtiges Weib, trug schwergoldene Ketten um den Hals geschlungen und reichen Schmuck im Haar und in den Ohren. Die Jüngere, die als einzigen Zierath ein schmales Armband blicken ließ, hatte dafür so feine Züge und elegante Haltung, daß der Wortführer der Bockpassagiere, ein verschmitzter Weinhändler, sie für eine Lady Inglese erklärt hätte, wenn diese Annahme nicht durch die schwarzen Augen und das malerische Kostüm des Mädchens widerlegt worden wäre.

Die Fahrgäste, welche, in Posta di Mesa eingestiegen, die Neugier ihrer Reisegefährten so lebhaft erregten, waren Lydia und die Wirthin.

Wie kamen sie hieher?

Lydia hatte den Tag zuvor sich in Gedanken zermartert, wie sie die Gefangenschaft abkürzen könnte, von der sie für ihren Vater die schwersten Folgen befürchtete. Sie sah die Gefahr steigen; unmöglich durfte sie erst auf die

Antwort der römischen Behörden durch die Post warten. Was war zu thun? Den Brief, den Aurelian an die deutsche Botschaft aufgesetzt und von den Gefangenen hatte unterschreiben lassen, behielt sie selbst, anstatt ihn der Corriera für die Post in Piperno zu übergeben. Dann konferirte sie lange mit der Wirthin. Diese, als kluge Frau, hegte Bedenken gegen Lydia's Pläne. Ihre Freundschaft ging bei aller Liebenswürdigkeit nicht bis zur Selbstverleugnung. Sie wollte das gefangene Mädchen in Sonnino hegen und pflegen wie ihr eigenes Kind, ihr aber zur Flucht verhelfen — nimmermehr! Ei, das gäbe ja Händel mit der Polizei! So etwas durfte man einer rechtlichen Wirthin nicht zumuthen!

Lydia hatte ihre neugewonnene Freundin überschätzt; doch der feste Wille, ihr Ziel zu erreichen, half ihr auch über dieses Hinderniß hinweg. Was das Herz der Sonninesin nicht vermochte, dessen war vielleicht ihre Liebe zum Golde fähig. Lydia hatte den Nothpfennig im ledernen Beutelchen den Blicken der Carabinieri entzogen. Jetzt bot sie, obwohl mit innerer Ueberwindung, der Wirthin einige Goldstücke. Der Erfolg war durchschlagend; die blitzenden Münzen besiegten jedes Bedenken. Was die Ciocciara versprach, hielt sie voll und redlich. Abends kam sie mit einem Anzuge ihrer Tochter, den sie unter der Schürze verborgen hielt, und half der Deutschen beim Ankleiden. Wohl fühlte sie das schmale Füßchen zittern, als sie die Sandale anlegte; wohl faßte Lydia nach dem bang klopfenden Herzen, als sie ein Papier mit der Erklärung, wie sie entfliehe und vor Ablauf zweier Tage von Rom die Befreiung zurück-

bringen wolle, auf dem Tische hinterließ; doch Alles ging glücklich von statten. In den düsteren Räumen hielten die drei Gelehrten sowohl als die Carabinieri, die bei einem Oellämpchen sich um Karten zankten, die Deutsche für Caterina, das Wirthstöchterlein, das den Nachmittag bei Lydia zugebracht hatte. Einen Scherz, den der Brigadiere sich mit dem durchschlüpfenden Mädchen erlauben wollte, verhinderte die Wirthin, indem sie wie eine Henne zum Schutze ihres Küchleins dazwischenfuhr.

Nach kurzer Rast in der Osteria wanderten Beide durch die Mondscheinnacht thalabwärts nach Posta di Mesa, wo im Morgengrauen die Eilpost nach Velletri durchfahren sollte.

Als die Sonne über den Volskerbergen aufging, saßen sie schon geborgen im Coupé der Diligenza und fuhren in flottem Tempo durch die Sümpfe.

„Santa Madonna!“ murmelte der Weinwirth in den Bart, als er mit den Ciocciaren zugleich in Velletri abstieg, um den Mittagsschnellzug nach Rom zu benutzen, „all' meine Galanterie prallt an den Weibern ab, wie die Kugel am Küraß. Möchte doch wetten, daß da was Besonderes dahintersteckt. Vielleicht eine närrische Principessa?“

Bald nach Mittag war es, als Lydia das Kapitol erstieg, um in der deutschen Botschaft ihr Schreiben abzugeben. Sie schämte sich ihrer Verkleidung, obgleich sie ihr ganz reizend stand und zur Illustrirung ihrer Lage trefflich diente. Auf der Botschaft erstaunte man keineswegs über ihre Klage. Der Fall, daß deutsche Touristen als der Internationale angehörig verhaftet worden waren, hatte sich im Laufe des Winters mehrfach wiederholt. Das Un=

recht übereifriger Carabinieri war vom italienischen Ministerium eingesehen und zu verschiedenen Malen schon gerügt worden. Eben noch lag die Beschwerde einer Gesellschaft norddeutscher Architekten vor, die in Gaëta festsaßen. So war die Angelegenheit rasch zu ordnen und vor Abend schon sollte Lydia Antwort erhalten.

Wohin sich unterdessen wenden? Die Wirthin wußte Bescheid; sie zog das Mädchen mit fort nach der Piazza Montanara, wo sie die Campagnolen zum Markttage versammelt fanden und unter dem Landvolke sich in einer Osteria niederließen.

Zu früh stand Lydia wieder vor der Thüre der Kanzlei. Sie mußte warten; doch ihre Erregung trieb sie aus den geschlossenen Räumen hinaus auf den Platz vor dem Palazzo Caffarelli, wo sie an die Brüstung des Kapitols herantrat. Die Sonne war eben hinter dem Monte Gianicolo untergegangen und durchglühte nur noch die Villenfenster, Pinien- und Olivenhaine der Hügelkrone. Ein schimmernder Duft lag über der Stadt und aus der violetten Dämmerung des Tiberthales klangen Abendglöcklein, sanft zur Ruhe ladend.

Da zog auch in Lydia's übernächtigen, schmerzlich bewegten Sinn ein himmlischer Frieden ein. Sie glaubte an Rettung, Sieg und Glück, und mit dem Ave Maria der Glocken zugleich stieg heißes Gebet aus ihrem Herzen empor zum abendrothen, jetzt leise verglimmenden Himmel.

6.

Lydia's Gebet ward erhört. Um dieselbe Stunde, da sie auf dem kapitolinischen Hügel stand, trat eine rettende

Wendung in der Krankheit ihres Vaters ein. Einzelne Schweißperlen zeigten sich auf der Stirne des Fiebernden und bald kam eine allgemeine Transpiration, die von den Carabinieri als Zeichen der Rettung erkannt wurde. Der Arzt war leider nicht erschienen. Wegen einer Messeraffaire in Maenza war er am frühen Morgen schon von Piperno nach einer anderen Richtung aufgebrochen und hatte seine Ankunft erst für den nächsten Tag verheißen. Doch den Carabinieri, die sich auf Sumpffieber verstanden, mochte man trauen.

Aurelianus, der vom Morgen an das Bett des Patienten nicht verlassen hatte, fand jetzt Muße, das Zimmer zu durchstöbern, um irgend ein Zeichen von Lydia zu entdecken. Die Sorge um die Geliebte peinigte ihn doppelt, seitdem er am Krankenlager nicht mehr beständig beschäftigt war. Da fand er in einem Winkel den von Lydia geschriebenen Zettel, den der Luftzug vom Tische dorthin getragen. Aufjubeln hätte er mögen, als er erfuhr, daß die Geliebte nicht auf lebensgefährlichem Wege, sondern unter schützender Verkleidung entflohen war, um Hilfe zu bringen. Konnte sie nicht morgen schon zurückkehren?

In angemessener Weise theilte er dem Kranken die frohe Nachricht mit; zum ersten Male seit langen Tagen glitt ein Lächeln der Zufriedenheit über die Züge des Professors. Und — war es die innere Beruhigung, war es die Lösung des physischen Leidens? — von Stunde zu Stunde fühlte sich der Patient erleichtert. Noch einige Male stöhnte er im Kopfschmerz laut auf, doch sichtlich schwand das Fieber,

und um Mitternacht endlich sank er in einen tiefen Schlummer. Aurelianus wachte die Nacht hindurch an seinem Bette.

Es war schon heller Morgen, als ein vorsichtiges Klopfen an der Thüre Aurelianus weckte, der eben, den Arm auf den Tisch gestützt, ein wenig schlummerte. Frostschüttelnd, denn es war kalt und er selber übernächtig, ging er, um zu öffnen. Draußen stand der Schulrath schon voll angekleidet und ceremoniell, als wollte er zu einem Festaktus das Katheder besteigen.

„Wie befindet sich unser werther Collega?" fragte er mit würdiger Herzlichkeit.

„Er hat eine vortreffliche Nacht gehabt."

„Kann ich ihn sprechen?"

Der Kranke schlug eben die Augen auf und richtete nach der Thüre einen klaren, freundlichen Blick, der wie Sonnenschein in des Schulraths theilnehmendes Herz fiel. Der Gymnasiarch hob das Sammtkäppchen vom Haupte, schritt feierlich auf den Professor zu, reichte ihm die Hand und sprach:

„Mein hochgeschätzter Collega, heute sind die Kalenden des April."

Der Kranke begriff nicht ganz, wie dies gemeint war, doch empfand er die freundliche Absicht und drückte schweigend die dargebotene Rechte.

Der Schulrath fuhr fort, indem er zum Fenster hinausdeutete: „Vides ut alta stet nive candidum — Du siehst, wie glanzvoll hell steht in gethürmtem Schnee die Landschaft."

Und wirklich standen Berg und Thal mit Schnee bedeckt. Der Winter, der bislang nur auf dem Gipfel des

Monte Cacume noch gehaust hatte, war mit siegreichem Rückstoß wiedergekehrt. Die Häuser von Sonnino trugen schwere Schneelast und die Olivenhaine fröstelten unter einer weißen Decke, die freilich den warmen Sonnenstrahlen nicht lange widerstehen zu können schien.

„Dies Phänomen ist für mich von hoher Bedeutung," sprach der Schulrath in ernstem Ton. „Mit dem Beweise, daß an den Kalenden des April auch die gesegneten Fluren des römischen Landes mit Schnee bedeckt sein können, wird das gewichtigste Bedenken, das ich gegen unsere strittige Strophe hegte, hinfällig. Ich erkenne an, daß mein Argumentum auf einer falschen Voraussetzung beruhte."

Er athmete tief, als hätte er mit diesem Bekenntniß eine drückende Last abgestoßen. Es hatte ihm Kämpfe gekostet, seinen Irrthum zu gestehen, doch sein rechtlicher, gerader Sinn behielt den Sieg.

Der Professor schwieg bewegt und in Gedanken versunken; der Schulrath ergriff noch einmal das Wort: „Mein lieber Collega, mein alter Freund, wollen wir mit dieser Aufklärung nicht einen Zwist beilegen, der nur allzu lange zwischen uns gewaltet hat?"

Der Kranke umklammerte mit beiden Händen die Rechte des Gymnasiarchen. „Scharfenberg!" stieß er aus beklemmter Brust hervor; doch er kam nicht weiter.

Unter der rauhen Hülle barg der Professor ein leicht zu rührendes Herz. Die Großmuth seines Gegners traf ihn in tiefster Seele, das Bewußtsein, diesen edlen Mann beleidigt zu haben, bedrückte ihn schwer. Und wie er nun von Reue, Sehnsucht nach der Tochter und körperlichem

Leiden erweicht aufblickte, brach er in heiße Thränen aus. Auf seinem Lager sitzend, weinte er wie ein Kind.

Auch der Schulrath fühlte, wie seine Augen feucht wurden, und mühsam nur unterdrückte er die Rührung, um dem Collegen freundlich zuzureden.

„O, das Unrecht —“ schluchzte der Professor, „das Unrecht lag auf meiner Seite. Wie konnte ich Sie beschimpfen — da ich doch selbst — auf Pagina 23 meiner Streitschrift — und in der Einleitung meines Schulprogramms 1869 — ausdrücklich anerkannte — daß die Symmetrie —“

„Ich weiß, ich weiß,“ fiel der Schulrath begütigend ein; „es war nicht das Prinzip, sondern die absolute Fassung meiner Theorie, die Sie bekämpften.“

„Ja, und es waren Bitterkeiten — persönliche Bitterkeiten —“ ein neues Schluchzen unterbrach die Worte des Professors.

„Beruhigen Sie sich, mein trefflicher Freund,“ sprach der Schulrath und ließ sich, mit dem Arm den kranken Collegen umschlingend, neben diesem auf dem Lager nieder. „So sind wir vereint und ohne Bitterkeit wollen wir künftig unsere Meinungen verfechten.“

So saßen die Gelehrten Hand in Hand; ihre Freude über die Versöhnung war tief und herzlich und den schönen Augenblick genossen sie in ernstem Schweigen. — —

„Ei, so wollte ich doch, daß Ihr selbst das Fieber kriegtet, Ihr Maulesel!“ schallte jetzt draußen eine heftige Stimme. „Konntet Ihr mir nicht sagen lassen, daß der Patient ein Forestiere (Fremder) ist?“ Der Doktor war angelangt und es ärgerte ihn, daß ihm einige Besuche bei

einem Fremden, die er dreifach anzurechnen pflegte, entgangen waren. „Soll ich riechen, daß in Eurem vermaledeiten Neste solch eine Excellenza sitzt?“

In der Thüre erschien jetzt ein kleiner, starkknochiger Mann mit bartlosem, pockennarbigem Gesicht, kleinen schwarzen Augen und grauem Borstenkopfe.

„Wie geht's, wie geht's?“ fragte er eilig, an's Bett tretend. „Ich bin der Doktor, sehe schon, was los ist. Sind in den Sümpfen gewesen, haben Fieberchen in der Milz mit heraufgebracht, haben gefroren, geglüht und geschwitzt. Natürlich, weiß schon, geht Allen so. Schon gut, schon gut! Zeigen Sie die Zunge.“

Der Professor verstand kein Wort von dem Redeflusse des Doktors, und dieser mußte erst sein bewegliches Sprachwerkzeug lang herausstrecken, um den Professor zur Nachahmung zu veranlassen.

„Basta, basta! Genug, genug! Nun sagen Sie: wann sind Sie in den Sümpfen gewesen? Wann sind Sie heraufgekommen? Wie lange haben Sie gefroren? Wie lange haben Sie geglüht? Wie lange haben Sie geschwitzt?“

Der Professor wandte sich verdutzt zu seinem Collegen mit der Frage: „Was will er?“

„Keine Silbe verstehe ich,“ erwiederte der Schulrath.

„Ich spreche doch selbst italienisch,“ sagte der Professor kopfschüttelnd, „habe selber Unterricht in dieser Sprache gegeben und weiß aus Büchern, wie sie richtig ausgesprochen wird. Der Herr da hat, wie die meisten seiner Landsleute, eine völlig verdorbene Aussprache. Sonst müßte ich ihn doch verstehen.“

„Ja, ja, die Schulbildung liegt hier zu Lande noch im Argen. Die klassische Basis fehlt," bestätigte der Schulrath mit mißbilligendem Blick auf den Doktor.

Dieser ließ seine stechenden Aeuglein von Einem zum Anderen wandern und begann dann, jede Silbe artikulirend: „Non ca—pi—sce, si—gno—re?" (Verstehen Sie mich nicht, mein Herr?)

So verstanden die Philologen und die Konsultation konnte in aller Regel vor sich gehen. Der Arzt erklärte, nachdem er den Professor untersucht und namentlich dessen umgewandte Augenlider beschaut hatte, daß bei starken Dosen Chinin eine gefährliche Wiederkehr des Fiebers nicht zu befürchten sei. Doch solle der Professor sich an einem behaglichen Orte mit reiner Luft in gute Pflege geben und kräftige Kost nebst starkem Wein genießen. „Sie haben noch von Glück zu sagen, daß wir im Frühjahr sind," erklärte er mit Bestimmtheit, „denn im Herbst würden Sie nicht so leichten Kaufes davonkommen."

Inzwischen waren die Carabinieri, die in der Thüre gestanden und der Weisheit des Medicus gelauscht hatten, hinausgerufen worden. Man hörte sie draußen miteinander reden und dazwischen eine weibliche Stimme, deren Klang in Aurelianus alles Blut nach dem Herzen drängte. Jetzt öffnete sich die Thüre und Lydia erschien. Todtenblässe bedeckte ihr Antlitz; sie warf einen Blick auf ihren Vater, der hager und blaß in den Kissen lag, ging schwankend auf ihn zu und brach mit herzzerreißendem Schrei am Fußende des Bettes zusammen.

„Lydia!" rief Aurelian. Der ganzen Umgebung ver-

gessend, sprang er der Ohnmächtigen bei und hob sie vom Boden auf. „Lydia, meine liebe, holde Lydia!“ Er trug sie zum Sessel, stützte sie in seinen Armen und bedeckte ihr Antlitz mit Küssen. „Lydia, was ist Dir begegnet? Sprich, mein theures Wesen! Wer verfolgte Dich? Hier bist Du sicher, hier an meiner Brust!“ Er umfing die Leblose, während der Doktor hinauseilte, um Riechessenzen zu holen. Doch ärztliche Hilfe war nicht mehr vonnöthen. Lydia öffnete die Augen und flüsterte: „Mein Vater! Gott, ich komme zu spät! Ich Elende ließ ihn allein!“

„Nein, Du kommst zur guten Stunde; Dein Vater wird genesen, Dein Vater ist gerettet.“

Das Mädchen richtete sich auf und blickte wie aus einem schweren Traum erwachend noch ungläubig auf den Genesenden. „Die Carabinieri sagten mir —“ begann sie zitternd und verstört.

„Ich bin gerettet,“ fiel der Professor ein, „gerettet durch diesen braven Freund, der mich aufopfernd gepflegt hat — ich bin gerettet durch Deinen Aurelianus,“ setzte er nach einer Pause und einem heiteren Blick auf den Liebenden hinzu, der die Geliebte noch in seinen Armen hielt.

Lydia wand sich sanft los und stand wie von Blut übergossen. Dann eilte sie auf den Vater zu, warf sich vor seinem Lager auf die Kniee und umarmte und küßte ihn stürmisch. „Verzeih' mir, Vater, daß ich Dich allein ließ! Ich wollte Dich befreien und ich bringe Dir die Freiheit. Gott, konnte ich ahnen —?“

Er hielt ihr Köpfchen zwischen den Händen und sprach endlich, indem er ihr tief in die Augen sah: „Glaubst Du

denn, Lydia, daß ich nicht längst schon Deine Liebe zu Aurelian durchschaute?" Wieder traten ihm die Thränen in die Augen, als er seine blutlosen Lippen auf Lydia's Stirn preßte und dem jungen Gelehrten die Hand hinreichte.

„Halten Sie ein, mein werthgeschätzter Freund," that jetzt der Schulrath Einspruch, „auch mir gebührt ein Wort in diesem Drama."

Lydia wandte sich zu ihm, er streckte ihr die Hände entgegen. „So überraschend mir die Wendung kommt, so nehme ich sie als Fügung des hohen Schicksalslenkers!" Und väterlich schloß er die in ihrer italienischen Bauerntracht doppelt reizende Lydia in seine Arme.

„Ich komme zu spät, ich komme zu spät!" plapperte der Doktor, der jetzt mit zwei Körben voll Phiolen, Bandagen und Instrumenten hereinstolperte. „Meinen Gaul sticht der Hafer, das Vieh läßt sich nicht ankommen; ehe ich die Sachen vom Sattel nahm, ist die Patientin genesen. Um so besser, um so besser!" Doch da er seine Körbe nicht umsonst hereingebracht haben wollte, packte er eifrig aus.

Lydia erzählte unterdessen in kurzen Worten ihre Fahrt. Ein Brief aus dem Ministerium des Innern löste jedes Mißverständniß. Nach Empfang des Schreibens war sie mit ihrer Begleiterin zum Bahnhof geeilt und hatte von Velletri aus dann Extrapost genommen. Jetzt durften die Gefangenen frei ziehen. Wohin? Auch hiefür hatte das besonnene Mädchen gesorgt. Zu Frosinone verweilte ein deutscher Arzt, der ihr von der Botschaft empfohlen war. Mit einem guten Wagen, wie er aus Piperno zu beschaffen

war, ließ sich die liebliche Stadt im Cosathale in einer Nachmittagsfahrt erreichen. Noch vor Anbruch der Nacht konnten sie dort sein, wenn sofort ein Eilbote zur Bestellung der Karosse nach Piperno gesandt wurde und die Gesellschaft einstweilen in einem leichten Gefährt von Sonnino aufbrach.

Der Arzt, der nun mit seinen ausgewählten Waaren herantrat — als Landdoktor war er zugleich Droguist und Apotheker — gab seine Zustimmung. Zwar hätte er gern den Patienten noch länger behalten, doch gab er sich zufrieden, da er aus den freudestrahlenden Gesichtern der Gesellschaft auf ein außergewöhnliches Honorar schloß. Frosinone besaß, wie er zugestand, die zur Genesung des Professors dienliche reine Luft, nur sollte der Patient wohl verwahrt und bis zum Fuße des Berges getragen werden. Der Doktor selber übernahm die nöthigen Anordnungen. Chinin gab er sofort dem Professor ein; auch stärkenden Wein führte er in seinen Vorrathskörben und bot ihn zum Kaufe an.

„Sie sind deutsche Gelehrte,“ fragte er pfiffig, die Herren musternd. Er kannte die schwache Seite unserer Philologen. „Nun, hier haben Sie Falernerwein, den vino il più generoso.“

„Falerner, den Wein unseres Horaz?“ rief der Schulrath in Ekstase. „Nun, dann wollen wir im klassischen Naß ein Trankopfer der frohen Verlobung darbringen!“

Und so geschah es: in feierlicher Libation wurde die Verlobung des jungen Paares zugleich mit der Beilegung der philologischen Fehde der Väter besiegelt.

Die Fahrt nach dem Cosathale ging glücklich von Statten und der Professor fand bald die ersehnte Heilung. Einige köstliche Wochen verlebten die Deutschen noch in dem reizenden Gebirgsstädtchen, und als es zur Heimkehr ging, zog aus Frosinone der Frohsinn in Lydia's Gestalt mit ein in die Studirstube von Aurelianus Scharfenberg.

Die Pseudobriganten von Sonnino hatten doch einen glücklichen Griff gethan. —

Der wahre Graf Egmond.

Historische Skizze

von

Theodor Winkler.

In der ehemaligen freien Reichsstadt Speier wurde am 22. Mai 1544 ein glänzendes Hochzeitsfest gefeiert. Kaiser Karl V. selbst, König Ferdinand, Erzherzog Maximilian, die Kurfürsten und viele andere Fürsten des Reiches, welche gerade zum Reichstage in dieser Stadt versammelt waren, erhöhten den Glanz des Festes durch ihre Gegenwart. Sowohl der Bräutigam wie die Braut standen in großem Ansehen. Ersterer, ein Ritter aus dem Gefolge des Kaisers, der ihn unter Anderem auf seinem Zuge nach Algier begleitet hatte, führte den Namen Lamoral Graf von Egmond, die Braut aber, welcher er seine Hand reichte, hieß Sabine und war eine Tochter des Pfalzgrafen Johann zu Simmern.

„Graf Egmond!" wird hier der freundliche Leser gleichwie bei der Begegnung eines alten Bekannten ausrufen, indem er sich der Goethe'schen Tragödie erinnert. Gewiß, derselbe Graf Egmond ist es, den wir hier vor Augen haben und doch auch wieder nicht derselbe. Denn der Held des Goethe'schen Dramas, jener wohlwollende, heitere und

offene Cavalier, der ganzen Welt Freund, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst wie zu Anderen, dessen ganzes Denken und Streben nur „die süße Gewohnheit des Daseins“ ausfüllt und dessen schließlicher Untergang daher auch kein eigentlich tragischer genannt werden kann, er ist in vielen Punkten doch ein Anderer, als der Graf Egmond der Geschichte. Der Dichter ist bei seiner Zeichnung mit ziemlicher Freiheit vorgegangen, und auch die weibliche Figur, die er ihm in dem lieblichen „Klärchen“ an die Seite stellt, ist mehr oder weniger nur ein poetisches Phantasiegebilde.

Wahrheit und Dichtung in dieser Heldengestalt zu scheiden und gegenüber dem allbekannten Bilde Egmond's, wie es uns Goethe gezeichnet, den wirklichen Egmond zu setzen, wie er nach der geschichtlichen Ueberlieferung sich uns vor Augen stellt, das sei die Aufgabe der nachfolgenden Skizze.

Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling, angesehen bei Kaiser und Fürsten, und wegen seiner stattlichen Erscheinung und seiner ritterlichen Tugenden auch besonders bei den Damen wohlgelitten, vermählte sich also Egmond im Jahre 1544 mit einer deutschen Prinzessin. Bei dieser Wahl scheint das Herz wesentlich mitgesprochen zu haben, wenigstens war die Ehe eine glückliche, auch mit Kindern reich gesegnete. Ob die Wahl aber im Uebrigen eine kluge war, ist eine andere Frage. Zu den Lebensgewohnheiten und Ansprüchen einer deutschen Prinzessin standen Egmond's Einkünfte in keinem Verhältnisse, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die daraus entstehenden, mit der Zahl seiner Kinder

wachsenden Verlegenheiten nicht ohne Einfluß auf seine politischen Unternehmungen und somit auf sein schließliches Schicksal geblieben sind.

Eine glänzende Laufbahn voll glücklicher Erfolge erschließt sich ihm anfangs. Wir sehen ihn an der Seite des Kaisers auf allen Kriegs- und Friedenszügen in Frankreich und Deutschland. 1546 wird er mit dem Orden des goldenen Bließes ausgezeichnet, dann geht er an der Spitze der Gesandtschaft, welche mit der Königin von England wegen der Vermählung des Infanten Philipp zu verhandeln hat, an den brittischen Hof; er ist es, der den Ehevertrag unterzeichnet, und knieend vor den Stufen des Altars wechselt Maria mit ihm die Ratifikationen, wie sie denn auch ihm, dem Grafen Egmond, Namens des Prinzen von Spanien angetraut wird und aus seiner Hand den kostbaren, vom Kaiser übersandten Trauring empfängt. Aber Graf Egmond ist auch ein tapferer, vielerprobter Kriegsheld. Während der nächstfolgenden Jahre finden wir ihn im spanisch-französischen Krieg, wo er als Befehlshaber der Reiterei eine große Rolle spielt und mit vielem Glücke ficht, namentlich in der Schlacht bei St. Quentin und bei Gravelingen. An letzterwähntem Orte wird ihm das Pferd unter dem Leibe weggeschossen; er achtet es nicht und trotz des dicksten Kugelregens weicht er nicht eher vom Platze, als bis der Feind in die Flucht geschlagen. Ein Charakterzug, den die Zeit vielleicht entschuldigen mag, der aber nicht zu seinen Gunsten spricht, tritt hiebei hervor: Egmond verschenkt an den englischen Admiral, der ihm Beistand geleistet, zweihundert Gefangene, „daß er sie ersäufe oder zu Geld mache,

nach Wohlgefallen". Eine der Bedingungen des Friedens war übrigens die Vermählung Philipp's II. mit der Prinzessin Elisabeth von Frankreich (Maria von England war am 17. Nov. 1558 gestorben), und wiederum ist es Graf Egmond, welcher mit dem Prinzen von Oranien dem Herzog v. Alba zur Seite steht, als dieser am 24. Juni 1559 zu Notre-Dame in Paris Namens seines Königs die Prinzessin sich antrauen ließ. Bald darauf wird Graf Egmond zum Statthalter der Provinzen Artois und Flandern ernannt.

Dies bezeichnet einen Wendepunkt in des Grafen Leben. Während er bisher nur nach Hofgunst und Ritterehre trachtete und dabei einen ziemlichen Grad von Leichtlebigkeit entfaltete, stellt er sich nun mit einem Male auf die Seite der mit Philipp's Politik unzufriedenen Partei und wird einer der thätigsten Theilnehmer an deren Umtrieben.

Woher dies? Hatten sich plötzlich seine Ansichten geändert? Waren es die Interessen des Volkes, die ihn auf diese Bahn trieben, oder war es nur der unbefriedigte Ehrgeiz und das Streben nach persönlichen Vortheilen, die ihn dazu verleiteten?

Leider deutet Vieles in seinem Verhalten darauf hin, daß höhere Interessen, als die des Ehrgeizes, bei ihm nicht vorwalteten, obwohl die herrschenden Zustände ganz dazu angethan waren, einen ideal angelegten und aufgeklärten Geist zu entflammen. König Philipp II., jener herzlose, argwöhnische und bigotte Fürst, der in seinem Leben nur zweimal gelacht haben soll — einmal bei Gelegenheit einer ebenso künstlich wie grausam hervorgebrachten Katzenmusik,

das andere Mal vor Freude, als er die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit empfing — dieser finstere Potentat, der aus der Verborgenheit seines Palastes sein großes Reich regieren wollte, hatte seine ganze Thätigkeit auf die Unterdrückung des Protestantismus und der bürgerlichen Freiheiten in den Niederlanden gerichtet. Dies machte ihm viele erbitterte Feinde, namentlich in den Niederlanden selbst, wo eine förmliche Oppositionspartei sich gegen des Königs Maßnahmen bildete. Dieser schloß sich Graf Egmond an. Auch er hatte Grund zur Unzufriedenheit. Philipp hatte seine Halbschwester, Margarethe von Parma, eine Frau von fast männlichem Wesen, als Statthalterin der Niederlande eingesetzt, während Egmond und sein Freund, der Prinz von Oranien, im Staatsrathe saßen. Allein als erster Rathgeber war ihr ein Ausländer, der berühmte Diplomat Granvella, Erzbischof von Mecheln, zugesellt. Dieser führte das eigentliche Scepter und als ihn vollends der Papst zum Kardinal ernannt und durch den Titel eines Großinquisitors ausgezeichnet hatte, geberdete er sich wie der Allmächtige im Lande. Das war für Egmond unerträglich. Den Verhaßten zu stürzen setzte er Alles in Bewegung, und so gab er 1562 im Verein mit Wilhelm von Oranien und Graf Hoorn die Erklärung ab, sie könnten nicht mehr im Staatsrath erscheinen, da sie neben dem Bischof nur noch Schatten vorstellten. Charakteristisch ist dabei die Art, wie Egmond seinen Gegner zunächst an einer seiner Schwächen zu packen und dem Gespötte zu überantworten verstand. Als erster Minister glaubte nämlich der Bischof in seinem äußeren

Auftreten es einem Fürsten gleichthun zu müssen. Sein Luxus überstieg Alles, was man bisher gewöhnt war. Um nun diese Maßlosigkeit des Emporkömmlings recht grell vor Augen zu führen, verabredete sich Egmond mit seinen Standesgenossen, in ihrer äußeren Erscheinung die größte Einfachheit walten zu lassen. Sofort kleidete er seine Dienerschaft in schwarzgraue, nur an den Aermeln ein wenig verzierte Livree. Fast der ganze Adel folgte seinem Beispiele. Kaum vermochten die Schneider von Brüssel den vielen Aufträgen zu genügen. Besonderes Aufsehen aber erregte die erwähnte Aermelverzierung, welche in Köpfen mit rothen Mützen bestand — eine Anspielung auf Granvella's Kardinalshut. Selbst die Statthalterin konnte sich beim Anblick dieser Satire des Lachens nicht erwehren. Als sie aber, um einem ernstlichen Konflikt vorzubeugen, die Entfernung dieser spöttischen Uniformen veranlaßte, ließ der Graf, und mit ihm wiederum der ganze Adel, ein noch anderes bedeutsameres Merkmal auf die Aermel der Domestiken heften, nämlich ein Bündel Pfeile mit der Umschrift: „Concordia res parvae crescunt," d. h.: Durch Eintracht wächst das Kleine.

Aber mit dieser Verhöhnung gab sich Egmont keineswegs zufrieden, vielmehr ruhte er nicht eher, als bis es ihm gelungen war, den verhaßten Minister ganz zu stürzen. 1564 mußte Granvella das Feld räumen, worauf die sogenannte national-protestantische Partei die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hand nahm. Damit brach jedoch eine bedenkliche Verwirrung herein. Keiner wollte sich dem Anderen unterordnen, jeder Adelige suchte den Oberbefehl zu führen, und mit den wichtigsten Aemtern wurde ein schmäh-

licher Handel getrieben. In dem wirren Durcheinander blieb schließlich nichts Anderes übrig, als an die Autorität des königlichen Hofes zu appelliren und diesen um Wiederherstellung der Ordnung anzugehen.

Wiederum war es Graf Egmond, der mit dieser Mission betraut wurde. Als Sprecher der niederländischen Adelsopposition erschien er 1565 am Hofe Philipp's II. und entledigte sich seines Auftrages mit der ganzen Redegewandtheit, die ihm eigen war. Auch schien der Erfolg ein vielversprechender. Ein überaus ehrenvoller Empfang, wie er noch keinem Niederländer geworden, ward dem Grafen zu Theil, der König hörte seine Anträge mit vieler Gewogenheit und schien auf Alles einzugehen gewillt. Er entließ den Gesandten sogar mit einem Geschenk von 50,000 Gulden und der Zusage königlicher Fürsorge für Egmond's Töchter. So kehrte der Graf nach Brüssel zurück, nicht wenig stolz auf das glänzende Ergebniß seiner Verhandlungen mit dem Monarchen. Aber der hinkende Bote kam nach. Statt der erwarteten Gnadenbeweise folgten harte Strafgesetze für die Widersetzlichen, viele der bisherigen niederländischen Freiheiten wurden eingezogen und statt ihrer sogar die Inquisition eingeführt. Egmond war über diesen unerwarteten Ausgang, der ihn um all' sein Ansehen brachte, auf's Tiefste verletzt. „Diese scheinbare Huld," rief er aus, „war also nichts als ein Kunstgriff, um mich zum Gespötte meiner Landsleute zu machen und meinen Ruf zu vernichten. Wenn der König seine Versprechungen so erfüllt, so mag ein Anderer Flandern übernehmen; indem

ich darauf verzichte, werde ich öffentlich darthun, daß eine solche Wortbrüchigkeit mir fremd ist."

Im Innersten erbittert, trat er nun mit aller Entschiedenheit gegen die Regierung auf. Die ersten schwachen Versuche zur Vollziehung der königlichen Edikte führten zur Empörung. Egmond verhinderte es nicht, als er sah, wie die Edelleute sich zusammenschaarten, um gegen die Maßnahmen der Regierung Protest zu erheben. In diesem Sinne wurde am 5. April 1566 eine Bittschrift an die Statthalterin abgefaßt, welche von vielen angesehenen Männern aus dem Adel und dem Bürgerstande unterschrieben und von über 300 Edelleuten unter Anführung der Grafen Heinrich v. Brederode und Ludwig v. Nassau der Statthalterin Margarethe von Parma in ihrem Palaste zu Brüssel feierlich übergeben wurde. Diese war nicht wenig bestürzt, als sie diese große Schaar Rebellen sich gegenüberstehen sah und machte in ihrer Angst die beruhigendsten Zusagen. Damit vorläufig befriedigt, zogen sich die Edelleute zurück und feierten ihren Sieg mit einem großen Gelage. Hier wurde ihnen eine Nachricht überbracht, die den Anlaß zu dem Namen werden sollte, den dieser Bund fortan zu führen beschloß. Einer der Gäste erzählte nämlich, der Präsident des Finanzraths, Graf Barlaimont, habe der Statthalterin, als diese beim Herannahen der Deputation in Bestürzung gerathen sei, zur Beruhigung die Worte zugeflüstert: „Ce n'est qu'un tas de gueux" (das ist nur ein Haufen Bettler). Dieses Wort zündete bei den Verbündeten und sie legten sich nun den Namen Gueux in ironischem Sinne selbst bei, woraus im Verlaufe der Zeit „Geusen" wurde.

Gerade dieser Name war es auch, welcher die Verbindung in den Niederlanden populär machte. Bald zählten ihre Mitglieder nach Tausenden und Abertausenden. Man kleidete sich nunmehr auch — an den Namen Gueux anknüpfend — in das Grau der Bettelmönchsgewänder, trug an Hüten oder Gürteln als Abzeichen goldene oder silberne Bettlergeräthschaften und ließ eine besondere Denkmünze, die sogenannten Geusenpfennige prägen, welche auf der Hauptseite das Brustbild Philipp's II. mit der Umschrift: „En tout fidèles au roy“ (in Allem getreu dem König), auf der Kehrseite aber einen mit zwei Händen gefaßten Bettelsack zeigte, mit den Worten: „Jusqu' à porter la besace (bis zum Bettelsack).

Weder Graf Egmond, noch sein Freund Oranien, noch Graf Hoorn, von dem weiterhin noch die Rede sein wird, gehörten diesem Bunde der Geusen an, wohl aber waren sie bei dem Gelage zugegen, das den Sieg derselben feiern sollte. Und diese Thatsache war hinreichend, sie alle als geistige Theilnehmer an der Verschwörung zu kennzeichnen. Es konnte nicht ausbleiben, daß dies nicht nur der Statthalterin, sondern auch dem König gemeldet wurde.

Noch gravirender aber wurde Egmond's Verhalten bei den Aufständen und Bilderstürmereien, welche in der darauffolgenden Zeit in den Niederlanden ausbrachen und gerade in den von ihm verwalteten Provinzen, in Westflandern und Artois, am schrecklichsten hervortraten. In drei Tagen wurden 400 Klöster, Kirchen und Kapellen völlig verwüstet, selbst die Grabmäler blieben nicht verschont. Egmond ließ Alles ruhig

geschehen und wehrte keinen von denen ab, welche die Statthalterin belästigten, um von ihr Zugeständnisse zu erpressen. Erst als die Greuel der Revolution auf's Höchste gestiegen waren, entschloß er sich, eine ihm ergebene Besatzung nach Gent zu legen, um die Ruhe dieser Stadt wiederherzustellen und noch sonstige Maßregeln gegen die Friedensstörer zu verordnen. Sein Einschreiten blieb nicht ohne Erfolg, die Ruhe wurde für's Erste wiederhergestellt, allein die eigentliche Katastrophe sollte nun erst eintreten.

Dem König war die Gesinnung des Grafen Egmond und seiner Freunde längst kein Geheimniß mehr, die letzten Vorgänge aber öffneten ihm vollends die Augen. Hinterlistig, argwöhnisch und grausam, wie er war, hielt er es für nöthig, hier ein schreckliches Exempel zu statuiren. Am 15. April 1567 gab Philipp II. in Aranjuez dem Grafen Alba seine Bestallung als Generallieutenant für die Staaten von Flandern sammt dem Befehl über das kleine, in der Lombardei zu versammelnde Heer, und ungesäumt brach der Herzog nach den Niederlanden auf.

Was dieser Bevollmächtigte noch sonst für Aufträge hatte, darüber war der Prinz von Oranien, als er von dessen Herannahen hörte, nicht einen Augenblick im Zweifel. Die entsetzlichste Tyrannei begann mit Alba's Einzuge, kein Tag verging, ohne daß nicht Opfer seiner Grausamkeit an den Galgen oder auf den Scheiterhaufen kamen. Oranien fühlte seine Unsicherheit und kehrte eilends den Niederlanden den Rücken. Auch versäumte er nicht, seinen Freund Egmond ernstlich vor der drohenden Gefahr zu warnen. Allein umsonst. Egmond glaubte für sich an

keine Gefahr und spottete der Furcht Oraniens. „Adieu, Prinz ohne Land!“ soll ihm Egmond scheidend zugerufen haben, worauf der Prinz: „Adieu, Graf ohne Kopf!“ erwiederte.

Nur allzusehr traf der Letztere mit seinem Scherzwort das Richtige. Kaum, daß Herzog Alba eingetroffen war, so wurde Graf Egmond verhaftet und von Brüssel nach der Citadelle von Gent gebracht; mit ihm Graf Hoorn, der Chef des Staatsraths der Niederlande, Admiral von Flandern und Gouverneur von Geldern und Zutphen. Dies geschah am 9. September 1567. Als ihm sein Degen abgefordert wurde, rief Egmond mit dem ganzen Stolze, der ihm stets eigen war: „Hier ist er; ich habe ihn nie anders als zu des Königs Dienste gezogen. Wenn man mich aber trotzdem verhaftet, um mich zum Tode zu schicken, so werden sich Rächer meines Blutes genug finden!“

Dessen ungeachtet setzte Alba einen besonderen Gerichtshof, den sogenannten Blutrath, nieder, der eine Anklageschrift von neunzig Punkten gegen den Grafen aufsetzte, über die er sich zu verantworten habe. Vergeblich suchte dies Egmond von sich abzuwehren, indem er sich auf seine Eigenschaft als Ritter des goldenen Vließes berief und als solcher die Kompetenz des Gerichtes bestritt; vergeblich suchten die Stände von Brabant ihn loszubringen; vergeblich verwandte sich sogar der Kaiser für ihn; Alba beharrte auf seiner Forderung, und da der Graf die Fristen zu seiner Rechtfertigung unbenutzt verstreichen ließ, ward ihm am 8. Mai ein letzter Termin von vierundzwanzig Stunden gesetzt.

Aber auch dieser verging, ohne daß der Angeklagte auf die ihm zur Last gelegten Punkte sich verantwortet hätte; sein Stolz bäumte sich gegen die Anerkennung des Gerichtshofes und noch immer hoffte er auf einen Erfolg seines mit allem Nachdruck eingelegten Protestes. Allein er täuschte sich. Am 14. Mai fällte Herzog Alba das Kontumacial-Erkenntniß über Egmond, am 1. Juni ward er in dem Rathe für schuldig befunden und am 4. das Urtheil gesprochen, daß er als Aufrührer und Majestätsverbrecher durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht, sein Haupt aber öffentlich ausgestellt werde, all' sein Eigenthum dagegen, beweglich und unbeweglich, dem Staate anheimfalle. Das gleiche Schicksal traf den Grafen v. Hoorn.

Als der damit beauftragte Geistliche noch in derselben Nacht das Urtheil dem Gefangenen verkündete, erhob sich Egmond von seinem Lager und sprach: „Das ist hart; eine solche Behandlung habe ich nicht verdient. Wenn es denn aber sein muß, so unterwerfe ich mich in Ergebung. Möge der Tod meine Vergehen sühnen, aber für mein Weib und meine Kinder keinen Nachtheil bringen. Soviel glaube ich für meine Dienste erwarten zu dürfen.“ Darauf ergriff er die Feder und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gattin, um Abschied zu nehmen, den anderen an den König. Der letztere ist noch vorhanden und lautet:

„In dieser Morgenstunde vernehme ich das Urtheil, das Eure Majestät für gut gefunden hat, über mich ergehen zu lassen. Wiewohl ich nicht geglaubt habe, etwas gegen den Dienst Eurer Majestät, oder gegen unsere wahr-

haftige, alte, katholische Religion zu verhandeln oder zu unternehmen, so ertrage ich doch in Geduld, was meinem Gott gefällt, mir aufzuerlegen, und wenn ich während dieser Unruhen etwas gerathen oder zugelassen habe, was anders erscheinen könnte, so hat mich allezeit eine Absicht geleitet, die aufrichtig war und ersprießlich für den Dienst Gottes und Eurer Majestät und angemessen dem Nothzwange der Zeiten. Daher bitte ich Eure Majestät, mir Solches zu vergeben und mit meiner armen Hausfrau, meinen Kindern und Dienern Mitleiden zu haben und eingedenk zu sein meiner vergangenen Dienste. In dieser Hoffnung befehle ich mich ganz in Gottes Barmherzigkeit. Zu Brüssel, bereit zu sterben, den 5. Juni 1568."

Gegen Mittag erschien die Wache, um ihn auf den Richtplatz zu führen. Man wollte ihn binden, aber er ließ es nicht geschehen, sondern erklärte, daß er mit freien Händen zum Tode gehen wolle. Von seinem Wamms hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, damit dies der Scharfrichter nicht thun sollte. Ueber dem Nachtrocke von rothem Damast trug er einen schwarzen Sammetmantel, mit goldenen Tressen verbrämt. Der Weg vom Gefängniß nach dem Marktplatz, wo das Blutgerüst aufgerichtet stand, war ein kurzer. Hier angekommen, wollte er noch eine Ansprache an das Volk halten, da man ihm aber abrieth, unterließ er es, warf, kurz entschlossen, Mantel und Nachtrock von sich, fiel vor dem Altar auf die Kniee, betete das Vaterunser, und nachdem ihm der Bischof die letzte Oelung ertheilt hatte, bedeckte er die Augen mit seiner seidenen Mütze. In diesem Momente fiel der tödtliche Streich des Scharf-

richters, dessen Wirkung sogleich ein schwarzes Tuch den Zuschauern verhüllte.

Unter dem Volke hörte man lautes Weinen und Schluchzen, denn Egmond war der Liebling der Niederländer. Selbst den spanischen Soldaten, welche das Blutgerüst umstanden, traten Thränen in die Augen. Nach ihm erlitt Graf Hoorn denselben Tod. In Beider Blut wurden von der Menge Taschentücher getaucht, was jedenfalls mit dem Aberglauben der Zeit zusammenhängt. Die Köpfe der Hingerichteten wurden dann über dem Gerüste aufgerichtet, aber bald nachher wieder abgenommen und mit den Leichnamen vereinigt zur Erde bestattet.

Noch einer ergreifenden Scene, die sich während der Hinrichtung abspielte, haben wir zu gedenken. Sie hat augenscheinlich das Motiv zu der Figur Klärchens im Goetheschen Drama gegeben. Als nämlich der Scharfrichter den Todesstreich gegen Egmond führte, stürzte ein Bürgermädchen, Johanna Lavil mit Namen, laut aufschreiend zu Boden und war todt. Man sagte, sie sei eine ehemalige Geliebte des Grafen gewesen.

Egmond hinterließ übrigens eine Wittwe mit elf Kindern, denen der König mit unerbittlicher Strenge all' ihr Vermögen entzog. So rächte in damaliger Zeit ein Monarch die Untreue eines seiner Diener nicht nur an diesem selbst, sondern auch an seinen Angehörigen.

Schicksalswandlungen einer asiatischen Metropole.

Von

Fr. v. Hellwald.

Wer hat nicht schon gehört und gelesen von dem altberühmten Samarkand, jener Stadt Mittelasiens, welche die Phantasie der Märchen von „Tausend und Einer Nacht" mit aller erdenklichen Pracht und Herrlichkeit ausstattete! Und in der That, nach den Resten zu schließen, welche die Vergangenheit uns hier hinterlassen hat, mag die an der Stelle von Marakanda, der alten Metropole Sogdiana's, erbaute Stadt einst ihren Ruf wohl verdient haben. Wer aber nach den hochklingenden Namen, welche die persischen Dichter Samarkand beilegen, und aus ihren poetischen Schilderungen sich ein ideales Bild dieses Platzes geschaffen hat, der mag sich freilich enttäuscht finden, wenn er das heutige Samarkand, die ehemalige Residenz des einst mächtigen Emirs von Bochâra betritt. Aus der Ferne unterscheidet sie sich kaum von den übrigen Städten Mittelasiens — derselbe Kranz von Gärten, dieselben aus Lehmhütten und halbzerfallenen Mauern gebildeten schmalen Gassen, dieselbe Stille auf den vom Markte entfernten Straßen. Einen prächtigen und überraschenden An-

blick aber genießt man von der auf einem Hügel sich erhebenden Citadelle aus. Viereckige, einförmig aus graugelbem Thon hergestellte Häuschen lehnen sich, unordentlich umhergestreuten Würfeln vergleichbar, eines an das andere. Hie und da erblickt man zwischen den Häusern eine ähnlich gestaltete kleine Moschee mit einer Miniaturkuppel, daneben zahlreiche Schuppen, gestützt durch dünne hölzerne Säulen. Alles das ist bunt durcheinander gemischt und durchsetzt von dem Grün einzelner Baumgruppen, Gärten und Haine mit den verschiedenartigsten Holzarten. Das matte Grün der Maulbeerbäume mit ihren weit ausgebreiteten Kronen sticht scharf von den frischen, hellen Blättern der Platanen ab, denen zur Seite die tiefdunklen, ungeheuren, eiförmigen Häupter der Buchen stolz über einem Gebüsch der bleichen Weiden sich erheben. Ueberall ragen aus diesen die Stadt wie mit einem riesigen Bande umschlingenden üppigen Gärten zierliche Pyramidenpappeln hervor, deren im Winde bewegte Blätter an ihrer unteren Seite wie Silber erglänzen. Unmittelbar vor den Thoren der Citadelle stehen die gigantischen, halbverfallenen Ueberreste ehemaliger Größe des mohammedanischen Ostens, Bauten, vor mehreren Jahrhunderten aufgerichtet und durch ihre massiven Façaden, Kuppeln, Minarette, ihre in der Sonne erglänzenden buntfarbigen, arabeskenartigen Glasuren den Beschauer überraschend. Weiter rechts zeigt sich eine blaue, zwiebelförmige Kuppel, links zwischen den Gärten lassen sich ebenfalls halb eingestürzte Riesenbauten sehen. Es liegt etwas unsagbar Grandioses in diesem Gemälde. Diese lautlosen Zeugen ganzer Jahrhunderte, vorwurfsvoll auf das

Krämervolk herabblickend, das nicht einmal die heiligen Stätten einigermaßen in tauglichem Zustande erhalten konnte, athmen in ihren Ruinen etwas eigenthümlich Phantastisches, jener Haufen winziger, sich in Grün verlierender Häuserchen und die reiche Pracht der Natur mit ihrer heißen Sonne, ihrem durchsichtigen, wunderbar blauen Himmel, schaffen ein Bild von bezaubernder Originalität.

So ist denn trotz seines Verfalles Samarkand doch noch in Mittelasien die an Sehenswürdigkeiten reichste Stadt; hier sind das Grab und die Moschee des großen Timur, des Welteroberers, hier Hazreti Schah Sinde und verschiedene Medresse (Schulen). In der Mitte der Stadt befinden sich drei Medressen, welche mit ihren schön verzierten Hauptfronten drei Seiten eines Quadrates begrenzen. Dies ist die einzige Stelle Samarkands, wo man das Bestreben erkennt, ein für das Auge erfreuliches Zusammenwirken durch symmetrische Aufstellung von Bauwerken anzustreben. Wären die Bauwerke in gutem Zustande und der Platz ein wenig sauber gehalten, so gehörte dieser in der That zu einem seltenen Schmucke einer asiatischen Stadt. Von gewöhnlichen Medressen mit offenen Gallerien zur Andacht im Sommer gibt es in Samarkand eine große Anzahl. Es sind hier die einzigen schattigen Plätze, denn bei jeder noch so kleinen Medresse oder Moschee liegen ein Wasserbehälter und ein Gärtchen. Daher herrscht denn auch in den Moscheen ein buntes Treiben; hier liegen Einige in inbrünstigem Gebete, dicht daneben sitzen Handelsleute, die eben ein wichtiges Geschäft besprechen, dort sieht man einen Kreis von Männern, die einem Erzähler religiöser Sagen lauschen, hier

wiederum sitzen Leute, die ein frugales Mahl von Früchten und Brod verzehren. Hin und wieder wogt die Menge. Man glaubt in der That, in einem öffentlichen Vergnügungsgarten zu sein, und nur die zwischen den verschiedenen Gruppen liegenden andächtig Betenden erinnern an das Gotteshaus.

Die bereits früher erwähnte Citadelle liegt am südwestlichen Ende der Stadt. Eine hohe, ungleichmäßige Thormauer umschließt hier einen unregelmäßigen, nicht bedeutenden Hügel, der von der Stadt theils durch eine tiefe, von einem Flüßchen gebildete Schlucht, theils nur durch einen schmalen, dicht am Fuße der Befestigung hinlaufenden Weg getrennt wird. Die Citadelle hat zwei Thore, ist bastionirt, mit den unvermeidlichen Krenelirungen auf den Mauern. Zur Zeit der Bocharenherrschaft konnte man die Citadelle oder „Urda" als den privilegirten Theil der Stadt bezeichnen. Es standen darin der Palast, die Kaserne und der Artilleriepark des Emirs, während der übrige Raum dicht mit den Häusern der inländischen Aristokratie, der Hofschranzen, Militärs und reichen Kaufleute besetzt war. Da gab es keinen Platz, keine Straßen, nur ganz schmale, für die nöthigste Kommunikation ausreichende Gäßchen von Thüre zu Thüre.

Jetzt wohnen in der Citadelle die Russen. Umgeben von der unförmlichen Mauer haben sich hier die Sieger mitten in der eroberten Stadt, eng umringt von den Unterjochten, eingeschlossen. Es ist eine ganze Kolonie mit allem furchterregenden Beiwerk von Bajonnetten und Kanonen und mit allen Erfordernissen einer selbstständigen Existenz.

Herren und Diener, Soldaten und Weiber, die Organisatoren und die einfachen Arbeiter, Alles auf ein und demselben Fleck. Auf diesem kleinen Raum begann eine vollständig neue Welt zu entstehen und zu wachsen, die nur an ihre eigensten Interessen denkt. Im Nu hatten die Pionniere den Plunderkram der überflüssigen Gebäude bei Seite geschafft und einen freien Platz hergerichtet. Einige einheimische Hütten wurden zu Wohnhäusern, die ehemaligen Moscheen zu Werkstätten und eine davon zu einem Kasino umgewandelt. Aus dem Herrscherpalais wurde ein Hospital, die Kaserne der bocharischen „Sarbasen“ zum Proviantmagazin und zu Pferdeställen für die Kosaken. Eine der auf dem Platze liegenden Moscheen baute man vollständig um, und an der Stelle von Allah's Heiligthum steht nun eine russische Kirche. Noch einige neue Gebäude hinzufügend, richteten sich die Ankömmlinge so bequem wie möglich ein, wobei sie Alles, was sie gerade vorfanden, praktisch verwertheten.

So entstanden zwei Städte. Eine alte, große, unberührt, versteckt in den Gärten, mit ungeheurem Bazar und prachtvollen Ueberresten ehemaliger Herrlichkeit, mit einer buntschillernden, verschiedenartigen, orientalischen Bevölkerung — die andere klein an Ausdehnung, hastig zusammengezimmert, der glühenden Sonne ohne Schutz ausgesetzt, bestehend aus einem sonderbaren Gemisch orientalischer Hütten mit europäischen Fenstern, Säulenreihen und originellen Arabesken, mit christlichen Kreuzen auf dem platten Dache und dem Glockenthurme der zur Kirche umgewandelten Moschee, mit einer dicht zusammengedrängten, aber kleinen, weißen russischen Bevölkerung. Dort, im alten Samar=

kand, kann man in der Morgenstunde auf den Minaretten noch die kaftangekleidete Figur des „Muedzin“ mit dem weißen Turban auf dem Haupte erblicken, die, das Gesicht noch Osten gewendet, bewegungslos dasteht und die Ohren mit den Händen fest zuhaltend, mit monotonen, langgezogenen Gutturaltönen das große Wort des Propheten: „La ilachá, il alláh, Mohammed rassúl alláh!“ (Es ist nur ein Gott und Mohammed ist sein Prophet), den Gläubigen zuruft. Hier durchzittern zu nämlicher Stunde die einfachen feierlichen Klänge der russischen „Ssarja“ (Reveille) die Morgenluft, jener ruhigen Weise, welche so vorsichtig anhebt, als scheute sie sich, den süßen Schlaf plötzlich durch rauhe Noten zu stören.

Und so stehen diese beiden Städte eine innerhalb der anderen — der Sieger in dem Besiegten: Zwei Typen, zwei Idiome, zwei Bekenntnisse, zwei Civilisationen. So sehr die eine mit ihrem Alter prunkt und scheinbar bestrebt ist, ihre Unantastbarkeit auch fernerhin so zu wahren, wie sie es Jahrhunderte lang unter dem Schutze des Mohammedanismus gethan, so sehr vertraut die andere auf ihre ureigene Jugendkraft und erkennt als die einzige Garantie ihrer Existenz rastlose Rührigkeit und stetes Wachsthum. So schildert uns D. Iwanow das heutige Samarkand, die alte Märchenstadt aus „Tausend und Einer Nacht“. Noch herrscht da drüben das Bazarleben in seiner alten Herrlichkeit. Alles ist dort bunt, hell, schimmernd, wirr durcheinander geworfen, wie die ganze Außenseite des Orients überhaupt. Schon aber steht Angesichts der inneren Festungsthore, am Kreuzungspunkte mehrerer Wege der rus-

sische Bazar, so genannt, weil er erst nach der Ankunft der Russen emporwuchs, der sich zu dem Bazarleben der Altstadt verhält etwa wie die nüchterne Prosa zur farbenduftigen Poesie. Im Leben der Völker wie der Individuen ist es aber die Prosa, die greifbare Wirklichkeit, welche fast immer über den idealen Flug der Phantasiegebilde den Sieg davonträgt, und so wird zweifelsohne auch das russische Samarkand dereinst über das islamitische Samarkand triumphiren. Was es einst im Mittelalter gewesen, ein „Paris Centralasiens“, ist es schon längst nicht mehr. In dem nüchternen Samarkand der Russen, so klein und unscheinbar in seinen heutigen Anfängen, wird wohl Niemand noch einen centralasiatischen Mittelpunkt der Civilisation erblicken, allein von Jahr zu Jahr hat sich dasselbe mehr und mehr von den Kulturerrungenschaften des Westens angeeignet, und es wird eine Zeit kommen, wo die altberühmte, stolze Stätte ihr Haupt wieder hoch tragen wird als die Metropole Mittelasiens, diesmal aber nicht mehr unter dem Banner des Propheten, sondern unter dem Zeichen des Kreuzes.

So predigt uns Samarkand schon in seiner heutigen Form eindringlich die Wandelbarkeit alles Irdischen, zugleich aber auch, daß dort wie allerwärts die islamitische Herrlichkeit sich endlich doch beugen muß vor der unbezwinglichen Siegeskraft des kulturspendenden Christenthums.

Das Blutbad von Stockholm.

Historische Skizze

von

Florian Greif.

Eines der dunkelsten Blätter, welche die Annalen der Geschichte Europa's aufzuweisen haben, bildet jenes Ereigniß, welches man gewöhnlich als das Blutbad von Stockholm bezeichnet. Ein Akt der rohesten Herrscherwillkür, wie er unter den heutigen Rechts- und Staatsverhältnissen in keinem Kulturlande mehr möglich wäre, weckt dieser Vorgang bei allem Schauder, mit welchem er unsere Empfindung erfüllt, zugleich das erhebende Bewußtsein, daß die Jahrhunderte, die zwischen damals und heute liegen, nicht vergebens dahingegangen sind, vielmehr eine gewaltige Wandlung mit sich geführt und einen bedeutenden Kulturfortschritt bewerkstelligt haben.

Im Jahre 1513 hatte Christian II. den Thron von Norwegen und Dänemark bestiegen. Er war ein Mann von Talent und Energie, aber zugleich auch ein zügelloser Despot und grausamer Tyrann. Seine Herrschbegier ließ ihn gleich beim Antritt seiner Regierung voll heißen Verlangens nach Schweden blicken, das sein Vorgänger, Christian I., 1470 durch die Schlacht am Brunkenberg verloren

hatte. Dieses Reich, für dessen legitimen Erben er sich hielt, wieder mit seiner Herrschaft zu vereinigen, war das Ziel seines Ehrgeizes. Dort regierte als Reichsverweser Sten Sture, der zwar die Zuneigung des Volkes besaß, aber auch viele Feinde hatte. Sein Hauptgegner war der Erzbischof Gustav Trolle, dessen Familie schon seit Langem in Feindschaft mit den Stures lag und der mit Rücksicht auf seine großen Besitzungen in Dänemark ein Interesse an der Vereinigung beider Länder hegte, die er denn auch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln betrieb und zwar zunächst damit, daß er Christian II. zu Eroberungszügen aufstachelte. Bereits 1518 versuchte dieser einen Einfall in Schweden, erlitt aber eine entscheidende Niederlage und mußte nach Dänemark fliehen, wohin ihm Trolle nachfolgte, um sofort Bann und Interdikt über Sten Sture zu verhängen. Zwei Jahre später zog dann Christian auf's Neue gegen Schweden zu Felde, diesmal verstärkt mit allerlei fremden Hilfstruppen. Und diesmal wendete sich das Kriegsglück. Der Reichsverweser, welcher dem Feinde mit seinem Heere entgegengezogen war, wurde in der Schlacht auf dem Eise des See's Asunden bei Bogesund in Westgothland verwundet und starb auf dem Wege nach Stockholm am 3. Februar 1520. Sein Heer, durch den Verlust des Führers in Verwirrung gebracht, unterlag, und die Dänen drangen in das wehrlose Land. Trolle erlangte die Wiedereinsetzung in sein Erzbisthum, und Christian II. ließ sich auf einem Herrentag zu Upsala die schwedische Krone auf's Haupt setzen, wofür er jedoch das Versprechen gab, das Land nach schwedischen Gesetzen zu regieren und

„alles Vergangene vergessen sein zu lassen". Sture's heldenmüthige Wittwe, Christina Gyllenstjerna, welche nach ihres Gatten Tode, unterstützt von ihren Söhnen, Stockholm bis zum September vertheidigt hatte, übergab endlich, da sie sich nicht mehr halten konnte, die Stadt dem neuen König. Dieser hielt seinen feierlichen Einzug mit dem größten Pompe und ließ sich am 4. November in der Kathedrale krönen und weihen.

Mit Eid, Hand und Siegel hatte Christian II. gelobt, allgemeine Amnestie zu üben; nicht allein der König der Schweden wollte er sein, wie er versicherte, sondern auch ihr Vater, worauf ihm Alle huldigten und auch Sten Sture's Wittwe mit ihren Räthen und Kriegsobersten unverbrüchliche Treue gelobte. Der Friede wurde unter Trompetenklang verkündigt und nach allen Richtungen des Landes wurde des neuen Herrschers Huld und Gnade gemeldet. Allein dies Alles war nur ein schnödes Gaukelspiel, um leichter zum gewünschten Ziele zu gelangen. Hinter der Maske des Friedens und des Wohlwollens barg sich bei diesem Herrscher die schwarze Seele eines wortbrüchigen, falschen und gewissenlosen Tyrannen. Noch während der Festlichkeiten seiner Thronbesteigung, welche drei Tage dauerten, ließ er auf den zwei größten Plätzen von Stockholm Galgen aufrichten. Auch besetzte er fast alle öffentlichen Aemter mit Fremden, denn nur so glaubte er in seinem finsteren Argwohn sich der Herrschaft versichern zu können.

Turniere, Bankette, Bälle und andere Lustbarkeiten waren der feierlichen Krönung gefolgt, und alle in Stockholm an=

wesenden Großen wurden drei Tage lang auf dem königlichen Schlosse auf's Reichste und Kostbarste bewirthet. Dazu waren nicht allein die Reichsräthe, sondern auch eine große Anzahl Ritter, Adelige und Prälaten, sowie die Bürgermeister und vornehmsten Bürger von Stockholm geladen. Der König selbst trug ein heiteres Angesicht zur Schau und zeigte sich gegen seine Gäste so leutselig, als erachte er sie wie seines Gleichen. Alles war lustig und guter Dinge. Aber im Hinterhalte lauerte der Verrath. Im Stillen brütete der König mit seinem Rathgeber Trolle Tod und Verderben, und sein Beschluß war, durch blutigen Schrecken seinen Thron zu befestigen.

Auf den 7. November hatte Christian alle schwedischen Herren nebst den Dänen und Deutschen in den großen Saal seines Schlosses beschieden, dazu die Wittwe Sture's, Frau Christina. Hier erhob sich der Erzbischof Trolle als Ankläger gegen Sten Sture und dessen Anhänger, klagte auf Ersatz für all' den Schaden, den man ihm während seiner Abwesenheit von Stockholm zugefügt, insbesondere auf Wiederherstellung eines Schlosses, welches zerstört worden war, und auf Genugthuung dafür, daß man ihn seines Amtes entsetzt und einige Bischöfe in's Gefängniß geworfen habe. Einen nach dem Andern beim Namen aufrufend, beschwor er den König bei seinem Krönungseid, ihm und der in seiner Person zugleich mit verunglimpften Kirche volle Satisfaktion zu verschaffen. Obwohl nun erwiesenermaßen Christian selbst es war, welcher den Erzbischof erst zu dieser Forderung angespornt hatte, heuchelte er doch Milde und Versöhnlichkeit und stellte sich, als wollte er den Kläger

beschwichtigen, worauf dieser, die ihm vom König insgeheim vorgeschriebene Rolle weiterspielend, nur um so nachdrücklicher auf seinem Anspruch verharrte und verlangte, daß alle von ihm Aufgerufenen, die gegenwärtig waren, ergriffen und bestraft würden. Christian versprach, daß ihm in allen Stücken Gerechtigkeit werden sollte. Da aber trat mit edlem Muthe Christina Gyllenstjerna hervor, erinnerte den König an den Eid, den er vor wenigen Tagen am Altar der Kirche geschworen, wonach Alles, was geschehen war, vergeben und vergessen sein sollte, beschwor ihn, das Andenken ihres Gatten nicht zu entweihen und zeigte zu seiner wie zu ihrer eigenen Rechtfertigung den einmüthigen Beschluß des Reichstages zu Arboga vor, durch welchen der Erzbischof 1517 seiner Würde entsetzt worden war. Begierig griff der König nach dieser Urkunde, mit deren Unterschriften ihm die Namen aller Derer in die Hände geliefert wurden, deren er sich versichern wollte. Es waren Edelleute, Stockholmer Bürger und zwei Bischöfe. Ein dritter Bischof, Hans Brask von Linköping, machte sich frei, indem er hervorhob, man möge nur sein dem Beschlusse beigefügtes Siegel zerbrechen; es geschah, und in dem Wachse verborgen fand sich ein Zettel mit der Erklärung, er habe nur gezwungen beigestimmt. Dies rettete ihn. Die Anderen aber wurden insgesammt für Gefangene erklärt und ein Jeder von ihnen in ein scharfes Verhör genommen. Dies dauerte bis zum Abend. Vier Bischöfe und acht andere Geistliche wurden zu Richtern eingesetzt. Mit Einbruch der Dämmerung traten zwei dänische Befehlshaber mit Fackeln und Laternen und einer Schaar Bewaffneter in den Saal und führten

die ihnen Bezeichneten in's Gefängniß ab, darunter Prälaten, Ritter und Edle, vornehme Frauen, Bürgermeister, Räthe und die angesehensten Bürger von Stockholm.

Trolle mußte nun eine förmliche Klageschrift aufsetzen, worin er auf Bestrafung der Schuldigen „als Ketzer" durch den König antrug. Tags darauf gab das Richtercollegium der Zwölf sein Urtheil ab, es lautete auf den Tod der Gefangenen. Ein Henkersknecht mußte denselben das blutige Urtheil verkündigen.

Am 8. November bei Tagesanbruch wurden alle Thore der Stadt verschlossen, alle Plätze wurden mit starken Wachen besetzt und auf dem großen Markt Kanonen aufgepflanzt, deren Mündungen nach den Hauptstraßen gingen. Angst und Schrecken ergriff alle Gemüther, Todtenstille lag über der ganzen Stadt und in banger Erwartung harrte Jeder der Dinge, die da kommen sollten.

Mit dem Glockenschlage Zwölf öffnete sich das Schloßthor, und von Henkern und Soldaten umgeben, sah man die Unglücklichen nach dem Richtplatze ziehen. Voran schritten die Bischöfe Vincentius v. Skara und Mathias v. Strengnäs, Beide in Amtstracht, hinter ihnen, ebenfalls mit den Insignien ihrer Würde, die Reichsräthe, darauf die übrigen Ritter und Edlen, zuletzt die Bürgermeister und Räthe nebst den angesehensten Bürgern der Hauptstadt. Die Gefangenen wurden nach dem großen Markt geführt und hier ein Kreis um sie geschlossen.

Ein dänischer Reichsrath, Niels Lycke, trat hier auf einen Altan des Rathhauses, wo sich auch der König und seine vertrautesten Minister als Zuschauer eingefunden hatten,

und hielt eine Ansprache an das versammelte Volk, worin er das Schreckensgericht, das sich jetzt vollziehen werde, als einen Akt der Nothwendigkeit hinstellte, denn die Verbrecher hätten zu ihrer sonstigen Schuld noch die gehäuft, daß sie unter des Königs Zimmer Pulver gelegt hätten, um Seine Majestät in die Luft zu sprengen. Das war eine schmachvolle Unwahrheit, nur darauf berechnet, die schnöde Gewaltthat in den Augen der Menge zu beschönigen. Bischof Vincenz v. Skara rief denn auch dem Lügner unter die Augen: „Alles unwahr! Der König handelt mit Lüge und Verrath gegen die Schweden!" und dabei forderte er Recht und Gerechtigkeit für sich und die Anderen, die hier sterben sollten, sonst solle Gott das Unrecht sühnen. Aehnlich sprachen noch zwei Andere; aber der König ließ sie nicht ausreden, sondern gab das Zeichen zur sofortigen Vollziehung des Urtheils.

Bischof Matthias v. Strengnäs, welcher der erste und eifrigste unter den schwedischen Herren gewesen, die Christian's Thronbesteigung förderten, war auch der Erste, der sein Haupt dem Schwerte des Henkers beugen mußte. Schon lag er auf den Knieen, die gefalteten Hände gen Himmel erhoben und den Todesstreich erwartend, als sein Sekretär Klaus Petri mit dessen Bruder herbeigeeilt kam um noch mit dem Bischof zu reden; als sie aber den Richtplatz erreicht hatten, rollte bereits des Bischofs blutiges Haupt auf den Boden. Ueberwältigt von diesem schrecklichen Anblick, brachen sie in die Worte aus, es sei ein himmelschreiendes Unrecht, was hier verübt werde. Sogleich wurden sie auf ein Zeichen des Königs in den Kreis

geschleppt und schon hatte der Henker sein Schwert erhoben, um sie dem gleichen Schicksale zu überantworten, als einer der Augenzeugen, ein Deutscher: „Halt!“ rief, die beiden Unglücklichen als seine Landsleute bezeichnete und davor warnte, daß man sich an Söhnen einer fremden Nation in dieser Weise vergreife. Dies wirkte, und so retteten die beiden Brüder ihr Leben; dieselben haben sich später große Verdienste erworben.

Zum Zweiten fiel Bischof Vincenzens Haupt, dann wurden dreizehn vom Ritterstande hingerichtet, unter ihnen Erich Johannson, der Vater Gustav Wasa's, welcher später den schwedischen Königsthron bestieg, und nach diesen führte man den Bürgerstand an den Block, drei Bürgermeister, dreizehn Rathsherren und dreizehn Bürger. Ein Zuschauer, Lars Haß mit Namen, der sich der Thränen nicht erwehren konnte, wurde von den Henkern bemerkt, in den Kreis geschleppt und ebenfalls hingerichtet. Nicht genug damit, wurden noch Trabanten und Leibknechte in die Häuser der Bürger geschickt, um alle Diejenigen, die wegen ihrer vaterländischen Gesinnung bekannt waren, aufzugreifen und nach dem Richtplatze zu führen. In ihrer Todesangst suchten sich die Bürger zu retten, so gut wie sie konnten, und verbargen sich in den Kellern und geheimsten Winkeln der Häuser.

Drei Leichenhaufen sah man auf dem im Blute schwimmenden Marktplatz nach der Ordnung der drei Stände aufgeschichtet; aber noch hatte der Wütherich nicht genug. Voll teuflischer Bosheit ließ er eine Amnestie verkünden, um die Versteckten aus ihren Schlupfwinkeln hervorzulocken,

aber kaum war dies geschehen, so ging das Blutbad von Neuem an. Ein Augenzeuge will vierundneunzig Köpfe gezählt haben, welche dem Henker zum Opfer fielen. Mit dem herabströmenden Regenwasser vermischt, floß das Blut in großen Bächen durch die Straßen. Die Bedienten von einigen Hingerichteten, welche ohne Kenntniß dessen, was vorgegangen war, in die Stadt kamen, wurden von ihren Pferden gerissen und mit Stiefeln und Sporen aufgehängt. Die auf den Märkten aufgerichteten Galgen wurden nicht leer; ein Bürger folgte dem anderen.

Zur Vermehrung des Schreckens und um das Volk durch diesen schauderhaften Anblick von jedem Versuch eines Aufruhrs abzuhalten, ließ der König die Leichname der Hingerichteten zwei Tage und zwei Nächte auf offenem Markte liegen; erst am dritten Tage wurden dieselben nach Södermalm gebracht und auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Aber noch immer nicht zufrieden mit diesen Opfern seiner Wuth, ließ Christian auch die schon halb verweste Leiche des Reichsvorstehers Sten Sture und seines kurz vor dem Vater gestorbenen Sohnes ausgraben und in's Feuer werfen. Auf Gustav Trolle's Verlangen wurde ferner einer von Sten Sture's Geheimschreibern, der sich den Haß des Erzbischofs zugezogen hatte, ebenfalls ausgegraben und verbrannt. Alles Vermögen der Hingerichteten aber wurde deren Frauen und Kindern genommen; einen Theil davon erhielten die Soldaten, den anderen eignete sich der König selbst an, der es sogar einem Jeden bei Todesstrafe zur Pflicht machte, an ihn abzuliefern, was er etwa von dem Geld oder Gut der Enthaupteten in seiner Verwahrung hätte.

Zuletzt wandte sich die an Raserei grenzende Rachgier des meineidigen Königs auch noch gegen Sten Sture's Wittwe, Christina Gyllenstjerna und deren Mutter. Erstere ließ er vor sich fordern und stellte ihr die Wahl, ob sie wolle verbrannt, ertränkt oder lebendig begraben werden. Christina sank bei dieser Erklärung ohnmächtig zu den Füßen des Wütherichs nieder. Ihr Jammer erweckte das Mitgefühl der umstehenden Räthe und nur auf deren Fürsprache wurde ihr endlich das Leben geschenkt, jedoch ward ihr Freiheit und Vermögen genommen. Ihre alte ehrwürdige Mutter, Gustav's I. Großmutter, wurde in einen Sack genäht, und schon waren alle Anstalten getroffen, sie zu ertränken, als es einflußreichen Fürsprechern gelang, ihr gegen Auslieferung ihres Vermögens das Leben zu retten. Sie mit ihrer Tochter Christina Gyllenstjerna, vier Kindern von Sten Sture, sowie der Mutter Gustav's I., Cicilia, nebst zwei Töchtern und einer Reihe anderer vornehmen Damen wurden gefangen nach Dänemark geführt, wo sie zuerst in dem Schloß zu Kallundborg und darauf, nach Gustav's I. Aufstand in Schweden, in den blauen Thurm zu Kopenhagen eingesperrt wurden. In diesem schauderhaften Kerker erlagen die meisten dieser Unglücklichen — darunter auch Gustav's I. Mutter — dem Hunger, dem Durst und der Kälte.

So suchte Christian II. durch Mord und Raub seine Zwingherrschaft in Schweden zu gründen und zu befestigen. Auf dieses Hauptblutbad ließ er noch mehrere ähnliche folgen, erst in Finnland, dann in allen den Städten und Klöstern, die er auf seiner Rückreise von Stockholm be=

rührte. Die Gesammtzahl der Hingerichteten wird von zeitgenössischen Schriftstellern auf sechshundert, von manchen sogar noch höher angegeben. Aber die Nemesis ereilte den Wütherich früh genug.

Die schreckliche Mordscene hat größere historische Nachwehen gehabt, als selbst die Pariser Bluthochzeit, obgleich dieselbe an Grausamkeit das Blutbad in Skandinavien weit übertraf. Christian ist nie wieder nach Schweden, Schweden nie wieder unter dänische Botmäßigkeit gekommen.

Gustav Wasa, ein Schwestersohn des älteren Sten Sture, der seinen Vater, wie wir oben sahen, im Stockholmer Blutbade verloren hatte, unternahm das Wagestück, sein Vaterland Schweden aus den Händen des Scheusals zu erretten, und als derselbe sich als Gustav I. 1523 der schwedischen Krone bemächtigte, brach auch in Dänemark eine Empörung aus, durch welche Christian II. aus dem Lande vertrieben wurde. Am 20. April 1523 mußte er mit seiner Familie Kopenhagen und ganz Dänemark verlassen. Er floh nach den Niederlanden. So viele Anstrengungen er auch machte, um mit Hilfe fremder Unterstützung sich wieder des dänischen Thrones zu bemächtigen, es gelang ihm nicht.

Bei einer in Norwegen versuchten Landung wurde er 1532 gefangen genommen und durch Friedrich I., der an seiner Statt gewählt worden war, auf dem Schlosse Sonderburg in die härteste Gefangenschaft gesetzt. In diesem einsamen Kerker, in welchem ihm außer einem Zwerge kein Mensch nahen durfte, hatte er Zeit, über die bestialischen Ausschreitungen seiner Herrschergewalt nachzudenken. Erst 1549, nach siebenzehnjähriger strenger Abgeschiedenheit von

Welt und Menschen, wurde sein nur zu wohlverdientes Geschick etwas erleichtert, indem ihn Christian III. nach Kallundborg bringen ließ, wo er mehr Bequemlichkeiten genoß, aber noch zehn Jahre bis an sein Lebensende — 25. Januar 1559 — gefangen saß. Auf die Krone hatte er nothgedrungen für sich und seine Kinder Verzicht geleistet.

Der Golfstrom.

Ein Meeresbild

von

Hasso Harden.

Wie die Atmosphäre, welche unseren Planeten umgibt, ihre Luftströmungen, so besitzt auch das Meer seine regelmäßigen Bewegungen, und wie für jene die Wissenschaft bestimmte Gesetze erkannt, ihrer Entstehung und ihrem Verlauf erfolgreich nachgeforscht hat, so hat sie sich auch auf das Eingehendste mit den letzteren beschäftigt. Wind und Wellen sind ja in ganz hervorragendem Maße die großen Vermittler des Weltverkehrs und insofern wesentlich Träger des Aufblühens unserer Kultur — was Wunder, daß der Mensch seinen Wissenstrieb auf sie richtet! Gaben ihm die Resultate seiner Forschungen doch stets die besten Mittel an die Hand, die Macht der Naturkräfte sich weiter und immer weiter nutzbar zu machen und den Gefahren zu ent-

gehen, die ihm im Kampfe mit den elementaren Gewalten entgegentreten.

Nicht des Wogenschlages der brausenden See und nicht der ewigen Wiederkehr des Wechsels von Ebbe und Fluth wollen wir hier gedenken, denn ihre Bedeutung reicht, so großartig sie ist, nicht annähernd an die der großartigen Meeresströmungen heran, von welchen uns eine der größten in dieser Skizze beschäftigen soll. Der Wellenschlag bleibt, wenn auch die Wogen sich haushoch thürmen, doch immer nur eine Erregung der obersten Fläche des Meeres, hervorgerufen durch den Druck der Winde, und in der Tiefe, ja schon 30 Meter unter dem gepeitschten Wasserspiegel, herrscht die Ruhe des Grabes! Die Gezeiten sind als Wirkungen der Anziehungskraft des Mondes und der Sonne seit Jahrhunderten bekannt, und der Seefahrer weiß das Steigen und Fallen der Fluth wohl zu beachten — über die Ursachen und den Lauf der regelmäßigen Strömungen in den Oceanen aber sind erst seit kürzerer Zeit genaue Beobachtungen angestellt worden, deren Resultate das größte Interesse verdienen und die ganz neue, höchst wichtige Aufschlüsse über das Wesen dieser umfassenden Meeresbewegungen und ihre Wichtigkeit für die Schifffahrt, vor Allem aber über ihren Einfluß auf die klimatischen Verhältnisse der bespülten Küsten gegeben haben.

Es gibt drei Hauptströmungen des Weltmeeres, die, in so viele einzelne Veräftelungen sie sich auch spalten mögen, doch als aus gemeinsamen Ursachen entsprungen, auch unter gemeinsamen Namen zusammengefaßt werden: Die erste ist die gewaltige, direkt durch die Umdrehung der Erde ent-

stehende Aequatorialströmung, so benannt, weil sie sich zunächst in der Richtung des Aequators von Osten nach Westen bewegt und sich erst, wenn sie mit den Küsten der Kontinente in Berührung kommt, mannigfach spaltet, um dann ihre warmen Wassermassen den beiden Polen zuzuführen; von diesen aus aber fließen ihnen die beiden anderen Strömungen, der nördliche und südliche (arktische und antarktische) Polarstrom, entgegen, die aus dem Bestreben der ungleich erwärmten Wassermassen, ihre Temperatur auszugleichen, entspringen — nicht anders, als wenn die Luft eines geheizten Zimmers bei geöffneter Thüre sich mit der eines angrenzenden kalten vermischt.

Der großen Aequatorialströmung nun verdankt der Golfstrom des atlantischen Oceans seine Entstehung; jene dringt nämlich mit dem größeren Theil ihrer Masse durch die Inselkette der Antillen in den mexikanischen Meerbusen, ergießt sich in gewaltigem Umfange aus der Nordostecke desselben durch die Straße von Florida wieder in den Ocean zurück und nimmt nun den Namen Golfstrom an.

Was sind alle Ströme des Festlandes, der gewaltige Mississippi oder der Riese unter den Flüssen, der Amazonas, ihm gegenüber? Pygmäen sind es gegen den Giganten, gleichviel, ob man ihre Stromgeschwindigkeit, ihre Breite oder die Tiefe der von ihnen geförderten Wassermassen betrachtet. Wo gibt es noch einen Strom, der schon an seiner Quelle fast 180 Kilometer breit und 300 Meter tief ist, und dessen Bewegung eine Schnelligkeit von 200 Kilometern in 24 Stunden erreicht? Wo endlich einen

Strom, der in seiner Gesammtausdehnung eine Länge von weit über 10,000 Kilometern aufweist?

Unter der glühenden Sonne des mexikanischen Meerbusens haben sich die Wasser des Golfstroms stark erwärmt und durch die schnelle Verdunstung in den tropischen Regionen an Salzgehalt übersättigt; schon bei seinem Austritt aus der Meerenge von Florida unterscheidet sein Lauf sich daher scharf von den ihn umgebenden Meereswogen, die ihn küstenartig umspülen, ohne sich mit ihm zu vermischen. Indigofarbig grenzen seine Wasser sich so bestimmt ab, daß man die Linie, auf welcher sie mit dem gewöhnlichen Meerwasser zusammentreffen, mit dem bloßen Auge zu unterscheiden vermag, und man kann bemerken, wie bisweilen die eine Hälfte eines Schiffes im Golfstrom, die andere im Meerwasser schwimmt. Ja, der Golfstrom erhebt sich sogar durch seine geringe Dichtigkeit „dachartig“ über das Niveau des angrenzenden Meeres, so daß die Strömung in der Mitte fast zwei Fuß höher liegt und Seetang, Treibholz &c. fast fortwährend an den tiefer liegenden Rändern absetzt.

So treibt der immer breiter anschwellende Golfstrom längs der Ostküste Nordamerika's bis in die Höhe von Neufoundland; hier dringt von der Westküste Grönlands her ein Arm des eisigkalten nördlichen Polarstroms, der sogenannte Labradorstrom, mit riesiger Kraft gegen ihn an und bringt als Boten des hohen Nordens Walrosse und Eisbären an die Küsten Neufoundlands in eine Breite herab, welche derjenigen von Paris etwa entspricht. Aber der Golfstrom geht als Sieger aus dem Kampfe hervor,

ja er sendet sogar einen schwächeren Arm schon hier dem Labradorstrom gerade entgegen nach dem Norden, während der stärkere Theil scharf nach Osten umbiegt und mit einer Temperatur von circa 15 ° R. im Winter und mindestens 19 ° R. im Sommer Europa zuströmt und in mehreren Zweigen dessen ganze Küstenländer vom sonnigen Spanien bis an die äußerste Spitze von Norwegen umfaßt — einer gewaltigen Warmwasserheizung vergleichbar, deren Centralfeuer im fernen mexikanischen Golfe liegt. Ein Arm wendet sich südlich bis zur afrikanischen Küste und vereint sich wieder mit der äquatorialen Strömung, ein zweiter umströmt die Gestade von Island, und von dem dritten, der die brittischen Inseln umspült und längs der Westküste von Norwegen hintreibt, verzweigen sich zwei weitere Arme nach Spitzbergen und Nowaja Semlja und weiter hinein in die arktischen Meere und erhalten selbst dort noch zur Zeit, wenn die Temperatur der Luft das Quecksilber im Thermometer erstarren macht, + 3 ° R. Es verlohnt sich wohl, die einzelnen Verästelungen der Strömung etwas näher zu betrachten.

Der südlichere Theil läuft, wie bemerkt, in die Aequatorialströmung zurück und umrahmt so mit dieser eine verhältnißmäßig ruhige Meeresregion, das sogenannte Sargassomeer, welches im centralen Theile des atlantischen Oceans gleichsam einen Teich bildet, dessen Flächeninhalt etwa sechsmal so groß ist, als der von ganz Deutschland. In ihm häufen sich alle Seegewächse (Seetang, Algen, spanisch sargaçao) an, welche von den Strömungen ausgestoßen werden, und dies sind die „grünenden Wiesen

des Meeres", durch deren Anblick Christoph Columbus auf seiner ewig denkwürdigen Reise so sehr in Erstaunen versetzt wurde, und die in ihm anfangs die Vermuthung wachriefen, daß er auf festes Land gestoßen sei. Diese Pflanzenvegetation, auf der eine ganze Welt von Geschöpfen lebt, ist oft so dicht, daß sie die Fortbewegung der Schiffe hindert, und die Seefahrer meiden aus diesem Grunde gern „die Tangbank von Flores".

Dem zweiten Arm des Golfstromes verdankt Island trotz seiner hohen nördlichen Lage sein verhältnißmäßig mildes, gleichmäßiges Klima. „Wenn Islands Sommer kalt und rauh ist, wie kalt muß dort erst der Winter sein," hört man oft sagen, aber gerade das Gegentheil ist der Fall. „Ich muß gestehen," erzählt Doktor Henderson, „daß mich ordentlich schauderte, als ich daran dachte, einen Winter auf Island zuzubringen. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich fand, daß die Temperatur nicht blos höher war als in Dänemark im vorhergegangenen Winter, ja, daß der Winter in Island den mildesten Wintern, die ich überhaupt in Dänemark und Schweden erlebt, nichts nachgab. Schafe und Pferde bleiben den ganzen Winter über im Freien und müssen hier für sich selbst sorgen, und nur die besseren Reitpferde und das Rindvieh werden in den Ställen gefüttert."

Das milde Klima Englands und des ewig grünen Irlands ist bekannt; derselbe Arm, welcher die Küsten der brittischen Inseln mit lauem Wasser umströmt, bespült auch das nördlichere Norwegen, wo in Breiten, die überall sonst auf der Erde mit ewigem Eis bedeckt sind,

Getreide gebaut wird, ja, wo man in günstigen Sommern sogar den empfindlichen Blumenkohl erzielt. Wenn in Norddeutschland, wie im Winter von 1880—81, das Thermometer 20° Kälte zeigt, versammeln sich hier viele Tausende betriebsamer Menschen, um reiche Ernte in dem warmen Wasser des Golfstromes zu halten, das in der Mitte des Januar von unzähligen Heringszügen aufgesucht wird. Aber selbst noch weit nördlicher auf dem Insel-Archipel von Spitzbergen, auf Nowaja Semlja ist die Wirkung der weit hergetragenen wärmenden Fluthen erkennbar, das Meer bleibt verhältnißmäßig lange eisfrei und die Ueberwinterungen sind mit nicht allzu großen Schwierigkeiten verknüpft. Nicht allein die relativ hohe Temperatur des Wassers beweist, daß der Golfstrom bis hieher dringt, sondern man hat an diesen nördlichen Gestaden auch Samenkörner gefunden, die allein in Westindien wachsen und daher nur von der lebhaften Strömung auf 6000 Seemeilen hieher getragen sein können.

Im Norden Spitzbergens, wie nördlich von Island tritt dem Golfstrome zum zweiten und dritten Male die nordpolare Strömung mit ihren kalten Fluthen, ihrem Treibeis und ihren Eisbergen entgegen. Hier endlich vermischen sich die in ihrem Wärmegrad so verschiedenen Gewässer, und nach heftigem Kampfe, in dem sich oft noch lange die wärmeren blauen Streifen des Golfstromes von den grün schimmernden Wassern der Polströmung scharf abzeichnen, verschwindet die sichtbare Erscheinung des ersteren; ihre Nachwirkung überträgt sich aber noch auf weitere Entfernungen, ja es ist leicht möglich, daß die nördliche Durch-

fahrt um Asien, die der hochverdiente Nordenskjöld 1878 entdeckte, wesentlich dem wärmenden, die Eisbildung verhindernden Einfluß des Golfstromes ihre Offenhaltung verdankt.

Nachdem wir so den Ursprung und Lauf jener gewaltigen Strömung klargelegt haben, scheint es angemessen, auf seine bisher nur flüchtig und beiläufig berührten Wirkungen näher einzugehen, denn sind sie es doch schließlich, die uns das große Triebwerk der Natur „menschlich" näher rücken. Wir haben gezeigt, wo die Fluthen des Golfstromes jene gewaltige Wärmemasse aufnehmen, die noch nach Zurücklegung einer Strecke von 10,000 Kilometern und inmitten eisumstarrter Küsten das Meer am Gefrieren verhindert, und wie sie das westliche und nördliche Europa mit einem gewaltigen warmen Gürtel umschließen; des wesentlichsten Vermittlers zwischen den so stark erwärmten Wellen und unserer Landtemperatur gedachten wir noch nicht. Dies ist der Westwind, welcher auf seinem Wege nach Europa über die laue Oberfläche des Stromes dahinstreicht, einen Theil jener Wärme aufnimmt und uns spendet. Jeder Westwind überströmt ganz Europa mit einem mächtigen Quantum feuchter, fruchtbringender Wärme, deren letzte Wirkung sich erst an der Uralkette bricht und zum Theil noch über sie hinausgeht. Aber der Golfstrom bringt uns nicht nur direkt Wärme, sondern er hält uns auch die Kälte fern. An drei Punkten, an den Bänken von Neufoundland, in der Höhe von Island und an der Inselgruppe von Spitzbergen sahen wir den kalten polaren Strom mit dem Wanderer aus den Tropen in Kollision gerathen, und alle drei Male trat dieser

jenem siegreich entgegen. Wer vermag zu beurtheilen, wie sich das Dasein in unseren Küstenländern, ja in Europa überhaupt gestalten würde, wenn die eisigen Fluthen aus dem arktischen Meer bis zu den nordwestlichen Gestaden unseres Kontinents gelangten, wenn die Grenzlinie des polaren Treibeises, die der Golfstrom heut weit nach Norden zurückdrängt, sich bis in die Breite von Hamburg oder London vorschieben würde? Wäre nicht eine allmählige Vereisung der Küsten unvermeidlich, ja würde nicht wenigstens der nördlichere Theil Europa's sicher gleich Grönland vollkommen vergletschern? Und wäre Europa dann je die Pflanzstätte der Civilisation, die Hauptpflegerin menschlichen Wissens und menschlicher Gesittung geworden, als welche wir es jetzt mit Stolz bezeichnen? James Croll hat berechnet, daß der Golfstrom so viel Wärme nach Norden führt, als acht Millionen Quadratkilometer Oberfläche am Aequator durch die Sonne empfangen, und diese Wärmequantität ist größer als die gesammte Wärme, welche uns die vom Aequator nach den Polen strömenden heißen Winde direkt übermitteln. Bekanntlich entwarf man auf Anregung des unsterblichen Alexander v. Humboldt sogenannte Isothermenkarten, d. h. Karten, auf denen die Orte gleicher mittlerer Jahrestemperatur je durch eine Linie (Isotherme) verbunden sind. Diese Isothermenlinien geben den deutlichsten Aufschluß über die Einwirkung des Golfstromes auf Europa, denn indem sie sich im Westen unseres Kontinents im weiten Bogen nach Norden ausbauchen, zeigen sie in unwiderleglicher Klarheit, daß die Temperatur Westeuropa's durch den Golfstrom im Mittel um etwa 8° R. erhöht wird.

Für die Schifffahrt gewährt der Golfstrom bedeutende Vortheile als eine natürliche „Poststraße“ im Weltmeer, auch bietet er durch eine einfache Beobachtung mittelst des Thermometers (indem man die verschiedene Wärme seiner Fluthen und des Meerwassers mißt) dem Seefahrer bei Benützung guter Karten ein vollkommenes Mittel zur schnellen Ortsbestimmung. Dies war besonders zu einer Zeit von Wichtigkeit, in der die Schiffe meist nur unvollkommene nautische Instrumente an Bord hatten und deshalb auf ihrem Wege von England nach Amerika nicht selten unbewußt um 100 Meilen nördlich oder südlich abwichen. Ja noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts galt es wenigstens zur Winterszeit für äußerst schwierig, von England aus einen der nördlicheren Häfen des amerikanischen Kontinents sicher zu erreichen, und die günstiger gelegenen südlicheren Häfen, besonders Charleston, errangen dadurch ein großes Uebergewicht. Da machte Franklin, der berühmte Erfinder des Blitzableiters, die Seefahrer darauf aufmerksam, wie leicht sie durch Anwendung des Thermometers erfahren könnten, ob sie sich im Golfstrom befänden oder nicht, und lehrte sie so, ihn je nach Bedürfniß aufsuchen oder vermeiden zu können. Seitdem waren die näheren nördlicheren Häfen ebenso leicht zugänglich als die südlicheren, der Seeweg über den Ocean nahm eine andere Richtung; Philadelphia und Boston kamen empor, vor Allem aber New-York, dessen Handel sich damals im Laufe von weniger als fünf Jahren um mehr als den sechsfachen Betrag hob.

Andererseits aber gilt der Golfstrom allerdings als eine

Region gefährlicher Stürme, da die meisten der gefürchteten Wirbelorkane des atlantischen Oceans in dem Golfstrom ihren Ausgangspunkt haben. Er ist, wie der Amerikaner Maury, der eigentliche Schöpfer einer Geographie der Meere, sich treffend ausdrückt, der „Sturmkönig" jener Regionen. Mit unwiderstehlicher Gewalt zieht er die in weiter Ferne entstehenden Stürme an sich heran und fesselt sie an seine Bahn, ja man hat häufig beobachtet, daß Orkane sich von ihren Entstehungsherden an der afrikanischen Küste auf direktem Wege nach dem Golfstrom wandten, worauf man mehr als einmal eine Strecke von 8 bis 10 Tagen Fahrt mit den Trümmern vernichteter Fahrzeuge geradezu besät fand und in einem Falle auf dem Wege eines jener Cyklone nicht weniger als 70 entmastete oder zu Grunde gegangene Fahrzeuge zählte.

Am Schluß unserer Skizze wollen wir noch der interessanten Thatsache gedenken, daß die Fluthen des mächtigen Golfstromes nicht zu allen Jahreszeiten in gleicher Intensität und Fülle strömen, ja, daß auch seine Bahn in gewissen Perioden sich, wenn auch im großen Ganzen nur unbedeutend, ändert. Aber gerade im Winter, wo wir seiner Heizkraft am meisten bedürfen, fluthet er am mächtigsten, während umgekehrt die kalten Polarströmungen im Hochsommer die größte Intensität besitzen, da dann die Kraft der Sonne durch ihren gewaltigen Einfluß hoch in den arktischen Gewässern das Eis in Bewegung setzt und rauschende Ströme allerorten den polaren Gletschern entspringen, die mit Macht nach Süden drängen. Dann ist auch der Golfstrom gezwungen, im weiten Bogen dem Angriff der arktischen

Strömungen bei Island und Spitzbergen auszuweichen, aber er bleibt immer noch kräftig genug, um gleich einem gewaltigen Wall jede Treibeisscholle selbst von dem nördlichsten Kap Europa's fern zu halten und während in gleich hohem Breitengrade mit Mainz die Bewohner der Küsten Neufoundlands alljährlich auf die Eisbären- und Walroßjagd gehen, ist kein einziger Fall konstatirt, daß Glieder der arktischen Thierwelt an die Gestade Englands oder Frankreichs verschlagen wurden und nur einmal (1851) soll ein Eisbär an der Küste Norwegens gefunden worden sein.

Wenn wir so den Golfstrom als den Schöpfer, Träger und Erhalter des glücklichen Klima's unseres Erdtheils betrachten, muß er uns nicht mehr blos als ein bedeutungsloser Strich der großen Meereswüste erscheinen, sondern als ein Glied jenes wunderbaren Triebwerkes, durch welches die Harmonie der Natur bewahrt wird, und wir erkennen, eine wie wichtige Stelle er in jener weisen planvollen Ordnung einnimmt, welche Land, Wasser und Luft miteinander in Einklang und zum gesetzmäßigen Zusammenwirken bringt und, indem sie auf der Erde die zum körperlichen Wohlergehen ihrer Bewohner unentbehrlichen Bedingungen schafft, auch dem forschenden Geiste den schönsten und fesselndsten Stoff bietet.

Zur Geschichte der Strümpfe.

Von

Gottfried Pfeuffer.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß ein heutigen Tages jedem civilisirten Menschen so unentbehrliches Kleidungsstück, wie der Strumpf, erst seit kaum etwas mehr als zwei Jahrhunderten einen allgemeinen Eingang bei den europäischen Kulturvölkern gefunden hat, und daß man dasselbe im Anfange des Mittelalters, wo sich bereits der Kleiderluxus breit zu machen begann, sowie im klassischen Alterthume gar nicht gekannt hat.

Der Strumpf ist hervorgegangen aus einem langen, von den Hüften bis zum Fuße reichenden Beinkleide, welches große Aehnlichkeit mit dem jetzt von uns getragenen hatte. Dieses Beinkleid ist urdeutsch, wie schon sein Name „Hose" (chausse) andeutet. Die Römer fanden es bei den alten Germanen vor, doch blieb es für sie stets ein Greuel und ein Merkmal der Barbarei.

Im frühen Mittelalter war die Bekleidung des Fußes lediglich ein Werk des Schneiders, und man machte die Hülle des Unterbeins aus Tuch oder irgend einem anderen Stoffe. Anfänglich war das Beinkleid weit, formte sich indessen im Laufe des Mittelalters derart um, daß es allmählig immer enger wurde und zuletzt, aus einem einzigen

Stücke gearbeitet, Fuß, Bein und Schenkel zugleich bedeckte. Es machte hierin viele Phasen durch, behielt aber diesen Hauptcharakter beständig bei.

Die Erfindung, beziehungsweise die Einführung des Strumpfes datirt aus dem 16. Jahrhundert; man theilte das bis dahin ganze Beinkleid am Knie und dadurch war das haut-de-chausse, das eigentliche Beinkleid, und das bas-de-chausse oder schlechtweg bas gegeben. Der Strumpf war zur Existenz gekommen. Nicht lange dauerte es, so gefiel man sich darin, mit diesem neuen Gegenstande der Mode, welcher „ohne eine Spur von Falten, wie das Fell einer Trommel in straffer Enge zu befestigen war“, zu paradiren. Man erkannte diese Modeänderung sehr bald als äußerst praktisch, und mit Ausnahme Spaniens, wo noch lange das den Fuß mit umschließende Beinkleid in Gebrauch blieb, verbreitete sich dieselbe rasch über alle civilisirten Länder. Man fertigte den Strumpf anfangs aus Wolle oder Baumwolle, aus farbiger Seide oder filet de Florence; besonders letztere Stoffe waren bei den Damen am meisten beliebt. Doch wurden die Strümpfe noch genäht und es gehörte große Kunstfertigkeit dazu, sie faltenlos und gut sitzend herzustellen. Sie wurden in der ersten Zeit, da sie als Bekleidungsstücke in Gebrauch kamen, als Luxusartikel angesehen, so daß Derjenige, welcher Strümpfe trug, in den Geruch des Reichthums kam. Daher die Redensart „auf die Strümpfe kommen“, welche soviel bedeutet, als zu Wohlstand und Reichthum gelangen.

Erst durch die Erfindung der Strumpfstrickerei erhielt der Strumpf neues und charakteristisches Leben; nur der

gestrickte Strumpf leistete den Ansprüchen, welche die Form des Beines und Fußes an ihn stellte, vollkommen Genüge. Heinrich II. von Frankreich trug 1542 die ersten gestrickten seidenen Strümpfe. In der Geschichte Heinrich's VIII. von England kommt zwar eine Schilderung von Hoffestlichkeiten vor, bei denen Strümpfe erwähnt werden; allein dieser König selbst trug — wie wir wissen — noch aus Zeug genähte Strümpfe, bis er ein Paar gestrickte seidene durch glücklichen Zufall aus Spanien erhielt, wohin sie von den Arabern gekommen. Während der Regierung seines Sohnes Eduard VI. bezog man aus der nämlichen Quelle den Bedarf. Im Jahre 1560 erhielt Königin Elisabeth von England ein Paar seidene Strümpfe von Mrs. Montague zum Geschenke; sie waren von schwarzer Farbe; seitdem trug diese Königin nie andere, ließ aber die Anfertigung derselben im Lande nachahmen. Ein Earl of Pembroke war zur Zeit der Königin Elisabeth der Erste, der in England gestrickte Strümpfe trug, die er von dem Londoner Handelslehrling William Rider geschenkt erhielt. Dieser hatte nämlich ein Paar zerrissene gestrickte Strümpfe, die aus Mantua gekommen waren, sich zu verschaffen gewußt und war — wenn auch nach unendlich vieler Mühe — geschickt genug, danach ein Paar andere selbst zu stricken, welche er im Jahre 1564 dem Lord Pembroke wie erwähnt zum Geschenk machte. Unter Jakob I. von England gingen auf dem Lande die Edelleute in gelben Strümpfen; ein seidenes Knieband wurde unter dem Knie in eine Schleife gebunden; ähnliche Schleifen in Gestalt der Rosen schmückten die Schuhe. Unter Ludwig XIII. hatte man in Paris seidene

Strümpfe in rother, grüner oder himmelblauer Farbe. Nur einmal drohte der Herrschaft des Strumpfes Gefahr, als während des dreißigjährigen Krieges der großmächtige, umgeklappte, oft mit Spitzen besetzte Reiterstiefel ihn ganz zu verdecken suchte. Doch blieb es ein ohnmächtiges Beginnen. Das in der Mode tonangebende Frankreich schüttelte den Stiefel nach dem Friedensschlusse wieder ab, nahm den ausgeschnittenen und Schnallenschuh an, und der Strumpf trat wieder in sein altes Recht ein. Das lange, weite Beinkleid, das vom Jahre 1796 ab der Stammvater einer neuen Bekleidungsart wurde, ging aber im Laufe der Zeit als unbestrittener Sieger über Kniehose, Schuh und Strumpf hervor; Beinkleid und Stiefel begruben beim männlichen Geschlechte den elegantesten Strumpf unter Stoff und Leder.

Wer hat das Stricken erfunden? Auf diese Frage hat die Wissenschaft eine genaue und richtige Antwort zu geben nicht vermocht. Die gelehrten Forscher nehmen fast durchgehends an, daß die Erfindung der Strickarbeit nicht einmal bis in das Mittelalter zurückreiche, und daß der Strickstrumpf in der antiken Kulturepoche noch gänzlich unbekannt gewesen sei. Doch befindet sich in der Antikensammlung des Louvre in Paris, und zwar in der Abtheilung für egyptische Alterthümer, fahlgelbes und bräunliches Linnen, das in egyptischen Königsgräbern gefunden wurde, dabei liegt auch ein Paar von Alter tiefgebräunte, aus feiner Schafwolle gestrickte Strümpfe, von denen der eine noch sehr gut erhalten ist. Diese Strümpfe unterscheiden sich in der Art der Ausführung nur wenig von den modernen. Die Art des Anschlags, die schmalen Rändchen, die zierlich

durchbrochene Musterung könnte ebensogut die Arbeit einer unserer Zeitgenossinnen sein. In Länge und Weite den modernen Socken gleich, endet der egyptische Strumpf jedoch nicht gleich dem unseren mit einer stumpfen Spitze, sondern läuft gleich einem Handschuh in Finger aus, jedoch nicht in fünf, sondern nur in zwei, und diese beiden sind von gleicher Länge und Weite. Diese Form war wohl deshalb nöthig, damit der Riemen, vermittelst dessen die Sandale am Fuße befestigt wurde, zwischen der großen Zehe und den anderen hindurchgeleitet werden konnte, um festgeschnürt zu werden.

Es läßt sich aus diesem Funde allerdings nicht schließen, ob derartige Strümpfe allgemeiner getragen wurden und zu den nothwendigen Kleidungsstücken bereits zur Zeit der egyptischen Könige gehörten, und in den Schriften der klassischen Kulturvölker, die auf uns gekommen sind, findet sich ebensowenig, wie auf deren Abbildungen und Bildwerken eine Andeutung, daß man den Strumpf gekannt habe.

Wann man in den Familien begonnen, die Beschäftigung des Strickens einzuführen, läßt sich nicht genau nachweisen; doch soll im Jahre 1579 Königin Elisabeth von England nach Norwich gekommen sein und bei einer Vorstellung der weiblichen Schuljugend die kleinen Mädchen mit Stricken beschäftigt gefunden haben, wie wir denn auch bereits oben zu erwähnen Gelegenheit hatten, daß die Königin Elisabeth die ihr geschenkten Strümpfe im Lande nachahmen ließ. Mit ziemlicher Sicherheit kann man annehmen, daß die deutschen Familien sehr bald die nützliche Handarbeit des Strumpfstrickens von den Engländern angenommen

haben. Nachrichten aus Hamburg und aus Berlin vom Schlusse des 16. Jahrhunderts sprechen von der Beschäftigung mit „Knütten", wie in der niedersächsischen Sprache — und noch heute im Plattdeutschen — das Stricken genannt wird. Dabei wird denn auch erwähnt, daß manche Männer niederen Standes, „so etwan vor den Thoren vor sich oder Andere wachen", ihre Zeit mit Strumpfstricken hinbringen. Ein Gleiches geschah noch am Schlusse des 18. Jahrhunderts. In der letzten Zeit des heiligen römischen Reiches saßen die Stadtsoldaten vor den Schilderhäusern oder Wachtlokalen und hielten friedliche Strickstrümpfe statt der kriegerischen Waffen in der Hand.

Die Fertigkeit, aus einem einzigen Faden vermittelst der fünf Nadeln ein festes, haltbares und dabei elastisches Maschenwerk in der keineswegs ganz einfachen Form des menschlichen Fußes herzustellen, so daß Stoff und Form gleichzeitig entsteht, setzt eine Reihe von Erfindungen voraus und muß als eine sehr sinnreiche Arbeit bezeichnet werden. Sie ist in ihrer Art auch so vollkommen, daß sie kaum noch einer Verbesserung fähig sein dürfte, und selbst die kunstreiche Erfindung der Neuzeit, die Strickmaschine, vermag die Arbeit als solche auch nicht zu verbessern, sondern nur im besten Falle in kürzerer Zeit zu vollenden.

Was die mechanische Strumpfwirkerei betrifft, so halten Manche den Engländer William Lee für ihren Erfinder. Derselbe war im Anfang des 17. Jahrhunderts Magister am Johns-Collegium in Cambridge; er liebte ein schönes und besonders fleißiges Mädchen und fand sich als junger Gelehrter stets dadurch vernachlässigt, daß die Angebetete,

statt seinen Gesprächen zuzuhören, immer eifrig an ihrem Strickstrumpf arbeitete. So soll er auf den Gedanken gekommen sein, eine Maschine zu erfinden, welche die Kleinhandarbeit überflüssig machte, um sich und seiner Geliebten mehr Zeit zur Unterhaltung zu verschaffen. Nach einer anderen Version wäre Aron Hill der Erbauer des Strumpfwirkerstuhls. Dieser habe den Leichtsinn gehabt, bereits als Student von Oxford zu heirathen, und habe, weil seine junge Frau sehr mühsam mit Stricken ihren Unterhalt erwarb, als geschickter Mechaniker die Maschinerie erdacht, die ihn dann zu Reichthum und Glanz erhoben. Den romantischen Ursprung der Erfindung werden wenige Fachleute gelten lassen, aber für Hill als den Erfinder sprechen wichtige Zeugnisse, unter Anderen Voltaire in seiner „Geschichte des Zeitalters Ludwig's XIV.“ Glaubhaft ist auch die Nachricht, daß Hill, als er bei der Königin Elisabeth nicht die gewünschte Unterstützung für sein Unternehmen fand, an Heinrich IV. von Frankreich sich wendete, der ihm dann die Mittel zur Anlage einer Strumpfwirkerei in Rouen gewährte. Im Jahre 1614 kam die Erfindung der Strumpfwirkerei nach Venedig und von da nach Deutschland, wo die Fabrikation der Strümpfe in bestimmten Gegenden bald ein Hauptnahrungszweig wurde, besonders als der Widerruf des Ediktes von Nantes (1685) zahlreiche, der protestantischen Kirche angehörende Franzosen nach Deutschland trieb, welche in ihrem Vaterlande bereits die mechanische Anfertigung der Strümpfe getrieben hatten. Heute ist die Strumpfwirkerei, namentlich in und bei Chemnitz, in hoher Blüthe und wird auch in der Umgegend von Nürnberg,

Erlangen, Calw, Reutlingen, Zeulenroda und Berlin mit Erfolg betrieben, während Apolda einen Hauptsitz für wollene Strumpfwaaren bildet.

Der Strumpf ist auch der Gegenstand so mancher abergläubischen Meinungen und Gebräuche. In Hessen und der Wetterau zum Beispiel heißt es: „Wenn man einen Strumpf links anzieht, so haben die Hexen keine Gewalt über Einen.“ Anderwärts sagt man: „Wer einen Strumpf verkehrt anzieht, dem wird an demselben Tage ein guter Rath gegeben.“ In manchen Gegenden überzieht man ein Beil mit einem rothen Weiberstrumpfe und läßt das Rind an der Stallthüre darüber schreiten, wenn man es zuerst auf die Waide treibt. An der Nordseeküste und in einigen Gegenden Süddeutschlands bindet man einen linken getragenen Strumpf um den Hals und trägt ihn die Nacht durch, um seine Heiserkeit los zu werden. Auch zieht man dort Morgens den linken Strumpf nicht gerne zuerst an, weil man sonst den ganzen Tag Unglück haben könnte. Gegen Gicht und Rheumatismus glaubt sich das oldenburgische Landvolk nicht wirksamer zu schützen, als wenn es sich stets den rechten Strumpf zuerst anzieht.

Chinesische Wäscherinnen.

Skizze aus dem Seemannsleben.

Von

Kapitän Eugen Lehmann.

(Nachdruck verboten.)

In meinem Beruf als Seemann hatte ich in einem Zeitraum von fünf Jahren schon verschiedene Länder unserer Erde kennen gelernt, endlich aber sollte mein größter Wunsch in Erfüllung gehen: ich sollte das „Reich der Mitte" zu sehen bekommen. Wir hatten Ordre, mit unserer Ladung nach Wampoa, dem Vorhafen von Kanton, zu segeln und konnten bereits von Weitem das anglo-chinesische Hongkong durch das Fernrohr sehen.

„Bei der flauen Brise werden wir heute nicht weit kommen," meinte einer der Matrosen.

„Aber morgen Mittag haben wir die Waschdeerns (Deern heißt auf Holländisch und Niederdeutsch: Mädchen) bereits am Bord," meinte ein Anderer.

Beide waren schon früher in Wampoa gewesen, wir Anderen horchten auf.

„Die Waschdeerns?" fragte ich.

„Ja wohl, mein Junge, morgen bekommen wir das Verdeck voll hübscher junger Wäscherinnen, denn während bei uns daheim dies Geschäft hauptsächlich von älteren

Frauen betrieben wird, so sind es in China meist junge Mädchen, die es besorgen."

Die Sache fing an, mich zu interessiren, und mein Kamerad erzählte auf meinen Wunsch weiter, daß beim Einsegeln in Wampoa immer ein wahres Wettrudern von Schampans (chinesische Boote) nach einem neuankommenden Schiffe entstände.

Diese Schampans seien beladen entweder mit Früchten, Eiern, Fischen oder mit Erzeugnissen chinesischer Industrie, wie Tusche, Reisbildern, Porzellan 2c., andere aber und die interessantesten von allen seien besetzt mit jungen chinesischen Wäscherinnen, die sich gegen eine geringe Bezahlung anbieten, für die Zeit, während deren das Schiff im Hafen liegen bleibt, die Wäsche der Mannschaft zu waschen und deren Kleider auszubessern. Oft rudern zwanzig und noch mehr solcher Boote den Schiffen eine große Strecke entgegen; den zuerst Ankommenden wird dann willig das Recht zugestanden, mit der Mannschaft Geschäfte zu treiben, während die Anderen ruhig zurücksegeln, ohne ihren Colleginnen irgend welche Konkurrenz zu machen.

Mein Kamerad wollte noch mehr erzählen, aber der Revierlootse war bereits an Bord, und der Anker, der vor kaum einer Stunde in den Grund gerollt war, wurde wieder mühsam in die Höhe gewunden. Die ganze Nacht hindurch segelten wir die Bocca Tigris aufwärts, und erst am anderen Morgen erhielt die erschöpfte Steuerbordswache, zu welcher auch ich gehörte, Erlaubniß, zur Koje zu gehen, um zu ruhen.

Ich mochte wohl einige Stunden geschlafen haben, als

ich durch einen schrecklichen Lärm, der von Menschenstimmen herzurühren schien, erwachte.

Müde und unwillig drehte ich mich auf die andere Seite, um wieder einzuschlafen, doch dazu kam es nicht; der Lärm wurde immer größer und als ich völlig munter war, sah ich eine Menge chinesischer Mädchen in unserem Logis damit beschäftigt, Säcke, Kisten und Kojen zu untersuchen, ob sie darin nicht zerrissene oder des Waschens bedürftige Kleidungsstücke fänden, und zwar waren dieselben so genau davon unterrichtet, wo Seeleute dergleichen Sachen aufzubewahren pflegen, daß man hätte glauben können, dieselben müßten schon jahrelang zur See gefahren sein. Obgleich mir dieses fremdartige Bild höchst interessant erschien, so war ich doch so müde, daß mir dieser Empfang in China durchaus nicht behagte und ich deshalb nicht unterlassen konnte, einige kräftige deutsche Verwünschungen gegen alle chinesischen Mädchen auszustoßen, die jedoch im nächsten Augenblick von denselben, ohne daß sie ahnten, was meine Worte zu bedeuten hatten, genau und verständlich mit auffallend korrekter Aussprache wiederholt wurden. Als aber ein niedliches, sauber gekleidetes Mädchen anfing, in meiner Koje umherzustöbern, wurde mir der Spaß zu arg, ich fragte sie barsch auf Englisch, was sie wünsche?

Sie lächelte mich jedoch mit ihren kleinen geschlitzten Augen anmuthig an, hielt mir eine alte englischlederne Jacke, die sie meiner Seekiste entnommen hatte, entgegen und indem sie auf einige Löcher deutete, fragte sie schelmisch in schlechtem Englisch: „Looké here, what is that?“ (Sieh' einmal, was ist das?) — „Ein Loch!“ entgegnete

ich, jedoch nicht mehr so barsch, wie früher. Das Mädchen aber wies auf noch andere Stellen der Jacke, wo ebenfalls der Stoff fehlte und rief vergnügt, „Loch, Loch, plenty, plenty (eine Menge) Loch.“ Die am schrecklichst aussehenden Kleider schienen ihr das größte Vergnügen zu bereiten. Als ich sie nun fragte, was sie mit der Jacke zu thun gedenke, entgegnete das Mädchen: „Washing, Mending!“ (Waschen, Ausbessern.)

Da unser Schiff offenbar bereits von den Waschnymphen, von denen mein Kamerad gestern erzählt hatte, überfallen worden, so konnten wir nicht mehr weit von Wampoa entfernt sein. Ich wollte nun eben meinem Störenfriede begreiflich machen, daß diese Kleider überhaupt nicht mehr das Waschen lohnten, als in meiner Nebenkoje ein furchtbarer Krawall entstand. Mein Kamerad, welcher dort schlief, war ebenfalls von diesen Wassernixen aufgestöbert worden; müde wie ich, war er dabei aber weniger sanftmüthig und schlug mit einem Bambusrohr auf die gegen ihn andringenden Mädchen, welche unter Lachen und Scherzen versuchten, ihm das Rohr wegzunehmen; auch meine Nixe, die übrigens noch die Vernünftigste zu sein schien, eilte ihren Gefährtinnen zu Hilfe. Mit unserem Schlaf war es natürlich jetzt vorbei und wir sprangen aus den Kojen, um zu verhindern, daß uns die Mädchen nicht etwa das ganze Logis ausräumten, da die auf Deck beschäftigten Kameraden sich um nichts kümmern konnten.

Die Nixe, welche meine Wäsche zum Gegenstand ihrer Eroberung ausersehen hatte, fand endlich unter meinen Sachen einen Sack, in welchen sie Alles, was des Waschens

und der Reparatur bedürftig schien, steckte, jedoch nicht ohne vorher alle Stücke auf ein Blatt Papier, natürlich in chinesischer Schrift, notirt zu haben, von welchem Verzeichniß sie mir eine Kopie reichte.

Ich machte ihr nun begreiflich, daß ich wie jeder andere Seemann gewohnt sei, meine Wäsche selbst zu waschen und zu flicken, das Mädchen entgegnete aber, dies sei in Wampoa nicht gebräuchlich.

Als ich ihr nun einwarf, daß ich sie ja gar nicht kenne und nicht wisse, wo sie mit meinen Sachen hingehe, rief sie: „O me good — me very good!“ (O, ich bin gut, sehr gut), dabei holte sie eine alte Brieftasche europäischen Ursprunges aus ihren Kleidern hervor und händigte mir ein in spanischer Sprache abgefaßtes Schriftstück ein. Auf mein Bemerken, daß ich dasselbe nicht lesen könne, übergab sie mir noch mehrere solche Zettel. Es waren Zeugnisse, ausgestellt von Seeleuten aller Nationen, welche bestätigten, daß das Mädchen ehrlich sei, daß sie die Sachen der Betreffenden gut ausgebessert und pünktlich zurückgebracht habe.

Der Inhalt von vielen dieser Atteste war urkomischer Natur und wenn ich beim Lesen derselben lachen mußte, so stimmte meine Nixe heiter mit ein.

Eines, von einem deutschen Matrosen verfaßt, lautete: „Inhaberin dieses Scheines Zai-Nü auf deutsch Trina, ist eine verteufelt fixe Dirne, sie hat während unseres Aufenthaltes in Wampoa meine Kleider und Wäsche vollständig in Ordnung gebracht und bezahlte ich ihr am Tage unserer Abreise statt der geforderten zwei, drei mexikanische

Thaler.*) Sie belohnte meinen Edelmuth mit einem herzhaften Kuß; möge Jo dieses Mädchen in seinen besonderen Schutz nehmen und ihr einen recht langzöpfigen Mann bescheeren. Heinrich Voß, Matrose der Bremer Bark ‚Jupiter'.

Gegen diese Zeugnisse war nichts einzuwenden, überhaupt erfreuen sich die chinesischen Waschmädchen eines durchaus guten Rufes und sind nicht etwa mit den Bewohnerinnen der sogenannten Blumenboote zu verwechseln. Rasch beluden die Mädchen nun ihr Boot mit unseren Sachen und segelten ab. Diese Schampans werden oft von sechs und noch mehr solcher Wassernixen bewohnt, die dann unter dem Kommando einer älteren Frauensperson, oftmals der Besitzerin des Bootes, stehen. Selten, nur wenn sie Einkäufe zu machen haben, kommen diese Mädchen an's Land. Ihr Schampan ist ihre Wohnung, dort schlafen, dort kochen, waschen und flicken sie; diese Fahrzeuge sind die Dschunken im Kleinen. Vorn spitz und niedrig, hinten aber hoch und breit gebaut, werden sie durch Ruder vorwärts bewegt, sind aber auch öfters mit Mattensegeln versehen. Eine wasserdichte Hütte im hinteren Theile des Bootes enthält die nothwendigsten Hausgeräthe und gewährt Schutz gegen Regen und Wind.

Die Mädchen, welche sie bewohnen, tragen gewöhnlich weite blaue Nankingbeinkleider. Ein weiter Burnus von demselben Stoff mit weiten Aermeln reicht ihnen bis an

---

*) Der mexikanische Thaler ist die in den Häfen von China meist gebräuchliche Münze.

die Kniee. Schuhe tragen sie nicht, dagegen ist ihr hoher, mit vergoldeten Nadeln verzierter Kopfputz auffällig und erinnert an die thurmartige Frisur, wie sie vor einigen Jahren bei den Damen in Europa Mode war. Ueberhaupt wissen die Chinesinnen, auch die der niederen Klassen, ihr Haar fast durchgängig sehr geschmackvoll zu arrangiren, worauf sie aber wohl viel Zeit verwenden.

Unsere Wäscherinnen kamen nun wöchentlich mehrere Male zu uns an Bord, nicht nur um Wäsche zu bringen oder zu holen, sondern sie wußten sich auch noch auf andere Art nützlich zu machen, indem sie alle mögliche Botendienste für uns verrichteten. Oft kamen sie auch und fragten an, ob wir nicht tschau-tschau (etwas zu essen) für sie hätten, und wenn wir ihnen dann erlaubten, die auf dem Verdeck umherliegenden Reiskörner, welche beim Laden aus defekten Säcken gefallen waren, aufzusammeln, so schienen sie ganz glücklich darüber zu sein, da Reis mit Curry*) ihr Hauptnahrungsmittel ist.

Da unser Schiff mitten im Strome vor Anker lag, so benutzten diejenigen unserer Mannschaft, welche Sonntags beurlaubt wurden, fast nur den Schampan der Waschmädchen, um an's Land zu gelangen. Auch ich fuhr eines Sonntags in demselben nach der Stadt und schärfte beim Verlassen des Bootes meiner Nixe ein, pünktlich um neun Uhr Abends mit dem Schampan wieder am Lande zu sein, um mich an Bord zu setzen. Die Sonne ging jedoch an diesem Abend blutroth unter und der Himmel bewölkte sich

*) Gewürzmischung (Kurkume, Koriander, Pfeffer, Ingwer rc.).

so auffallend schnell, daß es allen Anschein hatte, als sei ein Taifun (Wirbelsturm) im Anzuge.

Wirklich schlossen die Chinesen auch plötzlich alle ihre Geschäfte und der Ruf „Taifun, Taifun!“ wurde in den Straßen hörbar, ich eilte deshalb schon früher nach dem Hafen und fand auch glücklich den Schampan vor, aber leider waren die Mädchen nicht dazu zu bewegen, mich an Bord zu setzen. „Taifun, Taifun!“ riefen sie und zeigten nach dem Himmel.

Ich sagte ihnen, daß ich an Bord müsse. Es half aber Alles nichts, auch andere Boote wollten nicht fahren, der Orkan mußte bald losbrechen und die Mädchen riethen mir, diese Nacht in einem Boardinghouse zuzubringen; als ich ihnen aber entgegnete, daß ich dazu nicht hinreichend mit Geld versehen sei, sprang meine Nixe vulgo Trina an's Land und hieß mich mit ihr gehen.

„Me show you, where you sleepy“ (ich zeige Euch, wo Ihr schlafen könnt), radebrechte sie und ich konnte nichts besseres thun, als ihr folgen. Sie führte mich durch einige Straßen, dann aber wieder dem Wasser zu, und endlich über einen Holzsteg nach einem auf Pfählen gebauten mitten im Flusse stehenden Hause. Hier wurden wir von einer alten Chinesin empfangen, zu der meine Begleiterin einige Worte sprach, worauf jene zustimmend mit dem Kopfe nickte. Darauf sprang Zai-Nü über den Steg zurück an's Land und eilte ihren Schampan noch vor Ausbruch des Wetters zu erreichen. Die alte Chinesin, welche ziemlich gut englisch sprach, führte mich sodann in's Haus, welches drei nebeneinander gelegene Räume enthielt.

Möbel waren nirgends zu sehen, dagegen hing eine Menge Wäsche zum Trocknen umher; mehrere Mädchen waren bemüht, dieselbe von der Leine herabzunehmen und in Körbe zu packen. Die Räume wurden durch einige bunte papierene Lampen erhellt und durch die Ritzen zwischen den Dielen konnte man in den Fluß hinabsehen. Außer einem Feuerherd mit wenigem Kochgeschirr, sowie einem Altar, auf welchem ein Hausgötze stand, enthielten die Zimmer nicht viel. Die Alte wies mir einen dieser Räume als Schlafkabinet an und gab mir einige Matten, um mir daraus mein Lager zu bereiten; ich machte es mir auch sofort bequem und streckte mich auf denselben aus, doch kaum hatte ich dies gethan, so brach der Taifun mit aller Macht los. Ich glaubte, die ganze Bude würde in den Fluß geschleudert, so wurde das Haus hin und her gerüttelt.

Die Lampen waren verlöscht, denn statt der Fenster gab es nur offene Luken; dabei rauschte der Fluß unter uns so gewaltig, als wollte er jeden Augenblick das Haus mit sich nehmen. Die Mädchen in den Nebenräumen sangen oder heulten mit dem Wind um die Wette und schlugen öfters ein Tam-Tam, jedenfalls begingen sie eine religiöse Ceremonie, um den Taifun zu bannen.

Von Schlafen war natürlich keine Rede; ich lief in meinem Zimmer auf und ab, war aber dabei keineswegs im Trocknen, denn das defekte Dach konnte den herabströmenden Regen nicht abhalten. Um zwölf Uhr Nachts schien der Orkan seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Ich war bereits bis auf die Haut naß, als plötzlich der Boden unter mir wankte; die Dielen hoben sich, meine

Füße verloren den Halt und ich fiel der Länge nach zu Boden, zugleich ergoß sich eine solche Fluthwelle über mich, daß ich wohl annehmen mußte, die Bude habe Havarie gelitten und wir seien mit derselben irgendwo gestrandet. Es war jedoch nicht so schlimm, die bewegten Wellen des Flusses hatten nur eine im Fußboden des Zimmers befindliche Fallthüre, durch welche die Mädchen hinabzusteigen pflegen, um ihre Wäsche zu spülen, in die Höhe gehoben und mein Schlafzimmer mit Wasser gefüllt. Nachdem ich aufgestanden war tappte ich, bis über die Knöchel im Wasser watend, nach dem anderen Zimmer, wo die Mädchen noch immer heulten; hier war es jedoch nicht besser; ich rief nun der Alten, die ich an ihrer tiefen Stimme erkannte, zu, daß ich beabsichtige, an's Land zu gehen. Da ich jedoch in der Finsterniß den Steg, der vermuthlich von der Fluth weggerissen worden war, nicht finden konnte, so mußte ich mein Vorhaben aufgeben und wohl oder übel unter den Nixen aushalten, um vielleicht in Gemeinschaft mit ihnen das Wasser des Perlflusses zu kosten; denn daß diese Bude dem Orkan noch lange trotzen könne, war nicht gut denkbar.

Wie beneidenswerth erschienen mir jetzt meine Kameraden, die auf den festen Eichenplanken unseres guten Schiffes mit Zuversicht diesen Orkan abwarten konnten, während ich in diesem Biberbau, kaum zehn Schritt vom Lande, keine Minute meines Lebens sicher war. Peinlich langsam verrannen die Stunden; erst gegen vier Uhr Morgens wurde das Wetter günstiger und, naß wie ich war, warf ich mich auf die nicht minder nassen Matten, um wenig-

stens bis Tagesanbruch der Ruhe zu pflegen. Prächtig stieg endlich die Sonne an dem jetzt beinahe wolkenlosen Himmel empor und die Mädchen fingen an im Hause wieder Ordnung zu schaffen. Der Fluß jedoch, bedeckt mit Planken, Häuserresten rc., bot einen Anblick des Jammers; und daß unsere Bude noch stand, blieb für mich ein Wunder.

Die alte Chinesin erzählte mir, daß solche Nächte öfters im Jahre wiederkehren, auch setzte sie, und nicht ohne Selbstbewußtsein, hinzu, daß dieses feste Haus nebst mehreren Schampans ihr Eigenthum sei und die Mädchen für das Bewohnen derselben einen Miethszins zu entrichten hätten. Sie plauderte noch mancherlei, als Zai-Nü mit dem Schampan kam, um mich abzuholen; dieselbe war sichtlich erfreut, mich wohlauf zu sehen, und nachdem ich mich bei der Alten für die mir gewährte Gastfreundschaft vielmals bedankt hatte, fuhren wir unserem Schiffe zu.

Vierzehn Tage später lichteten wir unsere Anker, die Wäscherinnen wurden bezahlt und Zai-Nü war höchst erfreut, als sie von mir, eingedenk jenes guten Nachtquartiers, mehr erhielt, als sie gefordert hatte.

Als ich einige Jahre später wieder nach Wampoa kam, wollte es der Zufall, daß gerade derselbe Wasch-Schampan an unser Schiff legte, doch vermißte ich unter seinen Bewohnerinnen meine Nixe von ehemals, fand dieselbe aber später als glückliche Gattin eines langbezopften Bumboatmannes wieder. Der Wunsch meines Bremer Kameraden war somit in Erfüllung gegangen.

Mannigfaltiges.

Die Bienenjagd in Nordamerika. — Die Ausrüstung des amerikanischen Bienenjägers ist eine höchst einfache, denn sie besteht nur aus einer leichten Axt und einem 4 bis 5 Zoll im Quadrat messenden und etwa ebenso hohen Kästchen, das unten offen ist und oben durch einen schiebbaren Glasdeckel verschlossen wird. In der Mitte dieses Bienenkastens ist wagerecht ein Brettchen angebracht, worauf der Jäger, sobald er in sein Revier gekommen ist, ein Stück Wachswabe legt, dessen Röhren er mit Honig füllt. Es ist das der Köder für die wilden Bienen. Natürlich muß der Bienenjäger so gekleidet sein, daß er seinem kleinen, flüchtigen Wilde durch Dickicht und Dorn, durch Bach und Sumpf, über Hügel und Felsen zu folgen vermag. Deshalb beschwert er sich vorerst auch nicht mit Gefässen zur Aufnahme von Honig und Wachs, sondern er begnügt sich zunächst damit, den Bienenbaum aufzusuchen und den Weg dahin durch Zeichen, wie eingeknickte Zweige, Einschnitte in die Rinde der Bäume und dergleichen zum Zwecke des Wiederauffindens zu markiren. Sobald er den Platz erreicht hat, wo er wilde Bienen vermuthet und von wo aus er zu operiren gedenkt, versieht er sein Kästchen mit dem oben beschriebenen Köder und sucht dasselbe über die nächste beste Biene zu decken, welche nach einigem ängstlichen Summen den ausgestandenen Schrecken über den ihr gebotenen Köder vergißt und sich schleunigst darüber hermacht. Ist das geschäftige Thierchen an dem Wabenstück an der Arbeit, so zieht der Bienenjäger von der oberen Seite seiner

Falle den Glasdeckel fort und stellt dieselbe auf einen gestürzten Baumstamm, auf ein Felsstück oder auf sonst einen erhöhten Platz, damit er die aus dem Kästchen fortfliegende Biene deutlich sehen und ihrem Fluge mit den Augen folgen kann. Ist kein erhöhter Platz für den Kasten zu finden, so muß der Jäger sich bequemen, denselben mit ausgestrecktem Arm emporzuhalten, bis es dem Bienlein gefällig sein mag, unbewußt zur Verrätherin seines Stammes zu werden. Hat der kleine Sammler sich von dem vorgefundenen Honig genügend befrachtet, dann entflieht er dem Kasten und zieht um denselben erst kleine und dann immer größer werdende Kreise, welche sich stets in der Richtung nach dem Bienenbaume hin ausdehen. Der Jäger muß jetzt sehr scharf aufpassen, denn bald streicht nun sein Wild in schnurgerader Richtung ab, um jedoch nach einer, die Entfernung des Baumes ziemlich genau bestimmenden Pause, mit einigen anderen Bienen zurückzukehren und nun summend nach dem Kasten zu suchen, welcher ihnen so leichte und reiche Beute bietet. Der Jäger verfährt wiederum wie das erste Mal, und glaubt er vorhin die Richtung nach dem Bienenbaume sich wohl genug gemerkt zu haben, so trägt er in derselben seinen Kasten eine Strecke weit fort und läßt dort, näher ihrer Behausung, die Thierchen fliegen, worauf er denselben, falls er nun seiner Sache ziemlich sicher ist, nacheilt und auf seinem Wege jeden hohlen Baum, welcher einem wilden Schwarm zum Aufenthalt dienen könnte, sorgfältig betrachtet, bis er den richtigen gefunden hat. Ist der Baum ziemlich weit entfernt von dem Platze, auf welchem der Jäger seine Operationen begann, so muß derselbe beim Aufsuchen mehrmals Station machen und seinen, jetzt oben geöffneten Kasten so genau wie möglich in die Fluglinie der zurückkehrenden Bienen stellen oder halten, welche denselben, ist er ihnen nicht gar zu weit aus dem Wege, auch immer rasch und sicher wieder aufzufinden pflegen, um kurze Zeit darauf dem Verfolger abermals zum Wegweiser zu werden. Es erfordert ein scharfes,

und mehr noch ein geübtes Auge, um den von dem wilden Schwarm als Behausung erkorenen Baum aufzufinden. Das Erlangen der Beute ist in den meisten Fällen, gleichwie das Aufsuchen, mit viel Arbeit und Mühseligkeit verknüpft. Steht der Baum, in dessen hohlem Theile die Bienen ihre Behausung angelegt haben, auf bereits in Besitz genommenem Grund und Boden, und repräsentirt er einigen Werth, so kann der Jäger natürlich nicht daran denken, ihn zu fällen, wenn er sich nicht schlimmen Unannehmlichkeiten und wohl gar empfindlichen Strafen aussetzen will, und es bleibt ihm dann nichts übrig, als den Baum zu ersteigen, denselben oben seitwärts anzuhauen, die Waben herauszuschneiden und seine gesammte Beute in einem Korbe auf die Erde hinabzulassen, worauf er, wenn Niemand ihm hilft, den Baum wieder und wieder erklimmen und das eben beschriebene Experiment wiederholen muß, bis er die ganze Höhlung geleert und seinen Raub vollbracht hat. Befindet sich der Stock in einem Aste, so hat der Jäger es bequemer, weil er dann den betreffenden Theil desselben abschneiden, an einem Strick niederlassen und dort ausnehmen oder das Ganze nach Hause tragen kann. Im Urwalde darf der Jäger natürlich den Baum fällen. Er schreitet dazu aber nur, wenn in der Nähe kleinere Bäume stehen, oder wenn andere Waldriesen ihre Aeste so ausstrecken, daß der umgehauene Baum darauffällt und die Wucht seines Sturzes sich also bricht, welcher sonst den morschen Stamm ganz oder theilweise zerschellen und die ersehnte Beute in ein ekles Gemisch von Honig, Wachs, Bienen und moderndem Holz verwandeln würde. Außer der obengenannten Ausrüstung führt der professionelle Bienenjäger Steigeisen mit sich, oder er versieht sich mit einer Anzahl starker und langer Nägel, welche er in den zu erklimmenden Baum einschlägt, denn ohne solche Hilfsmittel sind die meisten Bäume in den noch nicht von der Kultur beleckten amerikanischen Wäldern kaum zu erklimmen.

Ehe der Jäger von seiner süßen Beute Besitz ergreift, muß er natürlich die Bienen in dem Stocke unschädlich machen, oder sie daraus entfernen. Selten wird noch die Ausräucherungsmethode angewendet, da der ganze Schwarm auf höchst einfache und mühelose Weise eingefangen werden kann. Der Jäger braucht zu diesem Zwecke nämlich nur diejenigen Waben zuerst herauszuschneiden, welche junge Brut enthalten, und wohin er diese bringt, dahin folgt auch der Schwarm. Nach amerikanischem Recht hat nicht der Eigenthümer des betreffenden Grundstückes, sondern der Finder legitimen Anspruch auf Ausnützung jedes von ihm entdeckten „Bienenbaumes", so daß der Immenjäger nicht Gefahr läuft, die so mühsam erlangte Beute sich streitig gemacht zu sehen, sofern er nicht nutzbares Holz zerstört oder geschädigt hat. St.

Militärärzte bei den alten Römern. — Man nimmt gemeinhin immer an, daß es erst eine der größten Errungenschaften der modernen Humanität sei, für die Pflege der im Kampf für das Vaterland Verwundeten genügende Sorge zu tragen, und in der That ist es nur zu bekannt, daß im Mittelalter in dieser Hinsicht fast nichts geschah, ja, daß noch zur Zeit des siebenjährigen Krieges die Krankenpflege im Felde und besonders ihre berufenen Vertreter, die Kriegschirurgen und Feldscherer, im übelsten Rufe standen. Da ist es denn interessant zu hören, daß das Heer des alten Rom in dieser Beziehung besser versorgt war, daß bereits seit der Zeit der punischen Kriege wohlgeschulte Aerzte den Truppen beigegeben waren, die eine sehr angesehene Stellung in der militärischen Rangordnung einnahmen. Später machte sich der Kaiser Augustus um die Organisation der militärischen Krankenpflege ganz besonders verdient und errichtete zuerst förmliche „Feldlazarethe" ganz im Sinn der Jetztzeit. Der sächsische Oberstabsarzt Dr. Fröhlich hat vor Kurzem in einem Fachblatt eine höchst fesselnde Studie über die damaligen Zustände der Kriegschirurgie veröffentlicht und gibt

uns darin eingehende Mittheilungen über die vorgeschriebenen Hilfeleistungen bei Verwundungen, über das Verbinden von Lanzenstichen, das Ausziehen von Pfeilen u. s. w. Ja, die römischen Legionen hatten sogar ihre wohlausgebildeten „Krankenträger“ und selbst der „Rechnungsführer“ fehlte dem Lazarethpersonal nicht. Am scherzhaftesten aber ist der erste Fall von Simulation, der in dem tapferen Römerheer vorkam. Im Jahre 496 v. Chr. legten sich nämlich Soldaten des Appius Claudius, als sie nicht gegen die Volsker fechten wollten, die „gelieferten“ Verbandstücke um die gesunden Gliedmaßen und versuchten sich dadurch krank zu stellen. v. S.

Unbestechlichkeit eines Abgeordneten. — Andreas Marwell, welcher zu der Opposition des englischen Parlaments gehörte, lebte in sehr ärmlichen Verhältnissen, so daß der Minister Lord Derby den Versuch wagte, den tüchtigen Mann durch ein Geldgeschenk oder eine Pension auf die rechte Seite zu ziehen. Eines Tages begab sich Lord Derby in den entlegenen Stadttheil Londons, in dem Marwell vier Treppen hoch in einer elenden Baracke wohnte. Marwell wunderte sich, den vornehmen Lord bei sich zu sehen und frug nach seinem Begehr. Lord Derby brachte zögernd sein Anerbieten vor, das er dem Abgeordneten im Namen des Königs mache. Marwell wies es lachend ab. „Sparen Sie sich die Mühe, Mylord, ich bin so reich,“ sagte er, „daß es nicht in Seiner Majestät Macht steht, mich zu verbinden!“ Umsonst versicherte der Lord, daß er ihm das Anerbieten nicht mit der Absicht gemacht habe, ihn seiner Ueberzeugung abwendig zu machen oder ihm irgend welche Verbindlichkeiten aufzuerlegen. Aber Marwell blieb fest. „Ich habe genug zum Leben und darf von meinen politischen Gegnern keine Unterstützung annehmen.“ Der Lord ging, ein Freund Marwell's kam die Treppe herauf und wunderte sich über den ungewöhnlichen Besuch des Ministers. Marwell erzählte ihm den Grund und den Verlauf desselben und

bat schließlich den Freund um ein Darlehen von einem Pfund, damit er seinen Hauswirth, der ihn zu exmittiren drohe, bezahlen könnte! Wahrlich, dieses Marwell Unbestechlichkeit verdient noch über die des Römers Fabricius gesetzt zu werden, denn der Letztere besaß doch noch ein Landgut, aber Marwell hatte nichts und noch Schulden obendrein! J.

Auch eine Todesursache. — Auf dem Friedhofe eines Oberlausitzer Dorfes in der Nähe von Löbau steht ein kleines Kreuz mit der klassischen Inschrift:

Mein Kind ist gestorben.
Es ging immer barbs (barfuß).
Da hat sich's verkältet —
Und daderan starbs. Bl.

Aus dem Leben eines Kaisers. — Kaiser Maximilian I. (1493 bis 1519), der sich bekanntlich sehr oft in finanziellen Nöthen befand, war über das Mißliche seiner Stellung nie im Unklaren und wußte seine Lage oft mit großer Selbstironie zu charakterisiren. „Der König von Frankreich," sagte er einmal, „herrscht über Esel, denn sie tragen, was er ihnen auferlegt, der König von England über Engel, denn sie vollbringen willig, was er ihnen gebietet, der König von Spanien über Menschen, denn sie folgen ihm, aber nur in rechten Dingen; ich selbst aber herrsche über Könige, denn meine Fürsten gehorchen mir nur so viel, als ihnen beliebt." Und ein anderes Mal sagte er: „Wenn ich Gottes Sohn wäre, so würde ich mir von Gott Vater nichts Anderes erbitten, als König von Frankreich zu werden." Kurz vor seinem Tode mußte dieser Kaiser auf einer Reise die Erfahrung machen, daß sich die Bürger von Innsbruck weigerten, seine Wagen und Pferde aufzunehmen und dieselben trotz der rauhen Witterung die ganze Nacht hindurch auf der Straße stehen ließen, weil — Majestät noch Zehrungskosten für seinen Hofstaat schuldig war. Eine solche Behandlung kränkte ihn tief und verschlimmerte seine

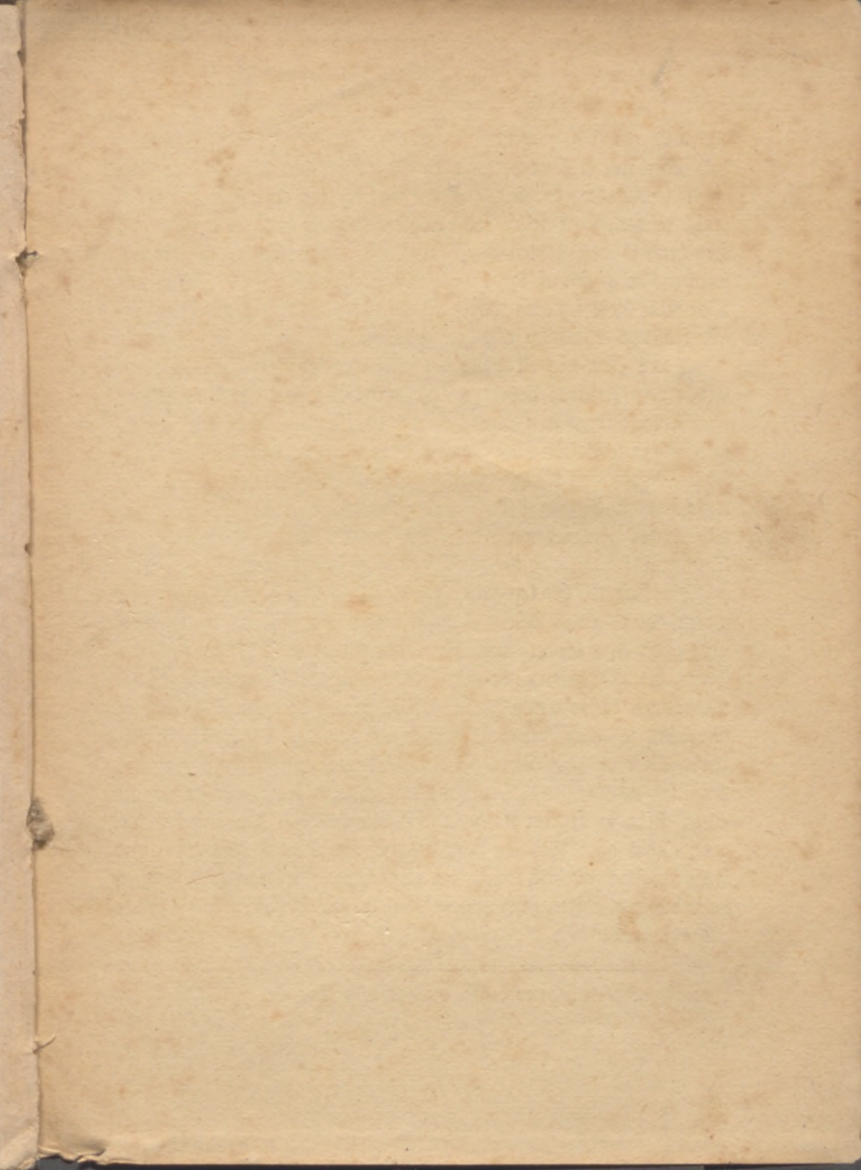
ohnedies an ihm nagende Krankheit. Er fuhr den Inn hinab, kam aber nur bis nach Wels in Oberösterreich, wo ihn der Tod ereilte. Als er sein Ende nahen fühlte, ließ er sich das Abendmahl reichen, legte selbst sein Todtenhemd an und erwartete voll Ergebenheit den letzten Augenblick. Die sein Lager umstanden, weinten, er aber rief ihnen zu: „Wozu die Thränen? Ein müder Wanderer geht schlafen, das ist Alles!" Maximilian starb am 12. Januar 1519 im 60. Jahre seines Lebens. tl.

Hart für die Aerzte. — Die Heilkünstler haben viel zu leiden von Feinden des Impfens, von Gegnern der Vivisektion, von Kräutersammlern und anderen Personen. Aber die neueste und schwerste Beleidigung kam aus einem der amerikanischen Südstaaten, wo ein Mitglied der gesetzgebenden Versammlung den entschiedenen Antrag stellte: auf jeden Grabstein solle der Name des Arztes geschrieben werden, der den Verstorbenen in Behandlung hatte! R.

Treffende Entgegnung. — Der berühmte Geiger Paganini hatte eines Abends im Theater zu Florenz aufzutreten und zwar das Gebet aus der Oper „Moses" auf nur einer Saite, der G-Saite, zu spielen. Er verspätete sich etwas im Hôtel und nahm daher einen Fiaker. Die Strecke bis zum Theater war gar nicht so groß, dennoch forderte der Kutscher das unverschämte Fahrgeld von zehn Lire. „Sind Sie verrückt?" fragte ihn der Künstler empört. — „Durchaus nicht; Sie beanspruchen ja für einen Platz zu Ihrem Konzerte das Gleiche." — Paganini lachte, reichte ihm aber doch ein sehr reichlich bemessenes Fahrgeld und sagte: „Das ist doch noch ein Unterschied: ich werde Ihnen jedoch die verlangten zehn Lire zahlen, sobald Sie mich auf einem Rade fahren!" L. M.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.





ohnedies an ihm nagende Krankheit. Er fuhr den Inn hinab, kam aber nur bis nach Wels in Oberösterreich, wo ihn der Tod ereilte. Als er sein Ende nahen fühlte, ließ er sich das Abendmahl reichen, legte selbst sein Todtenhemd an und erwartete voll Ergebenheit den letzten Augenblick. Die sein Lager umstanden, weinten, er aber rief ihnen zu: „Wozu die Thränen? Ein müder Wanderer geht schlafen, das ist Alles!“ Maximilian starb am 12. Januar 1519 im 60. Jahre seines Lebens. tl.

Hart für die Aerzte. — Die Heilkünstler haben viel zu leiden von Feinden des Impfens, von Gegnern der Vivisektion, von Kräutersammlern und anderen Personen. Aber die neueste und schwerste Beleidigung kam aus einem der amerikanischen Südstaaten, wo ein Mitglied der gesetzgebenden Versammlung den entschiedenen Antrag stellte: auf jeden Grabstein solle der Name des Arztes geschrieben werden, der den Verstorbenen in Behandlung hatte! R.

Treffende Entgegnung. — Der berühmte Geiger Paganini hatte eines Abends im Theater zu Florenz aufzutreten und zwar das Gebet aus der Oper „Moses“ auf nur einer Saite, der G-Saite, zu spielen. Er verspätete sich etwas im Hôtel und nahm daher einen Fiaker. Die Strecke bis zum Theater war gar nicht so groß, dennoch forderte der Kutscher das unverschämte Fahrgeld von zehn Lire. „Sind Sie verrückt?“ fragte ihn der Künstler empört. — „Durchaus nicht; Sie beanspruchen ja für einen Platz zu Ihrem Konzerte das Gleiche.“ — Paganini lachte, reichte ihm aber doch ein sehr reichlich bemessenes Fahrgeld und sagte: „Das ist doch noch ein Unterschied: ich werde Ihnen jedoch die verlangten zehn Lire zahlen, sobald Sie mich auf einem Rade fahren!“ L. M.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.





